

JAHRBUCH  
DES HISTORISCHEN  
KOLLEGS  
2006

R. Oldenbourg Verlag München

## **Schriften des Historischen Kollegs**

herausgegeben von

Lothar Gall

in Verbindung mit

Etienne François, Johannes Fried, Klaus Hildebrand, Manfred Hildermeier,  
Martin Jehne, Claudia Märkl, Helmut Neuhaus, Friedrich Wilhelm Rothenspieler,  
Luise Schorn-Schütte und Dietmar Willoweit

Geschäftsführung: Georg Kalmer

Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner

Anschrift:

Historisches Kolleg, Kaulbachstr. 15, 80539 München

Tel. (089) 28 66 380, Fax (089) 28 66 38 63

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und zwei Förderstipendien sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Das Historische Kolleg wird seit dem Kollegjahr 2000/2001 – im Sinne einer „public private partnership“ – in seiner Grundausrüstung vom Freistaat Bayern finanziert, seine Stipendien werden gegenwärtig aus Mitteln der Fritz Thyssen Stiftung, des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft und eines ihm verbundenen Förderunternehmens dotiert. Träger des Historischen Kollegs, das vom Stiftungsfonds Deutsche Bank und vom Stifterverband errichtet und zunächst allein finanziert wurde, ist nunmehr die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2007 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München

Rosenheimer Str. 145, D-81671 München

Internet: [oldenbourg.de](http://oldenbourg.de)

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf, München

Satz: Oldenbourg:digital GmbH, Kirchheim b. München

Druck: Grafik + Druck GmbH, München

Bindung: Thomas Buchbinderei GmbH, Augsburg

ISBN 978-3-486-58036-5

# Inhalt

## **Eröffnung des Kollegjahres 2005/2006**

*Klaus Hildebrand*

Globalisierung 1900. Alte Staatenwelt und neue Weltpolitik  
an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert . . . . . 3

## **Kollegvorträge**

*Karl-Joachim Hölkeskamp*

Pomp und Prozessionen. Rituale und Zeremonien in der  
politischen Kultur der römischen Republik . . . . . 35

*Tilman Nagel*

Verstehen oder nachahmen? Grundtypen der muslimischen  
Erinnerung an Mohammed . . . . . 73

*Karl Schlögel*

Moskau 1937. Eine Stadt in den Zeiten des Großen Terrors . . . . . 95

*Claire Gantet*

Seele und persönliche Identität im Heiligen Römischen  
Reich, ca. 1500 – ca. 1750. Ansätze zu einer kulturellen  
Wissenschaftsgeschichte . . . . . 127

## **Aufgaben, Stipendiaten, Schriften**

Aufgaben des Historischen Kollegs . . . . . 165

Mitglieder des Kuratoriums und der Auswahlkommission,  
Gäste des Kuratoriums . . . . . 167

Merkblatt für Bewerbungen um Stipendien . . . . . 169

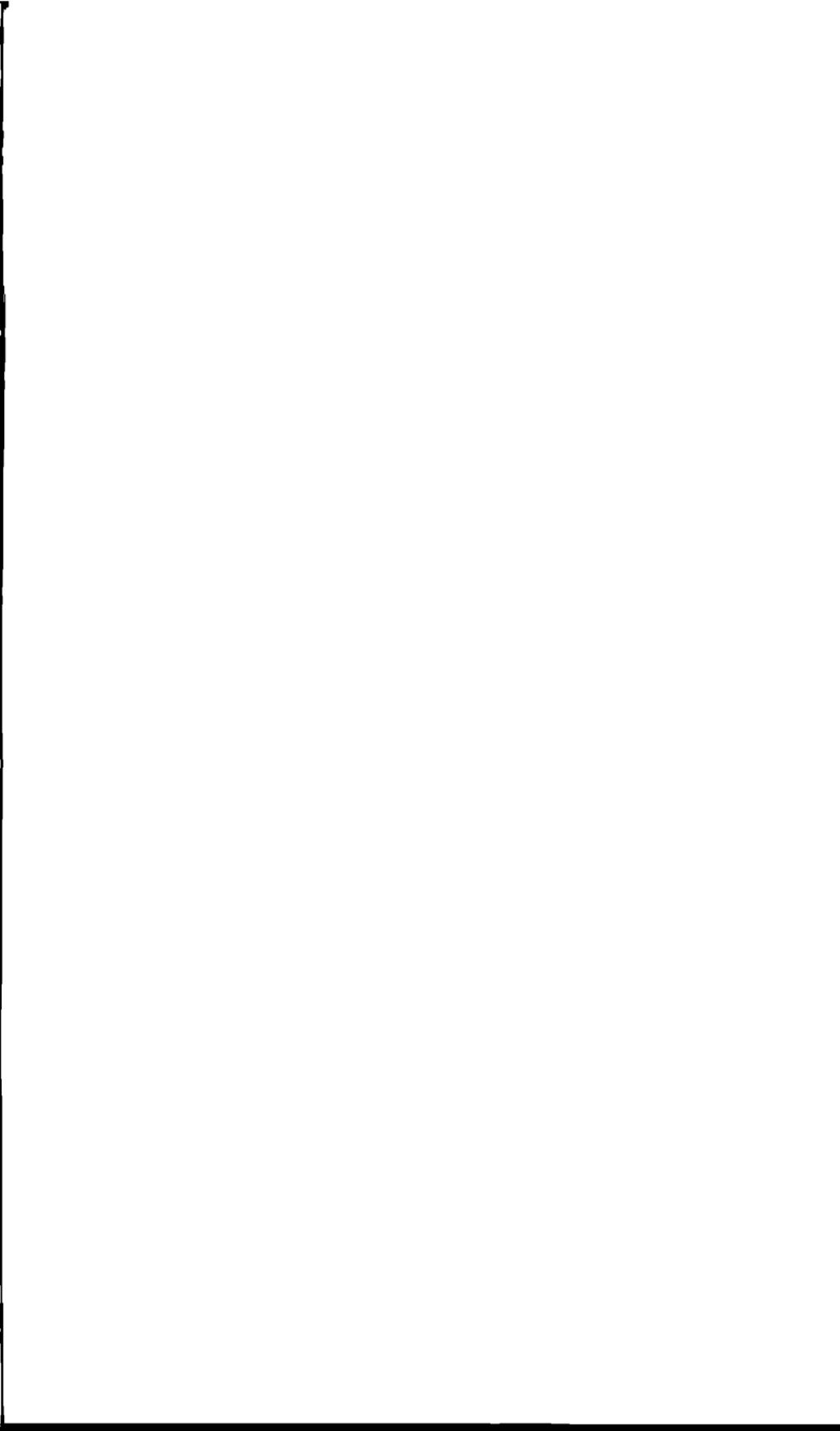
Kollegjahr 2005/2006 . . . . . 173

Kollegjahr 2006/2007 . . . . . 179

Geförderte Veröffentlichungen der Stipendiaten  
(„opera magna“) . . . . . 180

Geförderte Veröffentlichungen der Förderstipendiaten . . . . .	187
Schriften des Historischen Kollegs	
– Kolloquien . . . . .	189
– Vorträge . . . . .	198
– Dokumentationen . . . . .	203
– Jahrbücher . . . . .	205
– Sonderveröffentlichungen . . . . .	211

Eröffnung des Kollegjahres 2005/2006



*Klaus Hildebrand*

## Globalisierung 1900.

### Alte Staatenwelt und neue Weltpolitik an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert

#### I.

Globalisierung sei<sup>1</sup>, hat ein kritischer Beobachter unlängst mit Entschiedenheit geurteilt, „die penetranteste Zeitgeistvokabel der Jahrhundertwende“<sup>2</sup>. Gleichwohl, der Begriff, aufs unterschiedlichste definiert oder auch gar nicht, ist nun einmal in der Welt. Und er spiegelt ein Phänomen, das nicht nur unsere Gegenwart beschäftigt, sondern das, wie könnte es anders sein, seine Geschichte hat<sup>3</sup>. Und weil diese Geschichte der Globalisierung offensichtlich weit zurückreicht, läßt manch einer sie bereits mit der Entstehung des modernen Kapitalismus am Anfang der europäischen Neuzeit beginnen; andere sprechen, noch großzügiger ausholend, sogar schon von „mittelalterlicher Weltwirtschaft“; und wieder andere entdecken die ersten „global players“, Griechen, Araber und Inder, bereits auf dem antiken Welthandelsplatz Alexandria.

Diese Spuren und Entwicklungen, die mit den Potenzen der Wirtschaft und der Technik zusammenhängen, also die Existenz multi- bzw.

<sup>1</sup> Herrn Dr. Christoph Studt sei für manchen Gedankenaustausch über die Probleme dieser Abhandlung ebenso gedankt wie Herrn Johannes Tröger, M.A. für die Überprüfung der Anmerkungen.

<sup>2</sup> *Jürgen Osterhammel*, Internationale Geschichte, Globalisierung und die Pluralität der Kulturen, in: *Wilfried Loth, Jürgen Osterhammel* (Hrsg.), Internationale Geschichte. Themen – Ergebnisse – Aussichten (München 2000) 387–408, hier 387.

<sup>3</sup> Vgl. für den hier untersuchten Zusammenhang *Kevin H. O'Rourke, Jeffrey G. Williamson*, Globalization and History: the Evolution of a Nineteenth-Century Atlantic Economy (Cambridge, Mass., London 2000); *Harold James*, The End of Globalization: Lessons from the Great Depression (Cambridge Mass., London <sup>3</sup>2001); *Michael D. Bordo, Alan M. Taylor, Jeffrey G. Williamson*, Globalization in Historical Perspective (Chicago, London 2003); *Christopher A. Baily*, The Birth of the Modern World 1780–1914. Global Connections and Comparisons (Oxford 2004); sowie allgemein zum Begriff der Globalisierung *Ulrich Beck*, Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung (Frankfurt a.M. <sup>6</sup>1999).

transnationaler Unternehmen, die tiefgreifenden Veränderungen von Transport- und Kommunikationssystemen, die gewaltigen Wanderungen mobilen Kapitals und die weltumspannenden Schulden- und Währungskrisen, hat Knut Borchardt vor einigen Jahren in einem Vortrag vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften untersucht und vor allem im Hinblick auf das 19. und 20. Jahrhundert insgesamt festgestellt: „Prinzipiell neu scheint ... das Phänomen der wirtschaftlichen Verflechtung der Länder im Weltmaßstab nicht zu sein.“<sup>4</sup>

Probleme der Gegenwart in historischer Perspektive zu betrachten, verhilft nicht zuletzt dazu, dem atemverschlagend Neuen, das die einen als Chance begrüßen und die anderen als Bedrohung ablehnen, das oftmals Unverständene zu nehmen. In diesem Sinne soll im folgenden, parallel zur wirtschaftlichen Seite der Geschichte, die politische aufgeblättert werden, und zwar durch einen Blick auf die Entwicklung der Staatenwelt. Inwieweit dabei das eine mit dem anderen zusammenhängt, bleibt, weil Selbstverständliches sowieso für sich spricht, vorläufig unbeachtet und wird am Ende gleichwohl zu klären sein.

Bereits an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gab es das zeitgenössische Empfinden<sup>5</sup>, es bilde sich nunmehr tatsächlich das heraus, was hundert Jahre zuvor unter dem weltbewegenden Eindruck der napoleoni-schen Kriege der Historiker Arnold Hermann Ludwig Heeren angesichts des englisch-französischen Ringens als „Weltstaatsystem“<sup>6</sup> bezeichnet hat. Am 25. Januar 1904 sprach der britische Geograph Halford Mackinder in einem berühmt gewordenen Vortrag vor der Royal Geographical Society in London von einem „geschlossenen politischen System“ der gegenwärtigen Welt, in dem stets auch „the far side of the globe“<sup>7</sup> eine Rolle spiele: Das damals in Europa so populäre Schlagwort von der

<sup>4</sup> Knut Borchardt, Globalisierung in historischer Perspektive (Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte. Jg. 2001, H. 2, München 2001) 7; ebendort (S. 4, S. 16 und S. 18) finden sich auch die angeführten Beispiele, Begriffe und Formulierungen.

<sup>5</sup> Vgl. dazu allgemein das Standardwerk von Heinz Gollwitzer, *Geschichte des weltpolitischen Denkens*. Bd. II: Zeitalter des Imperialismus und der Weltkriege (Göttingen 1982), der, lange bevor der Begriff allgemein geläufig wurde, im Hinblick auf die Verhältnisse der Staatenwelt an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert von „der Globalisierung der Welt“ (S. 23) spricht; vgl. auch die Dissertation von Herbert Zühlke, *Die Rolle des Fernen Ostens in den politischen Beziehungen der Mächte 1895–1905* (Berlin 1929) 1 f.

<sup>6</sup> Arnold H. L. Heeren, *Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien* (Göttingen <sup>5</sup>1830, 1. Aufl. 1809) XI f.

<sup>7</sup> Halford J. Mackinder, *The Geographical Pivot of History*, in: *Geographical Journal* 23 (1904) Nr. 4, 421–444, hier 422.

„Weltpolitik“<sup>8</sup> erhielt damit eine über die Konzentration auf die traditionelle Pentarchie der fünf Großen Mächte weit hinausweisende Bedeutung.

Was heißt das? Es heißt, wie Peter Stadler die seinerzeit einsetzende Globalisierung der Staatenwelt einmal umschrieben hat, daß das Zeitalter der „von Europa gesteuerten Weltgeschichte“<sup>9</sup> definitiv zu Ende ging. Im Zenit des imperialistischen Zeitalters deutete sich zugleich auch das Finale der kolumbianischen Ära an; mit dem Erreichen des Höhepunktes europäischer Machtentfaltung begann ihr Abstieg; auf dem Gipfel ihrer Entwicklung mutierte die alte Staatenwelt zur neuen Weltpolitik, nahm globale Gestalt an. Das heißt aber: Die Herrschaft Europas über den Erdball, seine Wahrnehmung der „Welt als Beute“<sup>10</sup> der weißen Menschheit näherte sich ihrem Abschluß. Neue Akteure traten auf den Plan; neue Teilsysteme der sich verändernden Staatenwelt pochten auf ihre Unabhängigkeit vom europäischen Zentrum und wirkten ihrerseits mit gar nicht zu übersehender Selbständigkeit auf das alte Europa zurück. Erstmals bekam das Zentrum der Welt seinerseits von den bis dato eher nachgeordneten Faktoren der Geschichte zu spüren, was Abhängigkeit bedeutet.

Dieser geschichtsmächtige Vorgang spiegelt zum einen etwas anderes als das, was in der Existenz eines jahrhundertealten Nebeneinanders sowie in den – vom Friedenszustand bis zur Kriegführung reichenden – Interaktionen zwischen europäischen und außereuropäischen Imperien und Kulturkreisen, der persischen, indischen und chinesischen Welt beispielsweise, aufgehoben ist. Und diese weltverändernde Entwicklung zu einer gegenseitigen Abhängigkeit der Akteure und Teilsysteme ist auch etwas anderes, als die bislang schon bekannten Wechselverhältnisse zwischen europäischer und überseeischer Welt: Denn selbstverständlich hatte der Ruhm der katholischen Majestäten Spaniens im Zeitalter Karls V. und Philipps II. auch mit der Tatsache zu tun, daß in ihrem Reich die Sonne nicht unterging; selbstverständlich fiel Kanada in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Briten nicht zum geringsten deshalb zu, weil deren französischer Konkurrent durch das friderizianische

<sup>8</sup> Vgl. dazu *Gollwitzer*, Geschichte des weltpolitischen Denkens, Bd. II, passim; und *Christopher J. Bartlett*, The Global Conflict. The International Rivalry of the Great Powers, 1880–1970 (London, New York 1984) passim.

<sup>9</sup> *Peter Stadler*, Weltgeschichte und Staatstraditionen. Ein Rückblick gegen Ende des 20. Jahrhunderts (Zürich 1989) 11.

<sup>10</sup> *Jörg Fisch*, Die europäische Expansion und das Völkerrecht. Die Auseinandersetzungen um den Status der überseeischen Gebiete vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Stuttgart 1984) 268.

Preußen in Mitteleuropa gebunden war; und selbstverständlich spielte die napoleonische Bedrohung Indiens als ein Faktor neben anderen für die präventive Expansion Großbritanniens auf dem indischen Subkontinent an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert eine Rolle.

Allein, was sich an der nächsten Jahrhundertwende vollzog, ging über eine solche europabestimmte Urteilsbildung weit hinaus, war etwas anderes als eine in die Welt projizierte Europapolitik. Denn es entstanden von der klassischen Pentarchie unabhängige Akteure: Japan und die Vereinigten Staaten von Amerika allen voran betraten, nicht zuletzt im Zeichen des Antikolonialismus, den nunmehr globalen Schauplatz der Geschichte, machten ihren Anspruch auf Teile der Erde, ja auch auf mehr davon geltend, ließen in der Auseinandersetzung mit dem alten Europa neue Welten entstehen. Allesamt gerieten diese sodann, das europäische Zentrum, das ostasiatische Teilsystem und die amerikanische Hemisphäre der Weltpolitik, in den Sog der nächsten säkularen Bewegung des historischen Prozesses: Zeitgleich zwar, aber längst noch nicht so wirkungsvoll wie das Auftreten der Japaner und Amerikaner, machte diese sich durchaus schon bemerkbar. Denn die weltweite Tendenz zur Dekolonisation erhielt im Zusammenhang mit dem fundamentalen Gestaltwandel der Staatenwelt an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ganz unverkennbare Impulse, deren historische Wirkungen Unumkehrbarkeit erlangten. Unter dem Eindruck der Kapitulation der russischen Festung Port Arthur im Russisch-Japanischen Krieg am 2. Januar 1905 beispielsweise trug der deutsche Admiralstabsoffizier Albert Hopman, der als Kriegsbeobachter den Waffengang an Ort und Stelle verfolgte, in sein Tagebuch ein: „Weltgeschichtliches Ereignis allererster Bedeutung. ... Krieg kann kein Erfolg für Rußland werden. ... Herrenrolle der weißen Rasse in Asien hat ausgespielt. Beginn einer neuen weltgeschichtlichen Ära.“<sup>11</sup>

Wie so oft in der Geschichte waren es auch an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, im Zeitraum zwischen 1894/95 und 1904/05, militärisch geführte Auseinandersetzungen der Staaten, vier Kriege nämlich, welche die Gestalt einer sich rapide verändernden Welt zu erkennen gaben. Sie ließen deutlich werden, daß „eine einheitliche große Weltpolitik“, von der der Sinologe und Historiker Otto Franke, damals im diplomatischen Dienst des Deutschen Reiches in China tätig, im Abstand von zwei Jahrzehnten rückblickend gesprochen hat, daß diese „einheitliche

<sup>11</sup> *Michael Epkenhans* (Hrsg.), *Das ereignisreiche Leben eines ‚Wilhelminers‘. Tagebücher, Briefe, Aufzeichnungen 1901 bis 1920 von Albert Hopman* (München 2004) 127.

große Weltpolitik... ihre Fäden über den Erdball spinnt, und in [ihr K.H.] kein Teil gerührt werden kann, ohne daß das ganze Gewebe sich regt“<sup>12</sup>.

Der tatsächlich weltweite Folgen zeitigende Übergang von der alten zu einer neuen Formation der Staatenwelt, der sich ganz in Parallele zum Konkurrenzprinzip der wirtschaftlichen Entwicklung auf antagonistische Art und Weise vollzog, soll anhand des Chinesisch-Japanischen Krieges, des Spanisch-Amerikanischen Krieges, des südafrikanischen Burenkrieges und des Russisch-Japanischen Krieges betrachtet werden, um durch die Bestimmung spezifischer Merkmale das Phänomen einer Globalisierung der Staatenwelt zu umschreiben: Ein um das andere Mal verweist die dabei hervortretende Unabhängigkeit der einzelnen Akteure, um das für die neue Zeit konstitutive Merkmal schon vorab zu benennen, auf die gerade dadurch bedingte Abhängigkeit aller voneinander.

## II.

Der Chinesisch-Japanische Krieg, der vom Sommer 1894 bis zum Frühjahr 1895 den militärischen Auftakt zur politischen Auseinandersetzung um die Hegemonie in Ostasien markierte, wurde geführt, um die Vorherrschaft über Korea zu erlangen<sup>13</sup>. Entgegen allen im alten Europa vorwaltenden Erwartungen siegte das japanische Kaiserreich. Gewiß, seit langem war kaum einem, der sich damit beschäftigte, die Reformfähigkeit und Rückständigkeit des chinesischen Staates unter der Mandschu-Dynastie verborgen geblieben. Gleichwohl wurde dem riesigen „Reich der Mitte“ allein schon aufgrund seiner schieren Größe und Bevölkerungszahl weit mehr zugetraut als nur die Schmach einer Niederlage. Diese wirkte für China im übrigen viel schmerzhafter als die seit dem Opiumkrieg der Jahre von 1840 bis 1842 und als Reaktion auf die Taiping-Rebellion zwischen 1850 und 1864 erlittenen Demütigungen durch europäische Großmächte. Denn dieses Mal handelte es sich bei dem Gegner, der so unerwartet triumphiert hatte, um ein Mitglied der konfuzianischen Welt<sup>14</sup>. Mehr noch: Mit dem unvermuteten Sieg der Ja-

<sup>12</sup> *Otto Franke*, Die Großmächte in Ostasien von 1894 bis 1914. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Krieges (Braunschweig, Hamburg 1923) 151.

<sup>13</sup> Vgl. dazu *Sarah C. M. Paine*, The Sino-Japanese War 1894-1895: Perceptions, Power, and Primacy (New York 2003) vor allem auch S. 11: „the globalization of politics“.

<sup>14</sup> Zur Terminologie vgl. ebd. 5.

paner änderte sich die Rangordnung der Großmächte in Ostasien ebenso wie die Gestalt der Welt.

Japan, das seit der Meiji-Reform vom Jahr 1868 seine innere Modernisierung vorangebracht und seine autokratische Existenz in eine konstitutionelle Bauform gekleidet hatte, ergänzte von nun an als neue Großmacht den „Monde“ der alten Pentarchie. Es erhob Anspruch auf Führung in Ostasien, das seit der Jahrhundertwende in das Blickfeld der zusammenrückenden Welt trat, ja ein nicht mehr länger zu übersehender Faktor im globalen Kräftemessen war. Der chinesische Konkurrent der Japaner lag, nicht nur vorläufig, sondern für geraume Zeit, schwer daneben. Zwar begab er sich, mit unsanfter Gewalt dazu genötigt, auf einen schleppend beschrittenen Weg mühsamer Reformen. Diese nahmen, beinahe umgehend, auch eine gleichsam unkontrollierte Ausprägung ihrer schmerzhaften Besinnung auf die eigene Kraft in Form fremdenfeindlicher Gewalt an. Sie gipfelte im chinesischen Boxeraufstand des Jahres 1900 und rief jene Weltpolizeiaktion der europäischen Großmächte hervor, an der, für die neue Weltordnung bezeichnend, Amerikaner und Japaner gleichfalls teilnahmen. China war und blieb, auch nach der die Monarchie stürzenden Revolution und dem Übergang zur Republik unter Sun Yat-sen im Jahr 1911, nicht viel mehr als ein Objekt der Weltgeschichte. Die einmal so genannte „Orgie der Pachtungen“<sup>15</sup>, mit der sich die Deutschen, die Russen, die Briten und die Franzosen im Jahr 1898 zu Lasten des chinesischen Reiches in strategisch bevorzugten Positionen am Gelben Meer festgesetzt hatten, illustriert diese Tatsache galoppierender Machtlosigkeit. Indes, über das am Boden liegende China hinaus erwachsen Japan, wie sich gerade im Augenblick seines militärischen Triumphes über den ostasiatischen Widersacher zeigte, andere mächtige Konkurrenten, nämlich Rußland und die Vereinigten Staaten.

Die Amerikaner waren im Jahr 1895<sup>16</sup>, als die Probleme der von nun an existierenden „Fernöstlichen Frage“<sup>17</sup> Europa nah und näher kamen, in ihrer eigenen Weltregion mit der zukünftigen Entwicklung Kubas, je-

<sup>15</sup> Victor A. Yakhontoff, *Russia and the Soviet Union in the Far East* (London 1932) 45.

<sup>16</sup> Zur Neutralität der Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber dem Chinesisch-Japanischen Krieg, die ungeachtet ihres bereits unübersehbaren Interesses an den ostasiatischen Begebenheiten im Zeichen der „idealistischen Regierung“ Grover Cleverlands noch nicht von der interventionistischen Entschiedenheit der – auf die dazwischen liegende Präsidentschaft William McKinleys – folgenden „expansionistischen Regierung“ Theodore Roosevelts getragen war, vgl. Jeffery M. Dorwart, *The Pigtail War: American Involvement in the Sino-Japanese War of 1894–1895* (Amherst 1975).

<sup>17</sup> Vgl. dazu Jürgen Osterhammel, *China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit* (München 1989) 202.

ner spanischen Kolonie vor ihrer Haustür, beschäftigt<sup>18</sup>, die bald darauf zum Anlaß wurde für die kriegerische Auseinandersetzung der neu aufsteigenden Großmacht mit der schon seit langem in die Jahre gekommenen Kolonialmacht aus den frühen Anfängen europäischer Expansion.

Anders dagegen die Russen: Sie nahmen die japanische Herausforderung unmittelbar an. Denn sie waren es in erster Linie, die dafür sorgten, daß Japan die am 17. April 1895 im Frieden von Shimonoseki den Chinesen entwundenen Gewinne nicht uneingeschränkt erhalten blieben. Der Kampf um Korea, das eine formale Unabhängigkeit erhielt, dauerte noch eineinhalb Jahrzehnte an, bis die umkämpfte Halbinsel schließlich, 1910, unter japanische Herrschaft geriet. Insgesamt aber mußte Japan, weil die europäischen Großmächte von der anderen Seite der Welt aus intervenierten, letztlich doch zurückstecken<sup>19</sup>. Vorübergehend bildete sich nämlich ein so genannter „Ostasiatischer Dreibund“, dem Rußland, Frankreich und Deutschland angehörten. Seine Existenz zwang die Japaner zur Mäßigung und zur Rückgabe eines Teils ihrer Kriegsbeute. Diese europäische „Gelegenheitsgruppe“ hatte allerdings nicht lange Bestand. Ungeachtet ihres antienglischen Akzents auf dem ostasiatischen Schauplatz vermochte sie sich in der alten Welt vor allem nicht zu kontinentaler Blockbildung gegen Großbritannien zu entwickeln. Es warf ganz im Gegenteil ein bezeichnendes Licht auf die zukünftige Entwicklung, daß England sich an der gegen Japan gerichteten Intervention nicht beteiligte, sondern den anderen jene ihm selbst gleichfalls nicht unwillkommene Aufgabe, Japan zu mäßigen, gerne überließ. Zunehmende Einsicht in die eigene Überbürdung, die sich an der Jahrhundertwende mehr und mehr abzeichnete, ließ die Briten sogar den Weg zu einem Zusammengehen mit Japan einschlagen, der 1902 in die Defensivallianz mit dem ostasiatischen Inselreich einmündete und den Auftakt zum Ende der englischen Politik der „splendid isolation“ beschreibt.

<sup>18</sup> Vgl. dazu *Friedrich Wilhelm Christoph Schröder*, Die USA, der Spanisch-Amerikanische Krieg und die Folgen – Ein Weg ohne Wiederkehr für das „Amerikanische Imperium“? Betrachtungen zur Historiographie eines zentralen Problems der amerikanischen Geschichte (Magisterarbeit zur Erlangung des Grades eines Magister Artium M.A., vorgelegt der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 2005) 21 f.

<sup>19</sup> Während das gewonnene Formosa den Japanern erhalten blieb, mußten sie die strategisch wichtige Halbinsel Liaodong mit der Festung Port Arthur zurückgeben. Der entsprechenden „Empfehlung“ Rußlands, Deutschlands und Frankreichs vom 23. April 1895 leistete Japan nach Zahlung einer hohen Kontribution durch China am 8. November 1895 Folge.

Japan seinerseits, modern, tatendurstig, ja angriffslustig, wurde nicht zuletzt unter dem Druck seiner mit dem außenpolitischen Status quo unzufriedenen Öffentlichkeit von einer revanchistischen Woge erfaßt. Von Stund an wurde die Aufrüstung gegen Rußland, Englands Rivalen im „Great Game“ um die Vorherrschaft auf der Erde, forciert. Und die Russen ihrerseits nahmen zusätzlich zu den ohnehin schon bestehenden Lasten der von Eduard Bernstein zeitgenössisch so genannten „kalten Kriegsführung“<sup>20</sup> in Europa nunmehr auch in Ostasien die japanische Herausforderung zu einem Rüstungswettkampf an. Der nächste Konflikt, der die fernöstliche Welt heimsuchen sollte, der zwischen dem westlichen Rußland und dem östlichen Japan, zeichnete sich ab. Unterdessen wappnete sich an einem ganz anderen Punkt der Erde ein weiterer Akteur. Im Krieg zwischen China und Japan hatte er sich, ungeachtet seiner Bereitschaft zur Friedensvermittlung zwischen den Kontrahenten, noch einmal zurückgehalten. Jetzt aber schickte er sich an, in den Kreis der großen Mächte einzutreten und intensivierte damit die wechselseitige Abhängigkeit der Staaten des europäischen Zentrums, des ostasiatischen Teilsystems und der amerikanischen Hemisphäre auf ganz unübersehbare Art und Weise.

Durch gezielte Agitation, mit der Mißwirtschaft und Menschenrechtsverletzungen der spanischen Kolonialmacht – nicht zuletzt die als „reconcentration“ bezeichneten Zwangsumsiedlungen einheimischer Bevölkerungsteile – in Kuba angeprangert wurden, und durch eine aggressive Diplomatie, die den Konflikt alles andere als scheute, trieben die Amerikaner das in ihrem Rayon unerwünschte Spanien derartig in die Enge, daß dessen Regierung am 25. April 1898 den Krieg erklärte<sup>21</sup>. Dieser „splendid little war“<sup>22</sup>, so der amerikanische Botschafter in England und nachmalige Außenminister John Hay über den nur vier Monate währenden Waffengang, auf den sich der anfangs zögerliche Präsident McKinley im Banne des erheblichen Drucks einer mächtigen innenpoli-

<sup>20</sup> *Eduard Bernstein*, Die internationale Bedeutung des Wahlkampfes in Deutschland, in: Die Neue Zeit 11/II (1893) 294.

<sup>21</sup> Vgl. zum „War of 1898“ *David F. Trask*, The War with Spain in 1898 (New York, London 1981); *John L. Offner*, An Unwanted War. The Diplomacy of the United States and Spain over Cuba 1895–1898 (Chapel Hill, London 1992); sowie *Joseph Smith*, The Spanish-American War: Conflict in the Caribbean and the Pacific 1895–1902 (London, New York 1984). Im Sinne der erkenntnisführenden Fragestellung dieses Aufsatzes vgl. auch *Thomas Schoonover*, Uncle Sam's War of 1898 and the Origins of Globalization (Lexington 2003).

<sup>22</sup> Zitiert nach *Frank Freidel*, The Splendid Little War (Short Hill, N.J. 2002, EA 1958) 1.

tischen Bewegung, allen voran der nationalistischen Boulevardpresse, schließlich doch einließ<sup>23</sup>, endete mit einem amerikanischen Erfolg.

Ihren Krieg, der für die Befreiung Kubas vom spanischen Kolonialjoch begonnen wurde, eröffneten die Amerikaner mit ihrer überlegenen Kriegsmarine, dem nach der zeitgenössischen Lehre des amerikanischen Admirals Mahan allgemein für die Zukunft als entscheidend angesehenen Instrument militärischer Schlagkraft überhaupt, in einer ganz anderen Weltgegend des dahinsiechenden Kolonialreichs der Spanier, nämlich mit einem Angriff gegen die Philippinen. Nach vergleichsweise kurzem Widerstand mußte das ausgepowerte Spanien kapitulieren und am 10. Dezember 1898 in den Frieden von Paris einlenken: Kuba und Puerto Rico im Westen, die Philippinen und Guam im Osten fielen allesamt in unterschiedlicher Art und Weise, von formaler Unabhängigkeit über ein indirektes Protektoratsverhältnis bis hin zur direkten Kolonialherrschaft, de facto den Amerikanern zu. Und als die Philippinos sich gegen ihre neuen Herren erhoben, unterdrückte das im Zeichen der kolonialen Befreiung auftretende Amerika die Rebellion, ohne viel Rücksicht zu nehmen auf jene Ideale, für die es gegen Spanien Krieg geführt hatte<sup>24</sup>: Mit dem göttlichen Auftrag „unserer Rasse, die Zivilisation auszubreiten“<sup>25</sup>, begründete der Wortführer der Imperialisten im Senat, der Republikaner Albert Beveridge aus Indiana, am 9. Januar 1900 das robuste Vorgehen gegen die Aufständischen, die als „Orientals“ einfach nicht zur Selbstregierung fähig seien. Zudem waren es die Handelsvorteile im Pazifik, auf die das von Werner Sombart einmal so genannte „Kanaan“ des Kapitalismus<sup>26</sup> nicht verzichten wollte, und der militärstrategische Vorteil, im Wettlauf um die Vormacht im Pazifik die Inselgruppe der Philippinen zu besitzen, welche die Amerikaner an ihrer neuen Eroberung festhalten ließen.

Mit der spanischen Niederlage wurde das Ende des Zeitalters der alten Kolonialreiche unübersehbar, zumal fast gleichzeitig, mit dem 1896 erfochtenen Sieg des äthiopischen Kaisers Menelik II. über Italien, das seinerseits Abessinien erobern wollte, die Götterdämmerung weißer

<sup>23</sup> Vgl. dazu *Schröder*, Die USA, der Spanisch-Amerikanische Krieg 25; zu der umstrittenen Frage nach McKinleys Entscheidungsverhalten vgl. im allgemeinen Zusammenhang ebd. 38 f.

<sup>24</sup> Zu den auch Folterungen nicht ausschließenden Methoden der Amerikaner vgl. ebd. 45 f.

<sup>25</sup> Congressional Record – Senate 33,1 (9. Januar 1900) 704–712, besonders 704, 708 und 711: Senator Beveridge speaking for the Joint Resolution on the Philippine Islands.

<sup>26</sup> *Werner Sombart*, Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus (Tübingen 1906) 7.

Herrschaft über die farbige Welt heraufzog. Nun waren die Vereinigten Staaten von Amerika auf den Schauplatz der sich neu formierenden Weltgeschichte getreten<sup>27</sup>. Daß das „Land der Zukunft“<sup>28</sup> auf dem eigenen Doppelkontinent, besonders in Mittelamerika, keinen fremden Eingriff zu dulden geneigt war, hatte es schon im Jahr 1823 durch die Proklamation der Monroe-Doktrin programmatisch verkündet. Das drei Jahre darauf geäußerte stolze Wort des englischen Außenministers Canning, er habe durch die britische Unterstützung für die Emanzipation der lateinamerikanischen Kolonien die Neue Welt ins Leben gerufen, um der alten das Gleichgewicht zurückzugeben, hatte inzwischen mehr und mehr von seiner Gültigkeit eingebüßt. Denn früh schwenkte Großbritannien, nicht zuletzt um seinen kanadischen Besitz vor amerikanischen Übergriffen zu schützen, den Vereinigten Staaten gegenüber auf einen Kurs des Appeasement ein: Im Bulwer-Clayton-Vertrag vom Jahr 1850 verständigte es sich über gemeinsam wahrzunehmende Interessen auf der mittelamerikanischen Landenge, die durch den Plan eines Atlantik und Pazifik miteinander verbindenden Kanalprojekts zu einem politischen und militärischen Brennpunkt der neuen Weltpolitik aufsteigen sollte. Jetzt, an der Jahrhundertwende, stand England, als die Amerikaner das vom übrigen Europa zumindest moralisch unterstützte Spanien so rücksichtslos abhalferten, fest an deren Seite.

Während die Deutschen, von der Illusion geblendet, ein Stück philippinischer Beute ergattern zu können, im Juni 1898 ihre Kriegsmarine in der Bucht von Manila aufkreuzen ließen und einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten von Amerika riskierten<sup>29</sup>, nutzten die Briten den Waffengang zwischen Spaniern und Amerikanern, um bei ihrer andauernden

<sup>27</sup> Zur Frage nach Kontinuität oder Bruch in der amerikanischen Außenpolitik, nach einer lediglich temporären oder vielmehr typischen Strategie der Expansion vgl. im Zusammenhang mit dem Krieg von 1898 die Betrachtungen von *Schröder*, *Die USA, der Spanisch-Amerikanische Krieg* 6 und 11, der die imperiale Tendenz in der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika als vorwiegend einschätzt. Vgl. dazu insgesamt *Frank Ninkovich*, *The United States and Imperialism* (Malden, Mass. 2001).

<sup>28</sup> *Walter Erdmann von Kalinowski*, *Der Krieg zwischen Rußland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen* (Berlin 1904, Band, aus sechs Heften zusammengesetzt, deren letztes am 1.12.1905 abgeschlossen wurde) 30.

<sup>29</sup> Vgl. dazu *Rolf-Harald Wippich*, „War with Germany is imminent“. Deutsch-amerikanisches Säbelgerassel vor Manila 1898, in: *Jost Dülffer, Martin Kröger, Rolf-Harald Wippich*, *Vermiedene Kriege. Deeskalation von Konflikten der Großmächte zwischen Krimkrieg und Erstem Weltkrieg 1856–1914* (München 1997) 513–525.

Suche nach einem großen „Rapprochement“<sup>30</sup> mit dem zivilisatorisch verwandten Konkurrenten jenseits des Atlantiks ein weiteres Stück voranzukommen. Dessen Drang zielte inzwischen weit über den eigenen Doppelkontinent hinaus in den Stillen Ozean nach Westen, also in den Fernen Osten. Kein Wunder, daß die zwischen Europa und Asien, zwischen Atlantik und Pazifik situierte amerikanische Union bereits im 19. Jahrhundert als das neue „Reich der Mitte“<sup>31</sup> eingeschätzt wurde. Endgültig wurde das schon seit Jahren ins amerikanische Visier genommene Hawaii 1898 okkupiert. Amerikas Blick war auf Ostasien gerichtet, wo die europäischen Großmächte, Briten und Russen, Franzosen und Deutsche, ebenso wie die Japaner bereits Position bezogen hatten, während das gleichfalls auf chinesischen Territorialerwerb erpichte Italien zur gleichen Zeit wieder einmal leer ausgegangen war und vor dem chinesischen Widerstand zurückzuweichen hatte.

Auf ihre ganz eigene Art traten die Amerikaner mit den europäischen Großmächten und dem japanischen Rivalen in Wettbewerb: Am 6. September 1899 proklamierten sie die Politik der „offenen Tür“, weil sie glaubten, ihre weltweite, ja ihre universale Mission, ihr weit über den hemisphärischen Anspruch hinausweisendes „Manifest Destiny“ auf diesem Weg am besten erreichen zu können. Einem militärischen Kampf um Ostasien fühlten sie sich noch nicht gewachsen, während sie mit ihrer wirtschaftlichen Kraft durchaus schon zu dominieren vermochten. Japan erklärte sich, vorläufig jedenfalls, mit der amerikanischen Forderung nach der „open door“ in China einverstanden; England, von Fall zu Fall zwischen informeller und direkter Herrschaft schwankend, willigte ebenso ein wie das Deutsche Reich. Russen und Franzosen, die an sich eine Politik der „geschlossenen Tür“<sup>32</sup>, der abgegrenzten Einflußsphären bevorzugten, hielten gleichfalls still. Wie auch immer: Europa, Asien und Amerika rückten im Fernen Osten zusammen, das heißt aber auch: Das, was sich in dieser Region der Welt zutrug, wirkte auf Europa und Amerika zurück. Mit anderen Worten: Die lange Zeit abhängige Welt,

<sup>30</sup> Zu dem im Hinblick auf das britisch-amerikanische Verhältnis bereits zeitgenössisch geläufigen Begriff „The Great Rapprochement“ vgl. *Gollwitzer*, Geschichte des weltpolitischen Denkens, Bd. II, 110.

<sup>31</sup> Der Begriff geht zurück auf Kommodore Matthew Calbraith Perry (1794–1858), der im Jahr 1854 mit einer amerikanischen Flotte die Isolation Japans gewaltsam aufgebrochen hatte: Seitdem begann sich Amerika als das wahre „Reich der Mitte“ – so Perry – zu breiten: Vgl. dazu *Michael Salewski*, Geschichte Europas. Staaten und Nationen von der Antike bis zur Gegenwart (München 2000) 947.

<sup>32</sup> Vgl. *Werner Stingl*, Der Ferne Osten in der deutschen Politik vor dem Ersten Weltkrieg (1902–1914) 2 Bde. (Frankfurt a.M. 1978) hier Bd. 1, 147 ff.

die den europäischen Herren zur Verfügung gestanden hatte, war selbständig geworden, ein Teil der europäischen Macht wanderte gewissermaßen aus und schränkte die Freiheit der alten Großmächte ein. So wie Lord Salisbury im innenpolitischen Zusammenhang an der Jahrhundertwende darüber sinnierte, wohin sich die den Regierenden abhanden gekommene Macht wohl verflüchtigt haben mochte<sup>33</sup>, so stellte sich dieses Problem eines Politikverlusts den europäischen Großmächten mutatis mutandis auch auf internationalem Feld: Ins Globale, nach Osten und nach Westen, nach Asien und nach Amerika entwich die Macht der alten Zentrale, ließ durch Aufspaltung des europäischen Gewaltmonopols verschiedene Welten entstehen und verband sie gleichsam zu dem, was viel später die „Eine Welt“ genannt werden sollte.

Diese säkulare Tendenz der vagabundierenden Macht, die sich im innenpolitischen Zusammenhang ins Gesellschaftliche zurückzog und in internationaler Perspektive in die neuen Welten eskapierte, spiegelte sich in der inneren und äußeren Politik des britischen Empire, nach wie vor der Nummer eins unter den großen Mächten an der Jahrhundertwende: Sie verdichtete sich vor allem im südafrikanischen Burenkrieg der Engländer, in seinem Verlauf wie in seinen Folgen<sup>34</sup>. Der seit Oktober 1899 zwischen Briten und Buren um die Vorherrschaft im südlichen Afrika ausgetragene Waffengang war, was sein Profil angeht, ein Sonderfall der Kriegführung.

Es handelte sich nämlich nicht um einen herkömmlichen, also asymmetrischen Kolonialkrieg zwischen europäischer Großmacht und indigener Bevölkerung; es handelte sich aber auch nicht um einen klassischen Staatenkrieg zwischen europäischen Rivalen. Vielmehr kämpften die moderne imperialistische Macht der Briten und der vormoderne bäuerliche Siedlungskolonialismus der Buren um Südafrika. Lange Zeit taten sich die Engländer mit dem gut gerüsteten Gegner ausgesprochen schwer, spürten im Zeichen empfindlicher Schlappen ihre globale Überforderung und hatten beispielsweise, um der Lage Herr zu werden, nicht

<sup>33</sup> Am Neujahrstag 1895 hielt Lord Salisbury ebenso zutreffend wie ratlos fest: „Governments can do so little and prevent so little nowadays. Power has passed from the hands of statesmen, but I should be very much puzzled to say into whose hands it has passed. It is all pure drifting. As we go down stream, we can occasionally fend off a collision; but where are we going?“ Zitiert nach *Robert Taylor*, *Lord Salisbury* (London 1975) 145.

<sup>34</sup> Vgl. dazu *Byron Farwell*, *The Great Boer War* (London 1977); *Andrew N. Porter*, *The Origins of the South African War. Joseph Chamberlain and the Diplomacy of Imperialism 1895–99* (New York 1980); *Thomas Pakenham*, *The Boer War* (London 1979); sowie *Iain R. Smith*, *The Origins of the South African War, 1899–1902* (London u. a. 1996).

unerhebliche Truppenkontingente aus Indien abzuziehen, wo die Russen eine immerwährende Bedrohung darstellten.

Mehr noch: Obwohl Frankreich ein Jahr vor Ausbruch des südafrikanischen Konflikts beim sudanesischen Faschoda vor den Briten zurückgewichen war und sich zwischen europäischer und überseeischer Orientierung wieder stärker auf die Pflege der kontinentalen Ziele sowie auf die Bewahrung der überlieferten *France d'outre mer* zu konzentrieren vornahm, blieb die Grande Nation in Afrika gleichwohl ein nach wie vor ernstzunehmender Konkurrent. Mit wachsendem Mißtrauen hatte England zudem das unruhig nach Weltgeltung verlangende Deutschland im Auge zu behalten, das des kontinentalen Hegemoniestrebens verdächtig war und eine große Schlachtflotte aufbaute. Kein Wunder, daß die Briten vor dem Hintergrund solcher weltpolitischer Verpflichtungen den Vereinigten Staaten von Amerika während des zu Ende gehenden Jahrhunderts auch in den Streitfragen um Samoa und Venezuela<sup>35</sup> beständig nachgegeben hatten. Jetzt sollte sich dieser beschwichtigungspolitische Tribut auszahlen: Ungeachtet ihrer proburischen Sympathien fielen die Amerikaner den schwer bedrängten Engländern nämlich nicht in den Rücken. Ihren neuen Anspruch auf globale Machtprojektion demonstrierten sie vielmehr dadurch, daß sie öffentlich ihre Bereitschaft erklärten, zwischen den in Südafrika kämpfenden Parteien zu vermitteln<sup>36</sup>.

Anders als die chauvinistische Massenpresse der englischen Hauptstadt, die den Krieg mit allen Mitteln bis zum totalen Sieg zu führen verlangte, sah sich die britische Regierung mit Premierminister Arthur Balfour an der Spitze vom Jahr 1902 an dazu veranlaßt, neue Wege einzuschlagen: Diese führten zu einem gründlichen Gestaltwandel der inneren und äußeren Politik des Landes. Gewiß, erst einmal gelang es der englischen Weltmacht, die ihre Überlegenheit mehr und mehr zu aktivieren verstand, auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz den Sieg zu erringen. Der militärische Erfolg wurde freilich mit einer nicht unproblematischen Anwendung äußerster Gewalt erkaufte, die mit der Einrichtung von Konzentrationslagern für die burische Zivilbevölkerung die Grenze zur totalen Kriegführung überschritt. Gleichzeitig damit vollzog sich

<sup>35</sup> Vgl. dazu *Rolf-Harald Wippich*, Belastung an der Peripherie. Der samoanische Dauerkonflikt 1879–1899, in: *Dülffer, Kröger, Wippich*, Vermiedene Kriege 283–315; und *Ragnhild Fiebig-von Hase*, Großmachtkonflikte in der Westlichen Hemisphäre: Das Beispiel der Venezuelakrise vom Winter 1902/03, in: ebd. 527–555.

<sup>36</sup> *Papers Relating to the Foreign Relations of the United States, with the Annual Message of the President Transmitted to Congress December 5, 1899*, New York 1968 (EA Washington 1901) Band 61, XXII.

aber auch, in innen- und außenpolitischer Hinsicht, ein grundlegender Wandel der allgemeinen Verhältnisse.

Salisburys Ära, die Zeit der glänzenden Isolierung des Landes, ging zu Ende. Vor dem Hintergrund des am 31. Mai 1902 in Vereeniging abgeschlossenen Friedens hatte England eine nationale Entscheidung zu treffen, die spätestens seit der Mitte der neunziger Jahre des zurückliegenden Jahrhunderts herangereift war. Zum einen stand die Lösung zur Debatte, die Joseph Chamberlain, seit 1895 Kolonialminister im letzten Kabinett Salisbury, vorgeschlagen hatte: nämlich hermetischer Schutz des Weltreiches durch entschiedenen Protektionismus nach außen und tiefgreifender Wandel des traditionellen Parlamentarismus im Inneren. Das heißt aber: Um den weltumspannenden Herausforderungen des Empire gerecht zu werden, spielte der bürgerliche Aufsteiger aus Birmingham mit dem geradezu revolutionären Gedanken, den herkömmlichen Parlamentarismus den außenpolitischen Erfordernissen Englands anzupassen, wollte mithin, wie einst das imperiale Rom den Übergang von der Republik zum Prinzipat vollzog, die innere Gestalt im Banne der äußeren Aufgaben des Landes merklich straffen<sup>37</sup>.

Zum anderen gab es den dazu genau entgegengesetzten Weg, der schließlich auch beschritten wurde: Um ungeschmälert an der inneren Verfaßtheit festhalten und diese weiter ausbauen zu können, ging es bevorzugt darum, äußere Entlastung zu suchen, mit anderen Worten: Im Gefolge des Defensivbündnisses mit Japan vom Jahr 1902 schloß sich zwei Jahre darauf die vor allem über afrikanische Vereinbarungen zustande gekommene „Entente cordiale“ mit Frankreich an, die in ganz maßgeblicher Art und Weise europäische Konsequenzen nach sich zog. Und nur drei Jahre später einigten sich im Jahr 1907 Briten und Russen über Streitfragen in Persien, Tibet und Afghanistan in der so genannten Asien-Konvention, die gleichfalls in erheblichem Maße auf die europäische Entwicklung der Vorweltkriegszeit zurückgewirkt hat.

Andersherum gewendet: So wie Winston Churchill im Jahr 1940 um des Erhalts der englischen Freiheiten willen die Existenz des Weltreichs zu opfern bereit war und jeden Kompromiß mit Hitlers Deutschland verwarf, so entschied sich Großbritannien an der Jahrhundertwende, in einer, was die Dramatik der Geschichte angeht, damit auch nicht im entferntesten vergleichbaren Lage für die nämliche Alternative: Die innenpo-

<sup>37</sup> Vgl. dazu *Robert V. Kubicek*, *The Administration of Imperialism: Joseph Chamberlain at the Colonial Office* (Durham, N.C. 1969) 4f., 12, 154ff. und 174ff. sowie *Peter T. Marsh*, *Joseph Chamberlain. Entrepreneur in Politics* (New Haven, London 1994) 420ff., 500ff., 519, 524ff., 558, 574ff., 581 und 669ff.

litische Bauform des Parlamentarismus, die Bewahrung der inneren Freiheiten, war und blieb der residuale Faktor, der, wenn es darauf ankam zu entscheiden, den außenpolitischen Notwendigkeiten des Empire, dem Erhalt der äußeren Macht, voranstand. Die Konsequenzen dieser nationalen Entschlußbildung waren, was das Gefüge des Weltreichs angeht, weitreichend: Vom Burenkrieg, der Großbritannien noch einmal den Besitz weiterer Kronkolonien bescherte, wurde eine zukunftsweisende Entwicklung, die sich vom Jahre 1867 an mit der Verleihung des Dominion-Status an Kanada abgezeichnet hatte, allmählich und stetig in einem, fortgesetzt, nämlich der Weg vom britischen Empire zum Commonwealth of Nations.

Der kühne Entschluß, die schon längst nicht mehr glänzende Isolierung aufzugeben und, um nicht am Ende allein dazustehen, Allianzen, Ententen und Konventionen zu suchen, lieber Verträge zu schließen als Kriege zu führen, ließ Großbritannien sodann wieder rasch an Boden gewinnen. Die einsetzende Selbstbesinnung fiel ohne Zweifel gründlich aus: Im intellektuellen Zusammenhang schlug sie sich beispielsweise in der Tatsache nieder, daß John Atkinson Hobson mit seiner Verurteilung des Burenkriegs, die er in seiner 1902 veröffentlichten Schrift „Imperialism“ vortrug, den Grundstein gelegt hat zu einer kritischen Einschätzung des Imperialismus, die Rudolf Hilferding, Rosa Luxemburg und Lenin in der Nachfolge dieses linksliberalen Publizisten sodann zur marxistischen Imperialismustheorie ausgebaut haben.

Anteile von Macht, die zur Bürde geworden war, abzugeben, um das gewandelte Ganze zu bewahren, lautete das einsichtsvolle Rezept Großbritanniens im 20. Jahrhundert. Rundum, in allen Weltteilen, begriffen die Briten ihre Konkurrenten, wenn eben möglich, als Partner. Noch einmal, in den Jahren 1900 bzw. 1901, wurde der überlebensnotwendige Ausgleich mit den Amerikanern aufs neue vorangebracht, als Großbritannien den Vereinigten Staaten im Hay-Pauncefauite-Vertrag die Hoheit über die künftige Kanalzone in Mittelamerika überließ. Dort begründeten die hemdsärmeligen Yankees sodann zu Lasten des ihnen nicht willfährigen Kolumbiens im November 1903 gleichsam im Handstreich einen neuen Staat mit Namen Panama, um ihn de facto unter ihre Kontrolle zu stellen.

Und als der gerade wiedergewählte Präsident Theodore Roosevelt am 4. Dezember 1904 die alte Monroe-Doktrin über ihre kontinentale Geltung hinaus, zumindest in ideologischer Absicht, ins Globale erweiterte, indem er in seinem Bericht an den Kongreß das Ziel der Vereinigten Staaten darin sah, „danach zu streben, den Tag näher zu bringen, an dem

überall auf der Welt die Gerechtigkeit des Friedens herrschen möge“, und herausfordernd verkündete, „das Recht auf Freiheit und die Verantwortung dafür, dieses Recht auszuüben, könn[t]en nicht geteilt werden“<sup>38</sup>, da akzeptierte auch das Welten und Meere beherrschende Großbritannien dieses neue „Monroe-Corollarium“, das die Missionierung der Welt als eine amerikanische Aufgabe postulierte. Im übrigen gelang es, wie bereits angedeutet, den Briten im überseeischen, ja im weltweiten Rahmen mit ihren maßgeblichen Konkurrenten Vereinbarungen zu treffen, weil allen Beteiligten, Engländern, Franzosen und Russen, noch genügend kolonialer Gestaltungsraum zur Verfügung stand, der einander entgegenzukommen erlaubte.

Das heißt aber gleichzeitig: Von jetzt an besaßen die Briten neue Manövrierfähigkeit, um sich mit einer unmittelbar vor ihrer Haustür entwickelnden Gefahr wirkungsvoll auseinanderzusetzen. Denn die Deutschen, die seit dem brigantenhaften Jameson-Raid, dem letztlich mißlungenen Handstreich englischer Desperados gegen den burischen Transvaal am 29. Dezember 1895, und dem darauf so töricht reagierenden Krüger-Telegramm des deutschen Kaisers vom 3. Januar des folgenden Jahres, immer wieder mit den Briten in Konflikt geraten waren und die dreimal im Zeitraum zwischen 1898 und 1901 englische Bündnisföhler unbeachtet gelassen hatten<sup>39</sup>, schufen vom Jahr 1898 an, dem Todesjahr Gladstones und Bismarcks, mit ihrem Schlachtflottenbau eine direkt in Europa gegen das englische Mutterland zielende Herausforderung. In doppelter Hinsicht hat deren Existenz die Staatenwelt revolutioniert: Zum einen lag das Singuläre des deutschen Imperialismus darin, daß er die britische Weltmacht mit dem „Tirpitz-Plan“<sup>40</sup> gleichsam ins Mark zu treffen gedachte; und zum anderen fiel die englische Reaktion darauf so ungewöhnlich aus, daß sie revolutionäre Züge annahm. Denn die ursprünglich behutsam eingeleitete Aufgabe der Politik der „splendid isolation“ entwickelte sich im Zeichen des nunmehr zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien ausbrechenden „trockenen“ Krie-

<sup>38</sup> Papers Relating to the Foreign Relations of the United States, with the Annual Message of the President Transmitted to Congress December 6, 1904 (Washington 1905) XXXIX.

<sup>39</sup> Zu den gegenläufigen Tendenzen im britisch-deutschen Verhältnis, die beispielsweise im Zusammenhang mit der Einigung über die Frage eines eventuellen Erbes der portugiesischen Kolonien (1898) oder mit dem Vergleich über das chinesische Jangtse-Tal (1900) ungeachtet ihrer Vorläufigkeit Erwähnung verdienen, vgl. Gregor Schöllgen, *Imperialismus und Gleichgewicht. Deutschland, England und die orientalische Frage 1871–1914* (München 1984) 86 ff.

<sup>40</sup> Vgl. Volker R. Berghahn, *Der Tirpitz-Plan. Genesis und Verfall einer innenpolitischen Krisenstrategie unter Wilhelm II.* (Düsseldorf 1971).

g[es]“<sup>41</sup>, eines gigantischen Wettrüstens zur See, zu einer regelrechten, nur noch schwer umkehrbaren Flucht der Briten in allianzähnliche Vereinbarungen und militärische Absprachen, die im Vorfeld des Ersten Weltkriegs immer maßgeblicher, eigenmächtiger, ja verhängnisvoller wirkten<sup>42</sup>.

Während Frankreich, was den Ausgleich mit Großbritannien angeht, schon seit der Jahrhundertwende, bis zu einem gewissen Maße jedenfalls, begedreht hatte, war Rußland, der französische Allianzpartner, dazu erst nach seiner Niederlage im Krieg gegen Japan während der Jahre 1904/05 bereit. Im Kampf des Zaren mit dem Tenno um Ostasien glaubte Europa lange und fest an einen russischen Sieg<sup>43</sup>. Allein, wiederum erwies sich, wie schon im chinesisch-japanischen Waffengang, das Gegenteil davon als richtig. In seiner heruntergekommenen Rückständigkeit unterlag das „weiße“ Rußland dem von disziplinierter Modernität getragenen „gelben“ Japan in einem Krieg, der begann, bevor er erklärt wurde, nämlich mit dem japanischen Überfall auf Port Arthur am 8. Februar 1904, dem später so genannten ersten Pearl Harbor. Und er endete am 5. September 1905 mit einem Frieden, den der Präsident der Vereinigten Staaten zwischen dem geschlagenen Rußland und dem siegreichen Japan im amerikanischen Portsmouth vermittelte: Das globale Zusammenwirken zwischen dem europäischen Zentrum der Welt, dem ostasiatischen Teilsystem und der amerikanischen Hemisphäre wird hier gleichsam mit Händen greifbar.

Deutlich sichtbar wird vor allem jene weltweit wirksame Aktivität der neuen Großmacht, die zwischen Europa und dem Atlantik einerseits sowie Ostasien und dem Pazifik andererseits mit voranschreitender Zeit anstelle des überforderten Großbritanniens mehr und mehr Gleichgewichtsaufgaben übernahm – Balancefunktionen, die den amerikanischen Horizont weit hinter sich ließen und umfassende Dimension annahmen. Indem Korea ebenso wie der südliche Teil Sachalins an Japan gelangten, während die umkämpfte Mandchurei formal für unabhängig erklärt wurde und dem Zaren die Zahlung einer Kriegskontribution, also das Eingeständnis der militärischen Niederlage, erspart blieb, gelang es dem

<sup>41</sup> Hans Delbrück, In Wehr und Waffen, in: Preußische Jahrbücher 142 (1910) 266.

<sup>42</sup> Vgl. dazu Klaus Hildebrand, „Staatskunst und Kriegshandwerk“. Akteure und System der europäischen Staatenwelt vor 1914 (Friedrichsruher Beiträge 24, Friedrichsruh 2005).

<sup>43</sup> Vgl. dazu Ian Nish, The Origins of the Russo-Japanese War (London, New York 1985); sowie Josef Kreiner (Hrsg.), Der Russisch-Japanische Krieg (1904/05) (Göttingen 2005).

amerikanischen Schiedsrichter in durchaus wohlverstandenen Eigeninteresse, einen Frieden des Gleichgewichts zu vermitteln<sup>44</sup>.

Alles in allem wurde Japan damit, zwar nicht über Gebühr, aber immerhin, den Russen gegenüber bevorzugt. Für einen historischen Augenblick lang nahm sich das Verhältnis zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika recht vorteilhaft aus<sup>45</sup>. Doch angesichts der Tatsache, daß sich der japanische Sieger gerade durch die amerikanische Vermittlung um manche erträumte Siegesfrucht gebracht sah und die anti-amerikanischen Massenproteste auf den Straßen von Tokio in dieser Hinsicht für sich sprachen, verwundert es kaum, daß sich in den Jahren nach dem Ende des Russisch-Japanischen Krieges das konfliktrichtige Dreiecksverhältnis zwischen Amerikanern, Russen und Japanern mehr und mehr in das Gegenteil dessen verkehrte, was noch im Sommer 1905 Bestand gehabt hatte: Der sich einfressenden Entfremdung zwischen den Vereinigten Staaten und Japan, die ihre langen Schatten auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts bis zum Epochenjahr 1945 vorauswarf, entsprach eine erstaunlich rasche Annäherung zwischen dem besiegten Rußland und dem siegreichen Japan, die zumindest bis zur Zäsur des Ersten Weltkriegs andauern sollte<sup>46</sup>.

Die wechselseitige Abhängigkeit außenpolitischen Handelns, die während der ebenso bewegten wie kriegerischen Dekade zwischen 1894/95 und 1904/05 die Gestalt der Staatenwelt so gründlich veränderte und diese, wenn man so will, globalisierte; die bis dato eher unbekannte Tatsache also, daß sogar marginal wirkende Begebenheiten, die sich irgendwo auf dem Erdball zutragen, Folgen zeitigten, die für die Welt insgesamt Bedeutung erlangten, zeigte sich mitten im Russisch-Japanischen Krieg: Es war die „tragikomische“<sup>47</sup> Episode von Hull, welche die Weltkriegsgefahr gleichwohl in sich trug und den dicht gewordenen Zusammenhang der europäischen und der asiatischen Politik ganz unübersehbar hervortreten ließ.

In der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober 1904 kam es in der Nordsee auf der Höhe von Hull an der Doggerbank zu einem ernsthaften Zwi-

<sup>44</sup> Vgl. dazu *Serge Ricard*, Théodore Roosevelt: Principes et Pratique d'une Politique Étrangère (Aix-en-Provence, Marseille 1991) 352 ff.

<sup>45</sup> Zum „high point of the golden era of American-Japanese relations“ vgl. *Winston B. Thorson*, American Public Opinion and the Portsmouth Peace Conference, in: *American Historical Review* 53 (1948) 439–464, hier 439.

<sup>46</sup> Vgl. dazu *Christian Oberländer*, Vom Krieg zur Entente. Der Russisch-Japanische Krieg von 1904/05 als Japans Eintritt in das Konzert der Mächte, in: *Kreiner* (Hrsg.), *Der Russisch-Japanische Krieg 1855–1877*.

<sup>47</sup> *Graf Witte*, *Erinnerungen* (Berlin 1923) 217.

schenfall. In der irrigen Annahme, Torpedoboote des japanischen Gegners vor sich zu haben, eröffneten Schiffe der russischen Kriegsmarine, die sich auf dem Weg nach Ostasien befanden, das Feuer. Sie trafen englische Fischerboote; britische Staatsbürger kamen zu Tode. Ein bedauerliches Versehen drohte in den großen Krieg überzugehen. In England wurde sogleich alles getan, um die aufgepeitschte Stimmung zu beruhigen. Tatkünftig sekundierten die Franzosen dem britischen Bemühen, den eingetretenen Schaden möglichst zu begrenzen. Den Engländern war offensichtlich daran gelegen, den Russen mit demonstrativer Großzügigkeit zu begegnen, um später einmal mit dem Zarenreich, wie König Eduard VII. forderte, „auf besseren Fuß zu kommen“<sup>48</sup>. Die Entrüstung im Lande richtete sich, erstaunlich und bezeichnend in einem, vielmehr gegen das Deutsche Reich. Ihm wurde, zu Unrecht übrigens, Mitschuld am Doggerbank-Zwischenfall vorgeworfen; die aus der Luft gegriffene Unterstellung lautete, hinterlistig hätten die Deutschen Engländer und Russen in einen Krieg miteinander verwickeln wollen.

Wie auch immer: Eine beinahe chimärenhafte Ableitung der ostasiatischen Auseinandersetzung trieb das alte Europa bis an den Rand eines militärischen Konflikts, verwies auf die Interaktion der europäischen und asiatischen Verhältnisse und unterstrich die sich ausbildende Existenz einer neuen Staatenformation in Ostasien und im Pazifik. Über deren Akteure, über ihr Tun und Lassen, aber vermochte das europäische Zentrum der Weltpolitik inzwischen nicht mehr souverän zu verfügen, sondern sah sich in seinen Reaktionen vielmehr von der Entwicklung im ostasiatischen Rayon ebenso abhängig wie von der auf dem amerikanischen Doppelkontinent.

Längst schon war das alte Europa nicht mehr jener „wohlverwahrte Welttheil“<sup>49</sup>, von dem Carl von Rotteck einst im Jahre 1834 mit Blick auf das auf dem Wiener Kongreß neu eingerichtete Staatensystem Europas gesprochen hatte. „C'est la fin du concert européen!“<sup>50</sup>, stellte der französische Außenminister Gabriel Hanotaux ganz in diesem Sinne im Jahr 1897 fest, als es den großen Mächten der alten Welt nicht mehr gelang, die sich erneut regende Frage der Unabhängigkeit Kretas vom Osmanischen Reich einvernehmlich zu regeln, während die schon so lange

<sup>48</sup> Sidney Lee, King Edward VII. A Biography, Bd. 2 (London 1927) 304.

<sup>49</sup> Carl von Rotteck, Allianz, heilige, oder heiliger Bund, in: *ders.*, Carl Welcker (Hrsg.), Staats-Lexikon oder Enzyklopädie der Staatswissenschaften, Bd. 1 (Altona 1834) 465.

<sup>50</sup> Die Große Politik der Europäischen Kabinette 1871–1914, 12. Bd. 2. Teil (Berlin 1924): Nr. 3205, Der Geschäftsträger in Paris von Müller an das Auswärtige Amt, Paris 25. 3. 1897, 386.

totgesagten Türken die auf den Anschluß der Mittelmeerinsel reflektierenden Griechen in einem Waffengang von nur kurzer Dauer eindrucksvoll zu besiegen vermochten.

Mittlerweile, unmittelbar nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, hatte sich die ohnehin bereits komplizierte Lage der alten Welt im Zeichen der neuen, der globalen Entwicklung noch einmal in einem qualitativ entscheidenden Maße potenziert. „Un grand tournant de la politique mondiale“<sup>51</sup> überschrieb der französische Diplomat Maurice Paléologue seine 1934 veröffentlichten Memoiren, die über die Wendezeit der Jahre von 1904 bis 1906 berichten. Die imperialistische Ausdehnung der Europäer, die seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts im „Scramble for Africa“ geradezu fieberhaft gesteigert worden war, hatte schließlich die Grenzen des Möglichen erreicht; die sich neu formierenden Machtverhältnisse im amerikanischen und ostasiatischen Teilsystem der Weltpolitik stellten sich als ganz natürliche Hindernisse in den Weg; die für geraume Zeit rund um den Erdball ausschwärmenden Energien der alten Welt strömten von nun an in das europäische Zentrum zurück; und die Waffengänge der zurückliegenden Dekade beschleunigten eben diese allgemeine Tendenz der Entwicklung noch einmal im besonderen.

Allen voran war es Rußland, das die ostasiatische und die mittelasiatische Option seiner äußeren Politik im Gefolge der fernöstlichen Schlappe gegen Japan zurückstellte und dafür verstärkt seine südosteuropäischen Ziele an den Meerengen und in Konstantinopel verfolgte. Damit trat der Kampf um das osmanische Erbe, der im endenden 18. Jahrhundert durch das historische Großereignis der Französischen Revolution und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die säkulare Bewegung des weltweit expandierenden Imperialismus aufgeschoben worden war, in sein finales Stadium. Durch die russische Kehrtwendung fühlten sich in erster Linie Österreich-Ungarn und das mit ihm auf verhängnisvoll enge Weise verbündete Deutschland herausgefordert, die in dieser traditionellen Krisenregion der europäischen Geschichte zudem durch ihre Auseinandersetzung mit den Russen im gehörigen Maße englische Interessen, gleichsam *volens nolens*, wahrnahmen.

Nicht zuletzt deshalb vermochte England, weil der unter seiner Kontrolle stehende Suezkanal inzwischen den Weg nach Indien garantierte, seine Wachsamkeit in bezug auf den Erhalt des Osmanischen Reiches zu reduzieren. Anders als noch zu Palmerstons Zeiten war es nicht mehr

<sup>51</sup> *Maurice Paléologue, Un grand tournant de la politique mondiale (1904–1906)* (Paris 1934).

länger darauf angewiesen, im Banne seiner indischen Weltreichspolitik das Leben des „kranken Mannes am Bosphorus“ um beinahe jeden Preis zu erhalten. Vielmehr trat vom Jahr 1895 an Englands ägyptische Option gleichberechtigt, wenn nicht sogar bevorzugt, neben die türkische.

Vor diesem Hintergrund eines nachlassenden Interesses der Briten am Osmanischen Reich mag es sich erklären, warum die gleichzeitig, 1895/96, aufgipfelnden Verfolgungen der armenischen Bevölkerung in der zivilisierten Welt kaum angemessene Beachtung gefunden haben. Gewiß, aus innen- und außenpolitischen Gründen, unter dem Druck der Öffentlichkeit und im Hinblick auf eine Lösung der türkischen Frage, hatte Lord Salisbury einen Augenblick lang, ohne daß die Idee Gestalt anzunehmen vermochte, mit dem Gedanken an ein gemeinsames Vorgehen der Pentarchie gegen die Osmanen gespielt. Eben darauf hatten die Armenier gesetzt: Durch gezieltes Aufbegehren gegen die osmanische Herrschaft hatte diese ethnische Minderheit seit Jahren schon die Unterstützung der europäischen Nationen zu gewinnen erhofft und sah sich schließlich im Angesicht der brutalen Reaktionen der türkischen Zentralmacht doch auf verzweifelte Art und Weise alleingelassen, zumal das russische Zarenreich im Hinblick auf seine armenischen Bevölkerungsteile vor dem grassierenden Schrecken fest die Augen verschloß: Die sich anbahnende humanitäre Katastrophe blieb somit ohne nennenswerte internationale Reaktion und vermochte sich, nur zwei Dekaden später, im so manches verdeckenden Schatten des Ersten Weltkriegs zu einer der kaum für möglich gehaltenen Weltungeheuerlichkeiten des 20. Jahrhunderts aufzutürmen<sup>52</sup>.

Großbritannien aber fühlte sich, weil der Sieg seines japanischen Alliierten den russischen Rivalen im so genannten „Endgame“ um die Dominanz in Mittelasien<sup>53</sup> empfindlich geschwächt hatte, alles in allem erst einmal vorteilhaft entlastet und sah sich doch zur gleichen Zeit einer neu auftauchenden Herausforderung in Europa durch die Deutschen ausgesetzt. Gerade für das wilhelminische Reich schienen Verlauf und Ausgang der zurückliegenden Waffengänge, nicht zuletzt des ostasiatischen

<sup>52</sup> Zum internationalen Kontext der armenischen Frage während der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts vgl. *Norman Rich*, *Great Power Diplomacy, 1814–1914* (New York u. a. 1992) 329 ff., besonders 334; sowie zum „*quieta non movere*“ der europäischen Staaten *Bartlett*, *The Global Conflict* 13; und *Manoug Joseph Somakian*, *Empires in Conflict: Armenia and the Great Powers, 1895–1920* (London 1995) 30f. Zu Präsident Theodore Roosevelts Verurteilung der Armeniergreuel und ihrer Duldung durch die Europäer vgl. *Gollwitzer*, *Geschichte des weltpolitischen Denkens*, Bd. II, 158.

<sup>53</sup> *Jennifer Siegel*, *Endgame: Britain, Russia and the Final Struggle for Central Asia* (London, New York 2002).

Krieges zwischen Rußland und Japan, so etwas wie das große Los im Topf bereitzuhalten<sup>54</sup>. Durch Rußlands kriegerische Verwicklung war das mit dem Zarenreich verbündete Frankreich unverkennbar geschwächt. Dessen Finanzhilfen für den Allianzpartner brachten im übrigen schwer abschätzbare Risiken für die Anleihen zeichnenden Kapitalrentner im eigenen Land mit sich und beschwerten das ohnehin schon gespannte Verhältnis zwischen Autokratie und Republik noch einmal zusätzlich.

Mitten im Krieg zwischen Rußland und Japan stellte das scheinbar von der Gunst der Stunde bevorzugte Deutschland im Zuge der ersten Marokko-Krise die gerade erst im April 1904 zustande gekommene Entente der Franzosen und Briten auf die Probe, zeigte sich über die Festigkeit der neuen Verbindung unangenehm überrascht und fand sich bei der den kriegsanfälligen Zusammenstoß beschließenden Konferenz von Algericas im Jahr 1906 hoffnungslos isoliert, übrigens auch und wider alles Erwarten durch die auch dieses Mal ihren Einfluß geltend machenden Amerikaner.

Sieht man einmal davon ab, daß es den Deutschen am 28. Juli 1904 gelang, die Russen unter dem Eindruck ihrer kriegsbedingten Schwierigkeiten und finanziellen Notlagen zum Abschluß eines Handelsvertrages zu bewegen, dessen Bedingungen das Reich unübersehbar begünstigten, dann blieb von der ursprünglich so vielversprechenden Lage, die sich vor allem durch den Russisch-Japanischen Krieg für Deutschland in der europäischen Mitte ergeben hatte, nichts übrig als das fatale Legat des Schlieffen-Plans: Dessen mehr als riskante Offensividee, sich nämlich mit einer tollkühnen Einseitigkeit der Kräftekonzentration im Westen gegen Frankreich zu wenden, konnte überhaupt nur deshalb erwogen werden, weil Rußland akut und auf absehbare Zeit als östliche Bedrohung ausfiel. Indes, jetzt und sofort einen Angriffskrieg gegen Frankreich zu beginnen und die für Russen und Franzosen fatale Lage ebenso kaltblütig wie skrupellos auszunutzen, kam für das Deutsche Reich aus inneren und internationalen Gründen einfach nicht in Frage. Als sich das Zarenreich mit den Jahren zunehmend erholte und zu neuer Kraft fand, war der im Banne des ostasiatischen Krieges entworfene Plan schlicht obsolet. Weil er jedoch, wie so manches Überholte im wilhelminischen Reich, nicht ad acta gelegt, sondern weiter verfolgt wurde, entwickelte er

<sup>54</sup> Vgl. dazu Klaus Hildebrand, „Eine neue Ära der Weltgeschichte“. Der historische Ort des Russisch-Japanischen Krieges 1904/05, in: Kreiner (Hrsg.), Der Russisch-Japanische Krieg 27–51, besonders 41.

sich, in einer Stunde scheinbaren Glücks geboren, zu einem großen Unglück für die deutsche Außenpolitik und Kriegführung.

### III.

Aus dem, was dargelegt worden ist, ergeben sich Schlußfolgerungen, die nunmehr zu ziehen sind:

1. Die vier Waffengänge, die im Zeitraum zwischen 1894/95 und 1904/05 auf dem asiatischen, amerikanischen und afrikanischen Kontinent ausgetragen wurden, spiegeln eine vorwaltende Entwicklung der Geschichte an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. In ihrem Verlauf vollzog sich die historische Metamorphose der alten Staatenwelt zur neuen Weltpolitik, nahm die bislang europazentrische Disposition der historischen Potenzen globale Gestalt an. Diese Feststellung gilt in zweierlei Hinsicht: zum einen für das Auftreten neuer Akteure im ostasiatischen und amerikanischen Zusammenhang, welche die alte Pentarchie nicht allein ergänzten und erweiterten, sondern der Tendenz nach grundlegend veränderten und in Frage stellten.

Und das gilt zum zweiten für die weltweiten Auswirkungen, welche die Kriege in der untersuchten Dekade, allen voran die russisch-japanische Auseinandersetzung, auf die einsetzende Dekolonisierung der abhängigen Welt ausübten. Der Sieg des „gelben“ Japan über das „weiße“ Rußland, der im Zeichen wechselseitig ausgetauschter Feindbildprojektionen von der „weißen“ und der „gelben“ Gefahr errungen worden war<sup>55</sup>, gab jenen Selbständigkeitsbestrebungen mächtigen Auftrieb, die von jetzt an in Indien und in China, im heutigen Indonesien und Vietnam nicht mehr zur Ruhe kamen<sup>56</sup> und ihre vielfältigen Spuren bis in die imperialen Subsysteme Australiens und Ozeaniens hinterließen<sup>57</sup>. Um „die politische Daseinsberechtigung einer ganzen Rasse“ sei es im Russisch-Japanischen Krieg gegangen, schreibt Emil Kerbs im „Vorwort“ zu der von ihm im Jahr 1906 ins Deutsche übertragenen Darstellung aus der Feder von Luigi Barzini, der als Sonderkorrespondent des „Corriere della

<sup>55</sup> Vgl. dazu die zeitgenössische Darstellung von *Sidney Lewis Gulick*, *The White Peril in the Far East. An Interpretation of the Significance of the Russo-Japanese War* (New York u. a. 1905) passim und besonders 18; sowie *Heinz Gollwitzer*, *Die Gelbe Gefahr. Geschichte eines Schlagworts. Studien zum imperialistischen Denken* (Göttingen 1962) passim.

<sup>56</sup> Vgl. dazu *Hildebrand*, „Eine neue Ära der Weltgeschichte“ 50.

<sup>57</sup> Vgl. *Daniel Marc Segesser*, *Empire und Totaler Krieg: Australien 1905–1918* (Paderborn u. a. 2002) 120 ff.

Sera“ der 3. Kaiserlichen japanischen Armee zugeteilt war und über die gewaltige Schlacht von Mukden im Februar und März 1905 berichtete. „Man sollte erfahren“, resümiert der deutsche Übersetzer den weit über alle Einzelheiten des Kriegsgetümmels hinausweisenden Befund der an ihre Grenze gelangten Herrschaft Europas über den Erdball, „ob auch ferner der weißen Rasse allein die Welt gehören, oder ob neben ihr noch andere Völker gleichberechtigt sein sollten“<sup>58</sup>.

2. Zum Profil dieser sich neu herausbildenden Welt, die gerade durch das, was sie antagonistisch trennte, immer enger miteinander verbunden wurde, gehört die zwillingshafte Erscheinung von Krieg und Revolution, von innerer und äußerer Gewalt. Zunehmend intensiver sprengten die modernen Waffengänge, denkt man nur an die mit ihnen einhergehenden Verschiebungen ganzer Bevölkerungsteile, an die Internierung von Zivilisten in Konzentrationslagern, an ethnisch bedingte Massenverbrechen, die herkömmlichen Grenzen zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen Soldaten und Zivilisten. Weil die militärischen Auseinandersetzungen der Zeit mehr und mehr unter Beimischung religiöser, rassischer und ideologischer Elemente geführt wurden, kehrte die Welt, ganz zugespitzt formuliert, in ein Zeitalter der Glaubenskriege zurück.

Der Religion und Politik, innere Verfaßtheit und äußeres Handeln, Weltanschauung und Staatenwelt voneinander trennende Begriff der Souveränität wurde, gerade im Zeichen eines von allen staatlichen Akteuren fast überscharf erhobenen Anspruchs auf seine Existenz, zunehmend porös. Die nur schwer kontrollierbare Gemengelage der ideologischen Kriegführung griff über Staat und Staatenwelt hinaus, steigerte sich zu einem Ringen der Gesellschaften und mündete ein in den totalen Kampf um die Seelen der Völker und Individuen. Vorbei waren die Zeiten, in denen es den Untertan nicht zu kümmern brauchte, ob der König eine Bataille verloren hatte. In der neu heraufziehenden Ära der Weltgeschichte ging es vielmehr für alle Mitglieder der Staatenwelt und für jeden ihrer Bürger, mit voranschreitender Demokratisierung der Verhältnisse zunehmend, ums Ganze, um Weltmacht oder Niedergang, um alles oder nichts: „Die Demokratie ist rachsüchtiger als es die Kabinette sind“, prognostizierte der junge Winston Churchill mitten im Burenkrieg am 13. Mai 1901 vor dem Unterhaus: „Der Krieg der Völker wird schrecklicher sein als derjenige der Könige.“<sup>59</sup>

<sup>58</sup> Luigi Barzini, Mukden. Aus dem Italienischen übersetzt von Emil Kerbs (Leipzig 1906) III.

<sup>59</sup> The Parliamentary Debates. Fourth Series, Band XCIII, Spalte 1572: Churchill im Unterhaus am 13. Mai 1901.

Diese sich zeitgenössisch bereits abzeichnende Tendenz erklärt aber auch, warum es ebenso töricht wie frivol war, daß der zarische Innenminister Plehwe, ein hoffnungsloser Reaktionär, vor Ausbruch des Krieges mit Japan darauf spekulierte, mit einem „kleinen siegreichen Krieg“ die drohende „Revolution zurückzuhalten“<sup>60</sup>. Das Gegenteil dieser verantwortungslos gehegten Erwartung stellte sich nämlich ein. Nach den verheerenden Niederlagen der Russen zu Lande und zur See, vor allem bei Port Arthur am 2. Januar 1905, brach im russischen Reich die Revolution aus. Die endogenen Verwerfungen des Zarismus wurden durch den exogenen Druck des Waffenganges in Bewegung versetzt, der Krieg wirkte als „Hebel der Revolution“<sup>61</sup>. Das eine, die innere Misere, bedingte und förderte das äußere Versagen, und dessen Existenz wiederum mobilisierte und trug die Unruhe der im Lande Unzufriedenen.

Was seit den Tagen der Französischen Revolution und der napoleonischen Ära in der Welt war, kam hier und jetzt überdeutlich zum Vorschein: Krieg und Revolution, Gewalt und Chaos gehören wie zwei Seiten einer Medaille zur Geschichte der Moderne. Was Metternich traumatisch erfahren hatte und zeitlebens zu vermeiden bemüht war, indem er das dioskurenhafte Phänomen zu umgehen trachtete, den großen Krieg ebenso scheute, wie er die um sich greifende Revolution unterdrückte, so favorisierte nunmehr Lenin Krieg und Revolution als untrennbare Elemente des globalen Klassenkampfes: „Das Proletariat hat Grund, sich zu freuen“, diagnostizierte der erbarmungslose Weltverbesserer, der die russische Niederlage begrüßte, weil sie den Umsturz in das Zarenreich trug und fuhr fort: „Das progressive, fortgeschrittene Asien hat dem rückständigen und reaktionären Europa einen nicht wieder gutzumachenden Schlag versetzt.“<sup>62</sup> In der Tat: Das Janusgesicht aus Krieg und Revolution sollte, wenn man vor allem an den Verlauf, die Ergebnisse und die Folgen der beiden Weltkriege denkt, die Phänomenologie des 20. Jahrhunderts ganz wesentlich prägen.

3. Aber, mitten in der von Krieg und Gewalt geprägten Dekade an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert lassen sich, durchweg im grenzüberschreitenden, im transnationalen, mithin im weltweiten Bezug, die entsprechenden Gegenbewegungen zur dominierenden Entwicklung be-

<sup>60</sup> Witte, *Erinnerungen* 160.

<sup>61</sup> *Dietrich Geyer*, *Der russische Imperialismus. Studien über den Zusammenhang von innerer und auswärtiger Politik 1860–1914* (Göttingen 1977) 171.

<sup>62</sup> *Wladimir I. Lenin*, *Der Fall Port Arthurs*, „*Wperjod*“ Nr. 2, 14. (1.) Januar 1905, in: *ders.*, *Sämtliche Werke*, Bd. VII: *Die Revolution von 1905 bis zum Aufstand des Panzerkreuzers „Potemkin“* (Wien, Berlin 1929) 58.

obachten, in aller Regel noch Randerscheinungen, aber als Phänomene immerhin schon existent. Ihre Repräsentanten, so unterschiedlich sie sich im einzelnen auch ausnahmen, plädierten allesamt für eine Welt, in der Gewalt und Krieg ihren verhängnisvoll angestammten Rang verlieren, wenn eben möglich zum Verschwinden kommen, zumindest aber eine Zählung erfahren sollten. Ein intellektueller Vordenker wie der Pole Iwan von Bloch bemühte sich in seinem sechsbändigen, 1899 vorgelegten Werk „Vom Krieg“ um den Nachweis der zivilisatorischen Sinnlosigkeit moderner Waffengänge. Die aufkommende Frauenbewegung und die sich regende Friedensbewegung gingen in Bertha von Suttners Aufsehen erregender „Lebensgeschichte“, die im Jahr 1889 unter dem Titel „Die Waffen nieder!“ veröffentlicht wurde, eine in die Zukunft weisende Verbindung ein. Und der Internationalismus der sozialistischen Bewegung und ihrer Parteien, die sich in der ebenfalls im Jahr 1889 gegründeten Zweiten Internationale zu einer Massenorganisation zusammengefounden hatten, empfand sich in allen Ländern der Erde als Protagonist des geschichtlichen Prozesses, an dessen Ende die andere, die bessere, die gerechte und die friedliche Welt stehen würde.

Diese ganz heterogenen Tendenzen verdichteten sich gleichsam in den beiden Haager Friedenskonferenzen der Jahre 1899 und 1907, die sich um die Humanisierung der Kriegführung und die Entwicklung des Völkerrechts verdient gemacht haben<sup>63</sup>. Daß der russische Zar Nikolaus II. zur ersten der beiden Veranstaltungen, die kurz vor Ausbruch des Burenkrieges stattfand, den Anstoß gegeben hatte, weil ihm im verschärften Wettrüsten der Staaten der finanzielle Atem ausgegangen war; daß die Repräsentanten aller Großmächte über diesen von Theodor Mommsen einmal so bezeichneten „Druckfehler der Weltgeschichte“<sup>64</sup> viel Hohn und Spott ausschütteten; und daß ihr Ergebnis am Ende mehr als bescheiden ausfiel, änderte nichts an der Tatsache, daß die fortschrittliche Idee, einmal in die Welt gelangt, ungeachtet aller Rückschläge von größtem Ausmaß weiterlebte. Kein anderer als der oftmals mit verhängnisvoller Überklugheit die Realitäten des Tages verfehlende Geheimrat Friedrich von Holstein erkannte auf durchaus weitblickende Art und Weise die andauernde Kraft dieses noch arg schwach ausgebildeten Ver-

<sup>63</sup> Vgl. dazu *Jost Dülffer*, *Regeln gegen den Krieg? Die Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 in der internationalen Politik* (Berlin u. a. 1981).

<sup>64</sup> *Theodor Mommsen*, in: *Der Bund* (Bern) vom 19. Mai 1899, zitiert nach *Jost Dülffer*, *Internationales System, Friedensgefährdung und Kriegsvermeidung: Das Beispiel der Haager Friedenskonferenzen 1899 und 1907*, in: *Lehren aus der Geschichte? Historische Friedensforschung* (Frankfurt a. M. 1990) 95–116, hier 112.

suchs, eine neue Welt zu begründen: Der „Abrüstungsgedanke“, ließ die graue Eminenz des Auswärtigen Amts ahnungsvoll verlauten, „wird nicht mehr sterben“<sup>65</sup>.

Allerdings, zu blühendem Leben gelangte er, vorläufig jedenfalls, auch nicht. Denn die seit den Tagen Immanuel Kants bis auf die Gegenwart hochgemut gehegte Annahme, wonach die wachsende Teilhabe der Massen an den politischen Entscheidungen der Welt den Frieden beschere, hat sich damals ebenso wenig erfüllt wie heute. Und weil das fatale Gegenteil dieser auf die menschliche Vernunft gegründeten Hoffnung immer und immer wieder eintrat, sah sich ein linksliberaler Skeptiker wie Rudolf Virchow am Ende des 19. Jahrhunderts einem Journalisten gegenüber zu der enttäuschten Feststellung genötigt: „Früher waren die Regierungen für den Krieg, heute wollen die Völker den Krieg.“<sup>66</sup>

4. Das heißt aber auch: So wie jede säkulare Tendenz der Geschichte ihre Gegentendenz hervorbringt, so erfuhren jene Globalisierungsprozesse, die wir an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert beobachtet haben, ihre historischen Gegenbewegungen, ihre temporären Unterbrechungen, ja sogar ihre geschichtsmächtigen Umkehrungen. Das festzuhalten gilt nicht allein für jene fortschrittlichen Initiativen, die im Zeichen von Humanität und Gerechtigkeit, von Emanzipation und Frieden, in universaler Absicht und mit globaler Zielsetzung, eine neue Welt solidarischer Brüderlichkeit forderten und durch die Weltkriege, Revolutionen und Tyranneien des 20. Jahrhunderts so grausam desillusioniert wurden.

Vielmehr gilt diese Beobachtung über die Reversibilität einer sichtbar vorangeschrittenen Globalisierung der Staatenwelt auch in bezug auf die realpolitische Entwicklung der Geschichte. Mit anderen Worten: Ein um das andere Mal wurde die entscheidende Tatsache der in weltweitem Umfang existierenden Abhängigkeit der Staaten voneinander mißachtet, verkannt oder übergangen. Das heißt aber: Die tatsächliche Existenz der globalisierten Staatenwelt orientierte sich keineswegs so konsequent an der Norm einer schiedlich-friedlich organisierten „One World“, am Modell des „Global Village“ gar, wie das, um katastrophale Folgen zu vermeiden, erforderlich gewesen wäre; sondern zu ihrem ganz normalen Dasein gehörte und gehört vielmehr eine ihr spezifisch zugeeignete ago-

<sup>65</sup> Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins. Hrsg. v. *Norman Rich* und *M. H. Fisher*. Deutsche Ausgabe von *Werner Frauendienst*, Bd. 4 (Göttingen u. a. 1963) 95: Holstein an Fürst Radolin vom 9. März 1899.

<sup>66</sup> Zitiert nach *Johann von Bloch*, *Die wahrscheinlichen politischen und wirtschaftlichen Folgen eines Krieges zwischen Grossmächten* (Berlin, Bern 1901) 5.

nale Beschaffenheit, eine Konkurrenz also, die nicht selten bis aufs Messer geht.

Mit anderen Worten: Die durch wechselseitige Abhängigkeit ihrer Akteure definierte Globalität der Staatenwelt verbindet und trennt in einem, repräsentiert ohne Zweifel ein Universum der Staaten und bleibt gleichwohl deren „Pluriversum“<sup>67</sup>, läßt eben diese Staaten, die vielleicht doch nicht im Sinne Rankes „Gedanken Gottes“<sup>68</sup> sind, sondern eher im Verständnis Nietzsches als „kalte Ungeheuer“<sup>69</sup> zu gelten haben, über sich hinaus nach Einfluß, Macht und Expansion streben. Daß sie aber gerade dadurch in nicht selten tödlichen Gegensatz zum ebenso handelnden Nachbarn im weltumspannenden Feld eng voneinander abhängiger Verhältnisse geraten, beschreibt den Alltag der internationalen Politik.

Konkreter gesprochen: Was die großen Mächte, die maßgeblichen Akteure der neuen Welt um 1900 angeht, so haben sie, jeder auf seine Art und Weise, inzwischen eine wechselvolle Geschichte durchlebt. Alleamt, Japan und Rußland, Frankreich und Deutschland, ja selbst das mit den Amerikanern in einer „special relationship“ verbundene Großbritannien, haben sich in ganz unterschiedlicher Form dem dominierenden Willen der Vereinigten Staaten beugen, unterstellen und anpassen müssen.

Der historische Triumph eben dieses Akteurs, der imperialen Republik, einer Nation, die eher wie ein Staat gewordener Missionsauftrag wirkt, erklärt aber auch, weil ihr Herrschaftsanspruch, gegründet auf die Ideen der unteilbaren Freiheit, der unveräußerlichen Menschenrechte und des materiellen Glücksstrebens, umfassend, weltweit, mithin global angelegt ist, das gegenwärtig zentrale Problem der weit über alle Politik, also über Staat und Staatenwelt hinausgehenden Globalisierung im wirtschaftlichen, technischen und zivilisatorischen Rahmen: Weil das hegemoniale Amerika diese gesellschaftliche Globalisierung fördert und fordert, beschützt und verbreitet, leben wir, was die eingangs aufgeworfene Frage nach dem Verhältnis von Politik und Wirtschaft angeht, im Zeitalter der Globalisierung<sup>70</sup> – dem modernen Ordnungsprinzip unserer Welt

<sup>67</sup> Carl Schmitt, *Der Begriff des Politischen*. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien (Berlin 1963) 54.

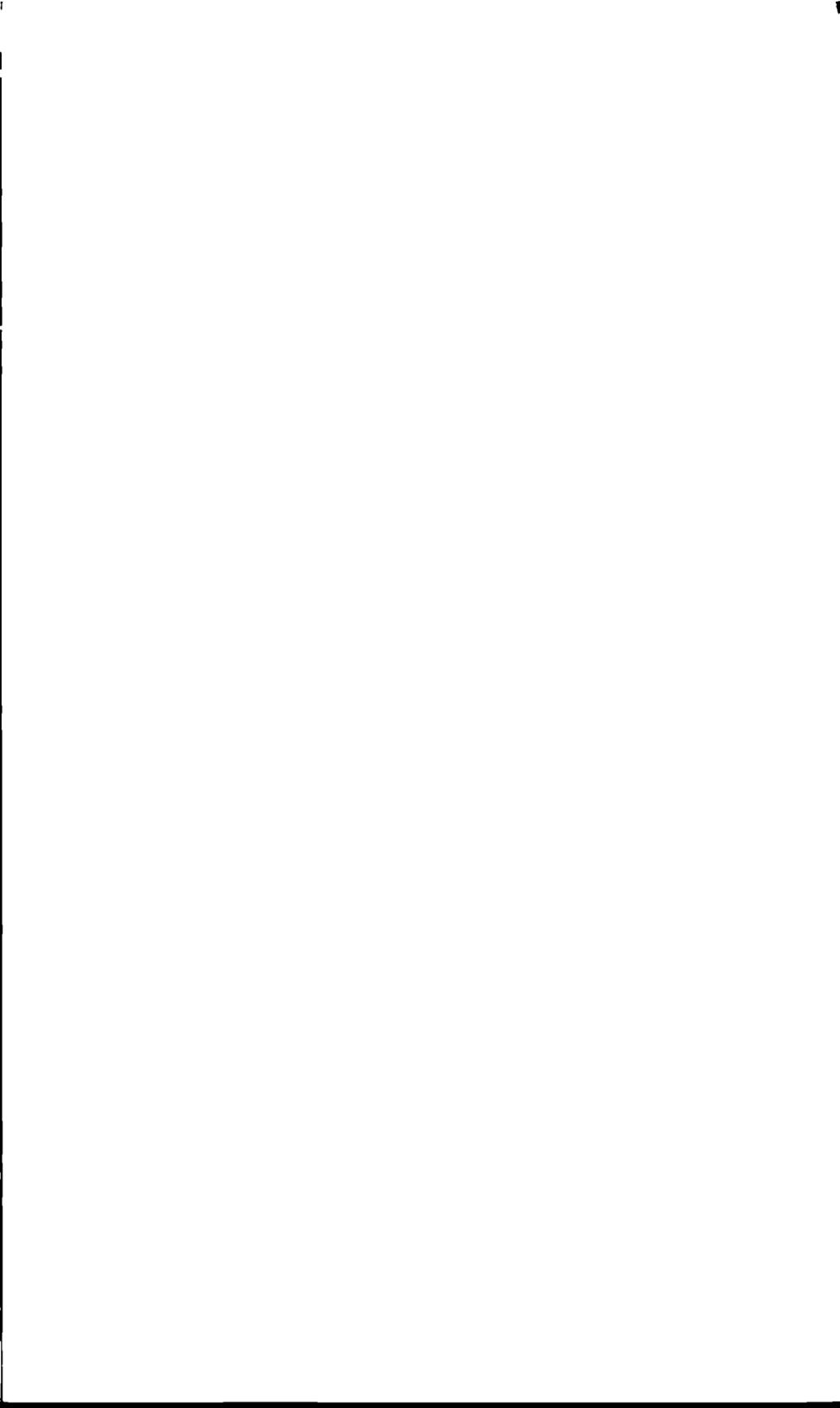
<sup>68</sup> Leopold Ranke, *Politisches Gespräch*, in: *Historisch-politische Zeitschrift*, hrsg. v. Leopold Ranke, 2. Bd. 1833–1836, 794.

<sup>69</sup> Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*. Ein Buch für Alle und Keinen (1883–1885), in: *Nietzsches Werke*. Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli undazzino Montinari, 6. Abt., Bd. 1 (Berlin 1968) 57.

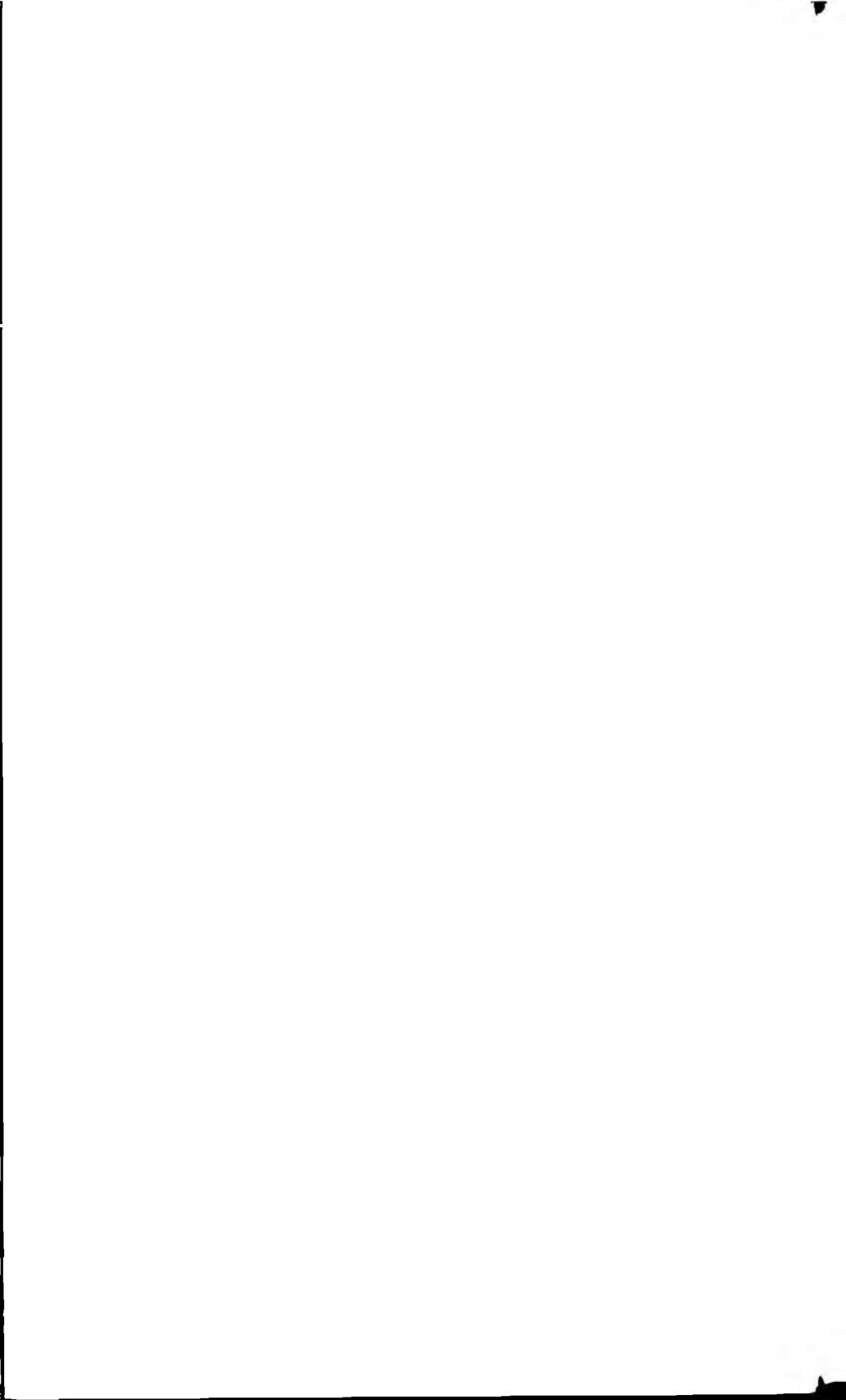
<sup>70</sup> Vgl. dazu auch Henry Kissinger, *Die Herausforderung*. Amerikas Weltpolitik im 21. Jahrhundert (München, Berlin 2002) 275.

gemäß, das da lautet: „cuius regio, eius oeconomica“ (Reinhard Koselleck).

Weil aber Macht Gegenmacht auf den Plan ruft, weil das geschichtliche Handlungsmuster von Hegemonie und Gleichgewicht alles andere als obsolet ist, sondern im Gegenteil weit über das alte Europa hinaus längst globale Bedeutung erlangt hat, kann es auch in dieser Perspektive erneut zu Veränderungen, Abweichungen und Umkehrungen im Blick auf die Gestalt der Staatenwelt kommen. Denn von der Tatsache einmal abgesehen, daß die weltanschauliche Herausforderung der amerikanischen, der westlichen Missionsidee fremde Kulturen um ihre Identität, ja um ihre Seele fürchten läßt und zum Widerstand geradezu provoziert, scheint sich einer der Akteure, den wir an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als moribund, geschlagen und fremdbestimmt kennengelernt haben, erneut als Großmacht und Gegenmacht zu konstituieren, welche die Existenz der einen, der globalisierten, der amerikanischen Welt herausfordern könnte: Die Rede ist, ohne natürlich Verlässliches über noch in der Zukunft liegende Entwicklungen äußern zu können, von dem zu neuer Kraft aufgestiegenen China. In dieser Hinsicht aber mag auch für den hier untersuchten, Vergangenheit und Gegenwart miteinander verbindenden Prozeß der Geschichte die zeitenthobene *Maxime* gelten: *Plus ça change, plus c'est la même chose.*



# Kollegvorträge



*Karl-Joachim Hölkeskamp*

## Pomp und Prozessionen.

### Rituale und Zeremonien in der politischen Kultur der römischen Republik\*

All the world's a stage,  
And all the men and women merely players:  
They have their exits and their entrances,  
And one man in his time plays many parts.  
(William Shakespeare, *As You Like It* II 7,  
139–143)

Die ganze Welt ist eine Bühne – diese vielzitierte, ebenso universell wie beliebig verwendbare Sentenz muß heute auf ganz neue Weise ernst genommen werden. Längst geht es um mehr als den wohlfeilen programmatischen Anspruch irgendwelcher Propheten des sogenannten ‚performative turn‘ in den Kulturwissenschaften. Wie auch immer man zu diesem und den anderen ‚turns‘ – wie dem ‚linguistic‘ und dem ‚cultural turn‘ – stehen mag: Einerseits darf man mit einiger Genugtuung feststellen, daß die „inflationär gewordene Rede“ von mehreren ‚turns‘ einen heilsamen Effekt hat, weil sie nämlich als solche schon dafür sorgt, daß der „Einzigartigkeits- und Ausschließlichkeitsanspruch“ jedes einzelnen ‚turns‘ zunehmend „unterminiert oder ironisiert“ wird. Dadurch wird andererseits das Bewußtsein geschärft, daß derartige ‚Wendungen‘ ja keine grundstürzend neuen Entdeckungen und Erfindungen sind, sondern eher als Erweiterung der Fragestellungen, der theoretischen Ansätze und methodischen Zugriffe durch „Verschiebungen von Blickwin-

\* Der vorliegende Text ist eine erweiterte und um die notwendigen Quellenbelege und Literaturangaben ergänzte Version meines Vortrages in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München. Ich danke Luca Giuliani, Susanne Muth und Rolf Michael Schneider (für kritische Fragen zur Sache, die sie mir bei einer anderen Gelegenheit stellten), Daniela Durneder (für viele technische Hilfen) und natürlich – wie immer: last but not least – Elke Stein-Hölkeskamp (für alles).

Die Siglen (bibliographische Abkürzungen, antike Autoren und Werktitel) richten sich nach den Verzeichnissen in „Der Neue Pauly“ (DNP) 1 (1996) XV–XXLVII.

keln und Zugängen“ begriffen werden sollten, „die bisher nicht oder wenig beleuchtete Seiten sichtbar werden lassen“. Man kann das mit Karl Schlögel auf den Punkt bringen: „Es kann also gar nicht genug turns geben, wenn es um die Entfaltung einer komplexen und der geschichtlichen Realität angemesseneren Wahrnehmung geht.“ Genau um eine solche „Raffinierung und Steigerung der Wahrnehmung“ und die dadurch erst möglich werdende „Verfeinerung des Registers der Geschichtsschreibung“<sup>1</sup> geht es auch bei dem erwähnten ‚performative turn‘ – jedenfalls in dem Sinne, wie diese ‚Wendung‘ in der Folge verstanden werden soll: Allenthalben hat sich mittlerweile die Einsicht durchgesetzt, daß Kulturen respektive die sie tragenden und produzierenden sozialen Gruppen ihre Wertsysteme, Orientierungen und überhaupt die wesentlichen Fundamente ihrer spezifischen Konstitution und Identität nicht nur in Texten und Monumenten formulieren bzw. darstellen. Vielmehr kennen alle Kulturen – historische und auch gegenwärtige – auch andere Medien und Praktiken, um ihre kollektiven Wertordnungen und Orientierungssysteme zu artikulieren und zu verhandeln, ihr Selbstbild und ihr Selbstverständnis zu bestätigen oder auch zu transformieren: Rituale und Zeremonien, Feste, Spiele und Wettkämpfe, Aufführungen, ‚Inszenierungen‘ oder ‚Spektakel‘ ganz unterschiedlicher, wiederum aber jeweils kulturspezifischer Art<sup>2</sup>. Die besonders ‚spektakulären‘ Ausdrucksformen und Praktiken antiker Zivilisationen sind sogar schon *avant la lettre* als spezifische, fundamentale Dimensionen etwa der römischen Kultur der (ausgehenden) Republik und der Kaiserzeit ausgemacht worden und rücken jüngst noch mehr in den Mittelpunkt des In-

<sup>1</sup> Karl Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik* (München u. a. 2003) 68, 502; vgl. auch 60 f. u. ö. S. zur Sache *fermer Jürgen Trabant*, *Zur Einführung: Vom linguistic turn der Geschichte zum historical turn der Linguistik*, in: *Sprache der Geschichte*, hrsg. v. Jürgen Trabant (München 2005) VII–XXII, mit weiteren Nachweisen.

<sup>2</sup> Jürgen Martschukat, Steffen Patzold, *Geschichtswissenschaft und „performative turn“*. Eine Einführung in Fragestellungen, Konzepte und Literatur, in: *Geschichtswissenschaft und „performative turn“*. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit, hrsg. v. Jürgen Martschukat, Steffen Patzold (Köln u. a. 2003) 1–31; Erika Fischer-Lichte, *Performance, Inszenierung, Ritual. Zur Klärung kulturwissenschaftlicher Schlüsselbegriffe*, ebd. 34–54; Christoph Wulf, Jörg Zirfas, *Die performative Bildung von Gemeinschaften. Zur Hervorbringung des Sozialen in Ritualen und Ritualisierungen*, in: *Paragrana. Internationale Zschr. für Historische Anthropologie* 10, 1 (2001) 93–116; *diess.*, *Performative Welten. Einführung in die historischen, systematischen und methodischen Dimensionen des Rituals*, in: *Die Kultur des Rituals. Inszenierungen, Praktiken, Symbole*, hrsg. v. Christoph Wulf, Jörg Zirfas (München 2004) 7–45.

teresses einer modernen, vom ‚cultural turn‘ ebenfalls inspirierten internationalen Altertumswissenschaft<sup>3</sup>.

Die erwähnten Begriffe aus der Welt der Bühne haben in den einschlägigen Debatten über Theorien, Methoden und Kategorien längst den konnotativen Ruch des schönen Scheins, der gekünstelten Theatralik, des bloßen Blendwerks oder auch der manipulativen Täuschung, der ihnen allgemein anzuhaften pflegte, verloren und sind mittlerweile sogar zu Schlüsselbegriffen der neuen Kulturwissenschaften avanciert. Mit diesen Begriffen werden Handlungsweisen, Praktiken und Strategien der Selbstdarstellung und -vergewisserung bezeichnet, die erst in ihrem Vollzug, in der Handlung selbst Bedeutung erlangen, Sinn stiften und die erwähnten sozialintegrativen Funktionen erfüllen. Im Gegensatz zu Texten und Monumenten sind ‚spektakuläre‘ Praktiken aller Art als solche nicht fixierbar und daher auch nicht tradierbar, sondern einmalig und unwiederholbar, ephemere und transitorisch. Gerade deswegen setzen diese ‚performativen‘ Praktiken notwendig die physische Präsenz aller Beteiligten voraus – genauer gesagt: die ‚Ko-Präsenz‘ von Darstellern und Zuschauern, Akteuren und Adressaten<sup>4</sup>.

<sup>3</sup> Vgl. etwa *Claude Nicolet*, *Le métier de citoyen dans la Rome républicaine* (Paris 1976) 456 ff. und passim; *Paul Veyne*, *Le pain et le cirque. Sociologie historique d'un pluralisme politique* (Paris 1976, dt. 1988); *Simon R. F. Price*, *Rituals and Power. The Roman Imperial Cult in Asia Minor* (Cambridge 1984) 101 ff., 234 ff. und passim; *Keith Hopkins*, *From Violence to Blessing: Symbols and Rituals in Ancient Rome*, in: *City States in Classical Antiquity and Medieval Italy: Athens and Rome, Florence and Venice*, hrsg. v. *Anthony Molho*, *Kurt Raaflaub*, *Julia Emlen* (Stuttgart 1991) 479–498, bes. 484 ff., 495 ff.; *Bettina Bergmann*, Introduction, in: *The Art of Ancient Spectacle*, hrsg. v. *Bettina Bergmann*, *Christina Kondoleon* (New Haven u. a. 1999) 9–35; *Richard C. Beacham*, *Spectacle Entertainments of Early Imperial Rome* (New Haven u. a. 1999); *Egon Flaig*, *Ritualisierte Politik. Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom* (Göttingen 2003); *Andrew Bell*, *Cicero and the Spectacle of Power*, in: *JRS* 87 (1997) 1–22; *ders.*, *Spectacular Power in the Greek and Roman City* (Oxford 2004); *Harriet I. Flower*, *Spectacle and Political Culture in the Roman Republic*, in: *The Cambridge Companion to the Roman Republic*, hrsg. v. *Harriet I. Flower* (Cambridge 2004) 322–343; *Karl-Joachim Hölkeskamp*, *Rekonstruktionen einer Republik. Die politische Kultur des antiken Rom und die Forschung der letzten Jahrzehnte* (München 2004) 58 ff., 85 ff.; *ders.*, *Konsens und Konkurrenz. Die politische Kultur der römischen Republik in neuer Sicht*, in: *Klio* 88, 2 (2006) 360–396, hier 377 ff.; *Geoffrey S. Sumi*, *Ceremony and Power. Performing Politics in Rome between Republic and Empire* (Ann Arbor 2005) jeweils mit weiterer Literatur; *Bernhard Linke*, *Politik und Inszenierung in der Römischen Republik*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 7 (2006) 33–38.

<sup>4</sup> *Fischer-Lichte*, *Performance* (wie Anm. 2) 39, 41. Vgl. auch *Peter A. Berger*, *Anwesenheit und Abwesenheit. Raumbezüge sozialen Handelns*, in: *Berliner Journ. für Soziologie* (1995) 99–111; *Gerrit Jasper Schenk*, *Zeremoniell und Politik. Herrschereinzüge im spätmittelalterlichen Reich* (Köln u. a. 2003) 73 ff.

Auch und gerade in den empirisch arbeitenden Geschichtswissenschaften hat sich in den letzten Jahren ein besonderes Interesse am ‚Theater der Macht‘, am allgemeinen Status und an den jeweiligen konkreten Funktionen von besonderen ‚Spektakeln‘ wie Ritualen und Zeremonien im Rahmen von Prozessen der Vergemeinschaftung, Konstituierung und Reproduktion von kollektiven Identitäten entfaltet<sup>5</sup> – längst hat man erkannt, daß „Herrschafts- und Staatssymbole“ in Gestalt von Denkmälern und repräsentativen Gebäuden ebenso wie „Mythen und Metaphern“ der vorwaltenden Sprache der Politik, wie höfische und städtische Feste und Feiern mehr und etwas ganz anderes sind als bloße „effektvolle Inszenierungen und ornamentale Äußerlichkeiten“, die den harten Kern von Politik, also Interessen, Macht und Herrschaft, bloß camouflieren<sup>6</sup>. Längst hat man erkannt, daß eine säuberliche konzeptuelle und materielle Unterscheidung oder gar Kontrastierung von Schein und Sein, von Pomp und Politik, von zeremoniellen Formen und zweckrationalen Verfahren des Handelns *in politicis*, von „symbolischer“ und „realer Politik“ der Komplexität vergangener Lebenswelten nicht angemessen ist – ja, man spricht mittlerweile nicht nur von einer eigenen ‚Politik der Rituale und Zeremonien, sondern geradezu von einer ‚Politik des Poms‘ und des Spektakels – nicht nur in England und Amerika sind „politics of pageantry“ respektive „politics of spectacle“ geradezu zu einem wichtigen interdisziplinären und mittlerweile seinerseits schon wieder verzweigten Forschungsfeld *sui generis* avanciert<sup>7</sup>. Längst hat man auch hier erkannt, daß eine „politische Kultur“ eben nicht nur eine

<sup>5</sup> S. etwa die Beiträge in: *Rituals of Royalty. Power and Ceremonial in Traditional Societies*, hrsg. v. *David Cannadine, Simon Price* (Cambridge 1987); *Edward Muir, Ritual in Early Modern Europe* (Cambridge 1997) und die Überblicke von *Barbara Stollberg-Rilinger*, *Zeremoniell, Ritual, Symbol. Neue Forschungen zur symbolischen Kommunikation in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, in: *Zschr. für Historische Forschung* 27 (2000) 389–405; *Martschukat, Patzold, Geschichtswissenschaft* (wie Anm. 2) 12ff., jeweils mit weiteren Nachweisen.

<sup>6</sup> *Barbara Stollberg-Rilinger*, *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen? Einleitung*, in: *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?*, hrsg. v. *Barbara Stollberg-Rilinger* (Berlin 2005) 9–24, auch zum Folgenden, hier 15 f. Vgl. dazu auch *David Cannadine*, *Introduction: divine rites of kings*, in: *Rituals of Royalty* (wie Anm. 5) 1–19, hier 15ff.; *Horst Nieder*, *Repräsentationsstrategien als Mittel institutioneller Verfestigung. Festinszenierungen an den deutschen Höfen der Frühen Neuzeit*, in: *Dauer durch Wandel. Institutionelle Ordnungen zwischen Verfestigung und Transformation*, hrsg. v. *Stephan Müller, Gary S. Schaal, Claudia Tiersch* (Köln u. a. 2002) 47–58.

<sup>7</sup> *Beacham*, *Spectacle Entertainments* (wie Anm. 3) 155ff.; *Roy Strong*, *Splendor at Court. Renaissance Spectacle and the Theater of Power* (Boston 1973) 19ff. und *passim* (dt. Ausgabe der überarbeiteten Neuauflage: *Feste der Renaissance 1450–1650. Kunst als Instrument der Macht* [Würzburg 1991]); *Schenk*, *Zeremoniell und Politik* (wie Anm. 4) 59ff.

„Inhaltsseite“, sondern auch eine „Ausdrucksseite“ und eine entsprechende „kognitive“ Ebene hat<sup>8</sup>: Sie hat symbolische und ästhetische Dimensionen, die für die permanente Reproduktion der Legitimität des Systems insgesamt konstitutiv sind; denn es ist vor allem diese „Ausdrucksseite“, die der Erzeugung von Zugehörigkeit und Zustimmung, der Stiftung von Sinn und Sinnhaftigkeit politischen Handelns und damit der Begründung einer kollektiven Identität dient. Diese neue Sichtweise ist Teil eines umfassenden Paradigmenwechsels, nach dem sich Politik bzw. „politisches Handeln“ nicht (mehr) „als eindimensionaler Akt oder Prozeß darstellt, in dem von oben dekretiert, regiert, entschieden wird“, sondern als „kommunikatives Handeln“ im weitesten Sinne zu begreifen ist. Damit rückt die Dimension des „Aushandelns“ von Politik zwischen Regierenden und Regierten, Magistraten und Bürgern, herrschenden Klassen und breiten Schichten in den Blickpunkt – und dieses „Aushandeln“ und die darin notwendig beschlossene Reziprozität setzen wiederum Formen der Partizipation etwa der ‚Adressaten‘ politischen Entscheidungshandelns notwendig voraus. Diese Partizipation nimmt zwar keineswegs unbedingt (und empirisch-historisch nicht einmal häufig) die Gestalt einer voll entwickelten „gleichberechtigten Teilhabe“ an, muß aber doch (oder gerade deswegen) in ihren jeweils kulturspezifischen Ausprägungen, Graden und institutionellen Formen bestimmt werden<sup>9</sup>.

Dazu gehören auch die einer (politischen) Kultur jeweils eigentümlichen Formen „ritueller“ und „symbolischer Kommunikation“, also eines Spektrums von spezifischen „habituellen Verfestigungen von Kommunikationssituationen“, das nach Spannweite, Formen und Graden jeweils konkret zu bestimmen ist. Dieses Repertoire, das Gesten, Gebärden und auch das gesprochene Wort in öffentlicher Rede, Zeremonien, Rituale und andere „Handlungen symbolischer Qualität“ umfaßt, erbringt nämlich „als wichtigste Leistung die ständige Vergewisserung und Verpflichtung aller Beteiligten“ und legt sie auf Akzeptanz und Verbindlichkeit der geltenden Ordnung fest<sup>10</sup>. Gerade die erwähnten Feste, Spiele und

<sup>8</sup> S. zu diesen Konzepten *Karl Rohe*, Politische Kultur und ihre Analyse. Probleme und Perspektiven der politischen Kulturforschung, in: *HZ* 250 (1990) 321–346, hier 336 ff.

<sup>9</sup> Vgl. dazu *Ute Frevert*, Neue Politikgeschichte, in: *Kompaß der Geschichtswissenschaft*, hrsg. v. *Joachim Eibach*, *Günther Lottes* (Göttingen 2002) 152–164, Zitate: 158.

<sup>10</sup> *Rudolf Schlögl*, Vergesellschaftung unter Anwesenden. Zur kommunikativen Form des Politischen in der vormodernen Stadt, in: *Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt*, hrsg. v. *Rudolf Schlögl* (Konstanz 2004) 9–60, hier 24, vgl. 37 f.; *Gerd Althoff*, Zur Bedeutung symbolischer Kommunikation für das Verständnis des Mittelalters, in: *Frühmittelalterl. Studien* 31 (1997) 370–389, hier 373; *ders.*, Rituale – symbolische

sonstigen ‚Spektakel‘ dienen als ‚symbolische Praktiken‘ mithin eben nicht einer veräußerlichten Darstellung von Macht in Glanz und Gloria – vielmehr spielen sie schon bei der Konstitution und Reproduktion von politisch-sozialen Ordnungsstrukturen, von Institutionen und Verfahren, von Deutungs- und Orientierungssystemen und (damit) von Geltungs-, Legitimitäts- und Herrschaftsansprüchen eine jeweils genauer zu bestimmende, jedenfalls fundamentale Rolle: Mit anderen Worten, sie sind als zentrale Elemente oder eben als einzelne ‚Zeichen‘ im Rahmen „symbolischer Politik als eines Zeichensystems“ zu begreifen, das „via Kommunikation politische Wirklichkeit konstruiert“<sup>11</sup>.

Das gilt insbesondere für Rituale und Zeremonien, die sich theoretisch und konzeptuell dadurch unterscheiden (sollen), daß dem Ritual eine „performative Wirkmächtigkeit“ zugeschrieben wird, die in einer dauernden oder ephemeren Statusveränderung, einem „Übergang“ oder einer sonstigen Transformation des oder der Beteiligten bestehe; die Zeremonie habe dagegen „eher darstellenden, abbildenden Charakter“ und diene etwa dazu, „eine immer schon gegebene politisch-soziale Ordnung“ bloß zu „begründen“<sup>12</sup>. In ihrer formalen Struktur lassen sich Rituale und Zeremonien allerdings kaum unterscheiden: Sie stellen Inszenierungen dar, die aus komplexen, strukturierten und geordneten Sequenzen von Handlungen (wie etwa Opfern), Gesten, Gebärden und/oder Worten (wie etwa Formeln, Sprüchen und Gebeten) bestehen; diese Sequenzen sind also oft multimedial – Gegenstände mit religiöser oder sonstiger symbolischer Bedeutung, optische und akustische Signale, verbale und non-verbale Ausdrucksformen können sich kombinieren, aufeinander verweisen und gegenseitig bestätigen. In jedem Fall geschieht dies nach einer mehr oder weniger strengen, normierten und normierenden Syntax, die aus Konventionen, formalen Regeln oder Vorschriften über den Ablauf, die Ausstattung und nicht zuletzt über die Zusammensetzung der Teilnehmer und das Recht oder die Pflicht zur Teilnahme besteht. Rituale wie Zeremonien zeichnen sich durch Stereotypie und Wiedererkennbarkeit, Wiederholbarkeit und praktische Wiederholung aus, was zwar Varianten und Modifikationen nicht ausschließen muß, aber

Kommunikation. Zu einem Feld der historischen Mittelalterforschung, in: *GWU* 50 (1999) 140–154, hier 142.

<sup>11</sup> *Frevert*, *Neue Politikgeschichte* (wie Anm. 9) 161; vgl. *Stollberg-Rilinger*, *Einleitung: Kulturgeschichte* (wie Anm. 6) 16.

<sup>12</sup> *Barbara Stollberg-Rilinger*, *Einleitung*, in: *Vormoderne politische Verfahren*, hrsg. v. *Barbara Stollberg-Rilinger* (Berlin 2001) 9–24, hier 10; *dies.*, *Zeremoniell, Ritual, Symbol* (wie Anm. 5) 397, vgl. 390f., auch zum Folgenden, ferner *Schenk*, *Zeremoniell und Politik* (wie Anm. 4) 65 ff.

Abweichungen oder ‚Fehlritte‘ auch deutlich und eben erkennbar werden lassen kann. Bei Ritualen wie Zeremonien haben Handlungen und Worte symbolische Bedeutungen, die über das visuell und akustisch konkret Wahrnehmbare hinausweisen, und die beteiligten Akteure erfüllen dementsprechende symbolische Rollen. Wie bei allen ‚Inszenierungen‘ oder ‚Spektakeln‘ im eingangs definierten Sinne müssen den Akteuren die Adressaten gegenüber treten – Rituale und Zeremonien sind auf die ‚Öffentlichkeit‘ eines Publikums sogar notwendig angewiesen und müssen geradezu darin eingebettet sein, wenn sie als performative Strategien der Selbstdarstellung und Selbstverständigung von sozialen Gruppen, politischen Einheiten und anderen Kollektiven ihre fundamentale Funktion der Konstitution, Reproduktion oder Transformation dieser Gemeinschaften erfolgreich erfüllen sollen<sup>13</sup>. Diese Bedingung setzt wiederum voraus, daß ein gewisses ‚rituelles Wissen‘ etwa über die erwähnte Syntax der Ordnung und der Regeln des Rituals und über die Semantik der Symbolik zwischen Akteuren und Adressaten geteilt wird. Erst dann kann ein Ritual bzw. eine Zeremonie endlich als „kulturell konstruiertes System symbolischer Kommunikation“ zwischen den Beteiligten im vollen Sinne dieser Definition funktionieren<sup>14</sup> – also im Kontext aller einer Gesellschaft zur Verfügung stehenden derartigen „kulturellen Texte“ dazu beitragen, jenes „Bewußtsein von Einheit, Zusammengehörigkeit und Eigenart“ zu stiften und zu erneuern, das eben nicht nur die gewissermaßen aktuelle „Identität und Kohärenz einer Gesellschaft“ bestimmt und deren „Sinnwelt“ strukturiert: Darüber hinaus dienen Rituale und Zeremonien vor allem der Weitergabe dieses Bewußtseins über die Generationenfolge hinweg und damit der Reproduktion dieser Gesellschaft<sup>15</sup>.

\* \* \*

<sup>13</sup> Vgl. etwa auch *Karl-Siegbert Rehberg*, Institutionelle Ordnungen zwischen Ritual und Ritualisierung, in: *Die Kultur des Rituals* (wie Anm. 2) 247–265, hier 248, 255 f.

<sup>14</sup> *Wulf, Zirfas*, Performative Bildung (wie Anm. 2) 97, 111; *diess.*, Performative Welten (wie Anm. 2) 30 f. u. ö.; *Stanley J. Tambiah*, Eine performative Theorie des Rituals, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hrsg. v. *Uwe Wirth* (Frankfurt a. M. 2002) 210–242, Zitat 213 (= *St. J. T.*, A Performative Approach to Ritual, in: *ders.*, *Culture, Thought, and Social Action. An Anthropological Perspective* [Cambridge, Mass. u. a. 1985] 123–166). Vgl. zum Konzept ‚Ritual‘ und seiner forschungspraktischen Anwendung die Beiträge in den Sammelbänden: *Rituale heute. Theorien – Kontroversen – Entwürfe*, hrsg. v. *Corina Caduff, Joanna Pfaff-Czarnecka* (Berlin <sup>2</sup>2002); *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*, hrsg. v. *Andréa Belliger, David J. Krieger* (Wiesbaden <sup>2</sup>2003); *Schenk*, Zeremoniell und Politik (wie Anm. 4) 71 ff.

<sup>15</sup> *Jan Assmann*, Religion und kulturelles Gedächtnis. Zehn Studien (München 2000) 149 f.

Es ist keineswegs ein Zufall, daß gerade bahnbrechende Arbeiten über das breite Spektrum der elaborierten, mit Symbolen, Bildern und Botschaften gesättigten „civic rituals“ im Florenz bzw. Venedig der Renaissance in vieler Hinsicht als Initialzündung für die Entdeckung der ‚symbolischen Politik‘ gewirkt zu haben scheinen<sup>16</sup>. Nach wie vor resultieren wichtige theoretische und konzeptuelle Anregungen vor allem aus den Forschungen zu Strukturen, Institutionen und Verfahren, zu Semiotik und Semantik der symbolischen Kommunikation in den europäischen Städten des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit<sup>17</sup>. In diesen Kontext gehören vor allem jene Rituale und Zeremonien, die unter der Regie der jeweiligen kommunalen Obrigkeiten stattfanden – das Spektrum reicht vom „kalkulierten Pomp“, mit dem die Serenissima bis zum Ende des 16. Jahrhunderts immerhin „drei Päpste, acht Kaiser und zahllose Könige, Königinnen, Fürsten, Kardinäle, Botschafter und Aristokraten jeden Ranges“ empfing, bis zu den ebenfalls komplex choreographierten Umzügen an Feiertagen und bei religiösen Festen in deutschen Städten des Spätmittelalters<sup>18</sup>.

Die eingangs zitierte Sentenz des großen Bardens aus Stratford gilt also erst recht für die besondere Welt der vormodernen Stadt – und das heißt auch und gerade für die Welt der *urbs Roma*. Mit einigem Recht kann man nämlich auch das Rom der Republik wie der Kaiserzeit geradezu als eine „Kultur des Spektakels“ in dem eingangs erwähnten spezifischen Sinne dieses Begriffes charakterisieren<sup>19</sup>. Diese Bezeichnung wird

<sup>16</sup> Vgl. nur *Edward Muir*, *Civic Ritual in Renaissance Venice* (Princeton 1981); *ders.*, *Ritual* (wie Anm. 5) 232ff.; *Richard C. Trexler*, *Public Life in Renaissance Florence* (Ithaca 1994, zuerst 1980) und dazu *Andrea Löther*, *Prozessionen in spätmittelalterlichen Städten. Politische Partizipation, obrigkeitliche Inszenierung, städtische Einheit* (Köln u. a. 1999) 8 ff. mit weiterer Literatur. S. etwa die einschlägigen Beiträge in „All the world’s a stage ...“, *Art and Pageantry in the Renaissance and Baroque*, hrsg. v. *Barbara Wisch*, *Susan Scott Munshower*, 2 Bde. (University Park, Penn. 1990).

<sup>17</sup> S. vor allem *Löther*, *Prozessionen* (wie Anm. 16) 6 ff.; *Schlögl*, *Vergesellschaftung unter Anwesenden* (wie Anm. 10); *ders.*, *Interaktion und Herrschaft. Probleme der politischen Kommunikation in der Stadt*, in: *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?* (wie Anm. 6) 115–128; *Schenk*, *Zeremoniell und Politik* (wie Anm. 4).

<sup>18</sup> *Patricia Fortini Brown*, *Measured Friendship, Calculated Pomp: The Ceremonial Welcomes of the Venetian Republic*, in: „All the world’s a stage ...“ I (wie Anm. 16) 136–186, Zitat 137; *dies.*, *The Self-Definition of the Venetian Republic*, in: *City States in Classical Antiquity and Medieval Italy* (wie Anm. 3) 511–548, besonders 525 ff.; *Muir*, *Civic Rituals* (wie Anm. 16) 189 ff., 212 ff.; *Löther*, *Prozessionen* (wie Anm. 16) 330 ff. und passim.

<sup>19</sup> S. etwa *Florence Dupont*, *L’acteur-roi ou le théâtre dans la Rome antique* (Paris 1985) 17 ff. („une civilisation du spectacle“); *Flower*, *Spectacle* (wie Anm. 3) 322 ff. Vgl. auch *Bergmann*, *Introduction* (wie Anm. 3); *Beacham*, *Spectacle Entertainments* (wie Anm. 3); *Sumi*, *Ceremony* (wie Anm. 3) 1 ff.

schon durch die schiere Zahl und das weite Spektrum der bekannten religiösen Feste und Spiele gerechtfertigt, bei denen eben nicht die späterhin berühmt-berüchtigten Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen im Mittelpunkt standen, sondern Pferde- und Wagenrennen, Ring- und Faustkämpfe, rituelle Tänze und vor allem und immer wieder theatralische Inszenierungen verschiedener Art, von griechischen Tragödien und Komödien im römischen Gewand über ihre genuin römischen Äquivalente in Gestalt der *praetextae* und *togatae* bis hin zu den Possen, die im stadtrömischen oder auch italisch-rustikalen Milieu spielen konnten.

Dabei nahm nicht nur die Zahl der jährlich regelmäßig stattfindenden Spiele, sondern auch ihre jeweilige Dauer vom 3. bis zum 1. Jahrhundert v. Chr. auffällig, ja geradezu sprunghaft zu: Allein die sechs wichtigsten Spiele – die *ludi Romani (magni)*, *Apollinares*, *Megalenses*, *plebei*, *Ceriales* und *Florales* – erstreckten sich über insgesamt 57 Tage, und dann kamen noch die *ludi victoriae Sullae* und *Caesaris* mit 7 bzw. 11 Tagen Dauer hinzu, so daß am Ende der Republik allein die großen *ludi* 75 Tage jedes Jahres einnahmen, von denen mehr als 40 für die erwähnten dramatischen Aufführungen reserviert waren – das meinte Livius mit seinem Urteil, daß zu seiner Zeit das Spielwesen zu einem „Wahnsinn“ geworden sei, der selbst „für wohlhabende Königreiche kaum erträglich“ sei<sup>20</sup>.

Hinzu kam das weite Spektrum regelmäßiger, mehr oder weniger aufwendiger und (im ursprünglichen Sinne) ‚spektakulärer‘, offizieller oder informeller ‚Inszenierungen‘ in der Gestalt öffentlicher Kulthandlungen, Opfer und anderer religiösen Rituale, die im sakralen Kalender der Stadt verankert waren<sup>21</sup> – Ernte- und Fruchtbarkeitsfeste, Reinigungs- und Sühnerituale wie das Fest des „Oktoberpferdes“ zu Ehren des Mars: Bei diesem ‚Spektakel‘, an dem sich die Bewohner ganzer Stadtviertel um Subura bzw. Sacra Via aktiv beteiligten, wurde nach einem Rennen auf dem Marsfeld ein Pferd des siegreichen Gespannes geopfert, und um seinen abgetrennten Kopf bzw. Schweif kämpften die erwähnten Stadtviertel, um sie in einem öffentlichen Gebäude des siegreichen Viertels

<sup>20</sup> Liv. 7, 2, 13. Vgl. zu den Spielen generell Georg Wissowa, Religion und Kultus der Römer (München <sup>2</sup>1912) 449 ff. und neuerdings Frank Bernstein, Ludi publici. Untersuchungen zur Entstehung und Entwicklung der öffentlichen Spiele im republikanischen Rom (Stuttgart 1998); Gérard Freyburger, Ludi, in: DNP 7 (1999) 477–487; Flower, Spectacle (wie Anm. 3) 338 ff. und die grundlegende kulturhistorische Analyse von Flaig, Ritualisierte Politik (wie Anm. 3) 232 ff.

<sup>21</sup> Überblick mit Belegen bei Howard H. Scullard, Festivals and Ceremonies of the Roman Republic (London 1981).

auszustellen<sup>22</sup>: Die eingangs erwähnte, für performative Praktiken konstitutive „Ko-Präsenz“ von Darstellern und Zuschauern wird hier durch die partielle Identität der komplementären Rollen von Akteuren und Zuschauern sogar besonders eindringlich ‚inszeniert‘ – ein strukturelles Merkmal republikanischer Rituale, das auch in anderen Zusammenhängen begegnet wird.

Gerade diese Identität verweist zugleich auf den kulturspezifischen Status und die dementsprechenden besonderen Funktionen dieser und anderer Praktiken dieser „Kultur des Spektakels“, die ihrerseits in eine spezifische politische Kultur der ‚Stadtstaatlichkeit‘ eingebettet ist<sup>23</sup>. Deren Eigentümlichkeit beruht ja nicht allein und nicht einmal in erster Linie auf dem ausdifferenzierten Gefüge von bestimmten politischen Institutionen und Verfahren, das zweckrational auf die Herbeiführung verbindlicher Beschlüsse und deren Durchsetzung ausgerichtet ist. Das spezifische Charakteristikum dieser Art von Staatlichkeit besteht vielmehr in den besonderen Bedingungen politischen und generell öffentlichen Handelns. Hier verweisen ‚communitas‘ (im Sinne der Bürgerschaft als politisch verfaßte Gemeinschaft, *politeia* und *civitas*) und ‚publicitas‘ (die ‚bürgerlich‘-politische Öffentlichkeit der Politen oder *cives*) nicht nur aufeinander, sondern sie fallen zusammen. Die antike ‚bürgerliche‘ Vergemeinschaftung ist in einem ganz konkreten, auch und gerade räumlichen Sinne zu verstehen. Die konstitutiven Institutionen, Gruppen und Personen sind ganz dicht und unmittelbar aufeinander bezogen – Magistrate, Räte und Versammlungen treten sich immer direkt, ‚face-to-face‘ gegenüber. Ihre Kommunikation und Interaktion sind dabei in eine eigentümliche Art von ‚Öffentlichkeit‘ eingebettet – und zwar gleich in mehrfacher Hinsicht: Die ‚communitas‘ der Bürgerschaft ist als Öffentlichkeit jederzeit überschaubar und vor allem als solche in der Stadt als öffentlichem Raum geradezu permanent präsent. Jedes (im ursprünglichen Sinne des Begriffs) ‚politische‘ Handeln findet zugleich in ihr und vor ihr statt, ist notwendig auf konkrete, geradezu sinnliche Weise ‚sichtbar‘ für alle Bürger, weil und indem es auf dem Forum (im doppelten Sinne) einer mediterranen open-air-Kultur stattfindet. Diese ‚Sichtbarkeit‘ ist also durchaus wörtlich zu nehmen: Alle konkreten Formen die-

<sup>22</sup> S. dazu *Scullard*, *Festivals* (wie Anm. 21) 193 f.

<sup>23</sup> Vgl. dazu und zum Folgenden *Karl-Joachim Hölkeskamp*, *Institutionalisierung durch Verortung. Die Entstehung der Öffentlichkeit im frühen Griechenland*, in: *Sinn (in) der Antike. Orientierungssysteme, Leitbilder und Wertkonzepte im Altertum*, hrsg. v. *K.-J. H., Jörn Rüsen, Elke Stein-Hölkeskamp, Heinrich Th. Grütter* (Mainz 2003) 81–104, hier 81 f., 85 ff.; *ders.*, *Rekonstruktionen* (wie Anm. 3) 70 ff.

ser direkten Interaktion – etwa in Gestalt von institutionell gefestigten Verfahren wie Wahlen, Gesetzgebung und Gerichtsverfahren, aber auch die unmittelbare Manifestation der besonders dichten Kommunikation, nämlich die öffentliche Rede in der *contio* – waren in dafür reservierten öffentlichen Räumen des ‚Stadtstaates‘ Rom (wiederum im Wortsinne) angesiedelt<sup>24</sup>. Genau diese Räume – das Forum Romanum mit dem Comitium, das Marsfeld, aber auch das Capitol und nicht zuletzt die Straßen, die sie miteinander verbanden bzw. überquerten – waren zugleich der Raum der Feste, Spiele, ‚Spektakel‘ und des gesamten Inventars an elaborierten „civic rituals“, die schon deswegen – nämlich durch ihre ‚Verortung‘ in dieser ‚Öffentlichkeit‘ (wiederum im konkreten wie metaphorischen Sinne) – eben nicht in einen beliebig-unverbindlichen Raum der Muße, des Privatvergnügens und der Freizeit ausgelagert sind, sondern als integrale Bestandteile des Gesamtrepertoires der Orte und Formen, Praktiken und Medien fungieren, die die regelmäßige, allgegenwärtige und geradezu alltägliche Vergemeinschaftung der Bürger generieren und reproduzieren.

Zugleich nahm diese ‚Öffentlichkeit‘ als Versammlung ebenso regelmäßig die konkrete Gestalt einer zentralen Institution im Rahmen der typisch ‚stadtstaatlichen‘ politischen Ordnung an, und diese Institution war eben nicht nur an den technischen Beratungs- und Entscheidungsverfahren *in politicis* beteiligt, sondern beeinflusste auch die Regeln und Rahmenbedingungen öffentlichen Handelns – auch der *populus Romanus* war mehr als nur der rhetorisch gern beschworene „Herr der Welt“ und nominelle Souverän des Imperiums<sup>25</sup>. Dieser *populus* in den Versammlungen war keineswegs nur der abstrakte, ideologische Bezugspunkt allen Handelns *in politicis*, sondern der materielle und insofern unmittelbar sinnlich erfahrbare Kontext dieses Handelns – anders gesagt: Hier sind die ‚Akteure‘ der Institution ‚Volksversammlung‘ zugleich die ‚Adressaten‘ ihres Handelns; hier sind „Zusammenhalten und

<sup>24</sup> Karl-Joachim Hölkeskamp, *Oratoris maxima scaena*: Reden vor dem Volk in der politischen Kultur der Republik (1995), in: SENATUS POPVLVSQVE ROMANVS. Die politische Kultur der Republik – Dimensionen und Deutungen (Stuttgart 2004) 219–256, bes. 223 f., 234 ff., 254; *ders.*, Capitol, Comitium und Forum: Öffentliche Räume, sakrale Topographie und Erinnerungslandschaften, ebd. 137–168, bes. 158 ff., sowie neuerdings Bell, Cicero (wie Anm. 3); *ders.*, Spectacular Power (wie Anm. 3); Sumi, Ceremony (wie Anm. 3) 17 ff. und vor allem Robert Morstein-Marx, *Mass Oratory and Political Power in the Late Roman Republic* (Cambridge 2004) 34 ff.; Frank Bücher, *Verargumentierte Geschichte. Exempla Romana im politischen Diskurs der späten römischen Republik* (Stuttgart 2006) 20 ff., auch zum Folgenden.

<sup>25</sup> Vgl. dazu Hölkeskamp, *Oratoris maxima scaena* (wie Anm. 24) 244 ff.

Zusammenhandeln der Bürger“ eben nicht nur auf „Grundfragen“ und die „entsprechenden allgemeinen Wertvorstellungen“ bezogen, sondern werden permanent und alltäglich im konkreten Verfahren politischer Entscheidung aktualisiert<sup>26</sup>. Ja, die Reproduktion von Bürgersein und ‚bürgerlicher‘ Identität durch allgegenwärtige und ganz konkrete Partizipation ist geradezu das konstitutive Strukturmerkmal dieser besonderen „Staatsform der persönlichen Präsenz und Interaktion“, die wiederum in eine allgemeine „Kultur des unmittelbaren Handelns“ (so die präzise Konzeptualisierung von Tonio Hölscher<sup>27</sup>) eingebettet ist und diese notwendig voraussetzt. Die innere Ordnung der Bürgerschaft als Bürgerschaft und der politische Raum waren mithin geradezu auf die erwähnte ‚Sichtbarkeit‘, eine regelmäßige, ja geradezu rituelle ‚Sichtbarmachung‘ respektive ‚Sichtbarwerdung‘ in und durch Verfahren, aber auch „civic rituals“ angewiesen; denn die „wie auch immer vollzogene Darstellung der Ordnung und der Strukturen“ – etwa im Zuge der Wahlen in den Comitien, aber auch bei Ritualen anderer Art wie etwa Prozessionen, auf die noch zurückzukommen sein wird – war nicht bloß ‚äußerlich‘-demonstrativ, sondern diese Strukturen, ihre Prinzipien und Regeln „gewannen im geformten Vollzug erst soziale Realität“, bestätigten und reproduzierten sich dabei zugleich<sup>28</sup>.

Damit bestätigen gerade die erwähnten Verfahren der Partizipation in der und durch die Volksversammlungen eine weitere wichtige, durchaus wiederum auch verallgemeinerbare Einsicht der neueren Forschung zu politischen Kulturen vormoderner Stadtstaaten, nämlich daß die Unterscheidung zwischen scheinbar eindeutig zweckrationalen Verfahren einerseits und Ritualen und Zeremonien andererseits noch in einer anderen Hinsicht problematisch geworden ist. Mittlerweile hat man erkannt, daß politische Verfahren eben nie allein dem nüchternen, „technisch-instrumentellen“ Zweck dienen, eine allgemein verbindliche Entscheidung

<sup>26</sup> Vgl. dazu Hölkeskamp, *Institutionalisierung und Verortung* (wie Anm. 23) 86, unter Rückgriff auf das (und in Auseinandersetzung mit dem) Konzept der „Institution“ in den einschlägigen theoretischen Beiträgen von Gerhard Göhler in den von ihm herausgegebenen Sammelbänden: *Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie* (Baden-Baden 1994); *Institution – Macht – Repräsentation. Wofür politische Institutionen stehen und wie sie wirken* (Baden-Baden 1997) – daraus auch die Zitate. S. auch bereits grundlegend Nicolet, *Le métier* (wie Anm. 3) 295 ff. und passim.

<sup>27</sup> Tonio Hölscher, *Aus der Frühzeit der Griechen. Räume – Körper – Mythen* (Stuttgart 1998) 69 ff.; *ders.*, *Körper, Handlung und Raum als Sinnfiguren in der griechischen Kunst und Kultur*, in: *Sinn (in) der Antike* (wie Anm. 23) 163–192, hier 169, 187 ff. und dazu Hölkeskamp, *Rekonstruktionen* (wie Anm. 3) 70 ff., vgl. 66 f.

<sup>28</sup> Formulierung nach Schlögl, *Vergesellschaftung unter Anwesenden* (wie Anm. 10) 46 f.; vgl. auch Stollberg-Rilinger, *Einleitung: Kulturgeschichte* (wie Anm. 6) 16.

zielstrebig vorzubereiten, geschäftsmäßig in Kraft zu setzen und umstandslos zu implementieren; solche Verfahren, ihre „Geschäftsordnungen“ und ihr Regelwerk haben immer auch rituelle bzw. zeremonielle, also „symbolisch-expressive“ Dimensionen, die über die „Herstellung von Entscheidungen“ hinaus „deren Darstellung“ dienen<sup>29</sup> – und damit der Erzeugung von Akzeptanz und Legitimität, die dann wiederum nicht nur die konkrete Entscheidung, sondern auch das Verfahren selbst stützen und stabilisieren.

\* \* \*

Das wird an einem römisch-republikanischen Beispiel besonders deutlich, nämlich an den verschiedenen Arten der Comitien bzw. der plebeischen *concilia*, die als Gesetzgebungs- und Wahlversammlungen auf dem Marsfeld bzw. dem Comitium und später dem Forum Romanum zusammentraten. Deren Regelwerk – die religiöse Zeremonie der Auspication, das Ritual des geordneten Zusammentretens auf Befehl des versammlungsleitenden Magistrats, die folgende Abstimmung in den Stimmkörpern und schließlich die Verkündung des Ergebnisses durch denselben Magistrat – hatte eben nicht nur die „technisch-instrumentelle Funktion“ der formalen Inkraftsetzung von Gesetzen respektive der Bestellung von Beamten, sondern auch und zugleich eine unverkennbare, geradezu demonstrative „symbolisch-zeremonielle“ und besonders „expressive“ Dimension, die zusammen die beiden fundamentalen Gliederungsprinzipien der sozioinstitutionellen Ordnung des *populus Romanus* abbildeten: Das geordnete Zusammentreten der Bürger nach Tribus einerseits oder nach Klassen und Centurien andererseits diente auf eine immer wieder konkret erfahrbare und besonders eindringliche Weise der Inszenierung, Reproduktion und Affirmation von Zugehörigkeit, (Ein-)Ordnung und Integration, indem der einzelne Bürger dabei seinen genauen Platz in der territorial in Bezirke unterteilten und zugleich in sich vielfach gestuften timokratisch-hierarchischen Bürgerschaft einzunehmen hatte. Denn einerseits war jeder Bürger als Bürger immer und notwendig in eine der 35 Territorialtribus eingeschrieben – insofern war er ein Gleicher unter Gleichen, jedenfalls an der zeremoniell sichtbar werdenden Oberfläche dieses Einteilungsprinzips (wobei die gar nicht so feinen Unterschiede hinsichtlich Prestige und Gewicht der individuellen Stimme etwa zwischen *tribus urbanae* und *rusticae* hier eben nicht unmittelbar sichtbar werden konnten). Andererseits war jeder Bürger

<sup>29</sup> Begriffe nach Stollberg-Rilinger, Einleitung: Verfahren (wie Anm. 12) 12, 18 u. ö.

immer auch in eine Klasse und eine Centurie eingeschrieben, er gehörte entweder zu den *seniores* oder *iuniores*, zu den *equites*, den *pedites* oder auch den *proletarii* – insofern war er keineswegs ein Gleicher unter Gleichen. in keiner Hinsicht: Im Gegenteil herrschte das allgegenwärtige Prinzip der Abstufung nach Reichtum und Rang, Ansehen und Alter, das hier auch noch ganz deutlich und geradezu demonstrativ inszeniert wurde – nämlich durch das Abstimmungsverfahren, das durch die Reihenfolge der zur Abstimmung kommenden Klassen und Stimmkörper ihre Hierarchisierung betonte<sup>30</sup>.

Die Volksversammlungen als Rituale der „Egalisierung“ respektive der „Hierarchisierung“<sup>31</sup> dienten dabei keineswegs nur der zeremoniellen Bestätigung der alle verbindenden Zugehörigkeit zu jenem „Volk in der Toga“, das die Götter nach Vergil zum Herrn über den Erdkreis bestimmt hatten. Es ging hier auch nicht nur um die bloße Affirmation der sozialen Hierarchien innerhalb des *populus Romanus*. Diese Versammlungen waren immer zugleich auch Orte und Medien der symbolischen Kommunikation, indem sie eine regelmäßig wiederholte implizite Verständigung zwischen Aristokratie und Volk über ihr Verhältnis und ihre Verpflichtung zur gegenseitigen Bestätigung ihrer jeweiligen Rollen in diesem System darstellten: Die politische Klasse der Republik war ja eine besondere Variante eines ‚Amtsadels‘, dessen eigentümliche ‚Exklusivität‘ vor allem auf seiner besonderen, ebenso einseitigen wie anspruchsvollen Identität beruhte: Dieser Adel definierte sich in einem ganz konkreten, ja engen Sinne konsequent, streng und eben exklusiv als eine politische Klasse: „Wer Politik trieb, gehörte zum Adel, und wer zum Adel gehörte, trieb Politik“, so die mittlerweile klassische Formulierung von Christian Meier<sup>32</sup>. Das heißt, daß die Gruppe als Ganze sich nichts anderem als Politik und Krieg widmete, und zwar wiederum exklusiv im Dienst an der und für die *res publica* – ja, dieser Adel war in einem spezifischen Sinne ‚republikanisch‘, weil er sich mit dieser *res publica* völlig und geradezu rückstandslos identifizierte. Darauf beruhte

<sup>30</sup> Vgl. dazu bereits Nicolet, *Le métier* (wie Anm. 3) 295 ff., 333 ff., 357 ff. und vor allem Hopkins, *From Violence to Blessing* (wie Anm. 3) 489 ff.

<sup>31</sup> Vgl. dazu die brillante Studie von Martin Jehne, *Integrationsrituale in der römischen Republik*. Zur einbindenden Wirkung der Volksversammlungen, in: *Sinn (in) der Antike* (wie Anm. 23) 279–297; Hopkins, *From Violence to Blessing* (wie Anm. 3) 492 ff.; Hölkeskamp, *Rekonstruktionen* (wie Anm. 3) 60 f.

<sup>32</sup> *Res publica amissa*. Eine Studie zu Verfassung und Geschichte der römischen Republik (1966, 2. erweiterte Aufl. Frankfurt a.M. 1980) 47. Vgl. zum Charakter dieser ‚Elite‘ außerdem Keith Hopkins, Graham Burton in: *Keith Hopkins, Death and Renewal* (Cambridge 1983) 31 ff. und zuletzt Hölkeskamp, *Konsens und Konkurrenz* (wie Anm. 3) 366 ff.

sein kollektiver Anspruch auf Führung und Gehorsam, auf Status, Rang, Prestige und deren öffentliche Anerkennung und damit seine Legitimität als Aristokratie. Darum kreiste das gesamte Wertsystem, das differenzierte Vokabular der *virtus* und der *virtutes* ebenso wie das reiche Repertoire der Begriffe, die die Prämien für *virtus* und Leistung bezeichneten, wie *honos*, *auctoritas* und *dignitas* – durchweg Begriffe, die explizit oder implizit die Asymmetrie aller Beziehungen, Vorrang in und durch Hierarchie konzeptualisieren<sup>33</sup>. Dieser umfassende Anspruch legitimierte sich aus einem ideologisch geschlossenen meritokratischen Staatsethos, das dieser Adel als sein ureigenes (oder wiederum exklusives) Orientierungs- und Wertsystem hegte und pflegte. In dessen Mittelpunkt standen allein die Größe des *populus Romanus*, seine Herrschaft, Würde und Hoheit, die mit den Begriffen *imperium* und *maiestas* im erweiterten Sinne umschrieben wurden, und die Weltmacht seines Imperiums – ganz konkret gemessen in dessen Ausdehnung, in Siegen und Eroberungen, unterworfenen Völkern und Ländern.

Darüber hinaus bedeutet das zitierte Dictum auch, daß alle Mitglieder dieser Aristokratie sich individuell, permanent und wiederum ‚exklusiv‘, das heißt streng und diszipliniert, diesem Dienst zu widmen hatten und sich den Anforderungen und auch Zumutungen, die sich aus der Kollektivmoral und dem darauf beruhenden Verhaltenscode ergaben, zu unterwerfen hatten – als Preis für Eintritt und Mitgliedschaft in diesem sich solchermaßen selbst definierenden ‚exklusiven‘ Club<sup>34</sup>. Dazu gehörte vor allem, sich der permanenten und allgegenwärtigen internen Konkurrenz um Positionen und Prestige im Dienst der *res publica* zu stellen – und zwar wiederum ‚exklusiv‘. Denn das Erreichen dieser Positionen, der politischen, militärischen und administrativen Führungsfunktionen in Gestalt der Ämter, die bezeichnenderweise als „Ehre“ und „Ehrenstellen“ (*honores*) konzeptualisiert wurden, die Übertragung großer Kommanden in Kriegen und anderer prestigeträchtiger Aufgaben in Rom, in Italien und im Imperium begründeten ja nicht nur einfach die Zugehörigkeit zum Adel – erst der Aufstieg in höhere Ämter brachte wirkliches Ansehen und Geltung innerhalb dieser Elite ein. Dabei standen die Hier-

<sup>33</sup> Vgl. dazu Karl-Joachim Hölkeskamp, Die Entstehung der Nobilität. Studien zur sozialen und politischen Geschichte der Römischen Republik im 4. Jh. v. Chr. (Stuttgart 1987) 209 ff., 212 f., 216 f. u. ö.; ders., Krieg, Konkurrenz und Konsens: die Expansion in Italien und die Entstehung der Nobilität, in: ders., SENATUS POPULVSQVE ROMANVS (wie Anm. 24) 11–48, hier 18 ff., 28 ff. 7 und passim; ders., *Oratoris maxima scaena* (wie Anm. 24) 229 ff.

<sup>34</sup> Vgl. dazu zuletzt Hölkeskamp, Rekonstruktionen (wie Anm. 3) 78 ff. mit weiteren Nachweisen.

archie und die entsprechenden Kriterien von Rang und Vorrang fest: Ehemalige Consuln und Censoren bildeten die oberste Rangklasse, sie hatten die höchste *dignitas* und *auctoritas* und waren als *principes civitatis* die Meinungsführer im Senat; dann folgten die Praetorier, dann die Aedilicier und schließlich die ehemaligen Volkstribune und Quaestoren. Ebenso tief eingerastet waren die Regeln und Konventionen, nach denen der Aufstieg der individuellen Mitglieder des Senatsadels in die oberen Rangklassen zu funktionieren hatte: Bewährung in den niederen Ämtern in Gestalt von Leistungen begründeten den Anspruch auf höhere *honores*. Die Akkumulation dieser *honores* über Generationen war denn auch das Fundament des „symbolischen Kapitals“ der großen Familien und ihres Anspruchs auf Zugehörigkeit zum Senatsadel respektive zu seiner Kern- und Spitzengruppe, der Nobilität – auch in dieser republikanischen politischen Kultur bestand dieses Kapital nach der Definition von Pierre Bourdieu in der „Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens und Anerkennens verbunden sind“, und dazu gehörten mithin auch Kriterien wie Ansehen und Ehre, Renommée, Reputation und Ruhm samt der kulturspezifischen „Logik“ ihrer Konstitution und Reproduktion<sup>35</sup>.

In dieser Logik spielte der institutionalisierte *populus Romanus* eine zentrale Rolle, es war selbstverständlich und unstrittig Sache der Comitien, die erwähnten *honores* zu vergeben – und dies eben nicht nur, weil so die Bindung an und die Anerkennung durch den *populus Romanus* regelmäßig rituell inszeniert und damit der Kern der kollektiven Wertewelt und die darauf beruhende Legitimität der politischen Klasse bestätigt wurden. Selbst wenn das Volk nie frei ‚wählen‘ konnte, in keinem Sinne dieses Begriffs; selbst wenn die Versammlungen allenfalls die ‚Auswahl‘ zwischen Kandidaten hatten, die vom versammlungs- und wahlleitenden Magistrat formell angenommen und vorgeschlagen werden mußten und die vor allem – im Sinne des zitierten Meierschen Dictums – alle zum „Adel“ gehörten und deswegen kandidierten (bzw. umgekehrt): Gerade für eine politische Klasse, die sich über die Bekleidung von solchen Ämtern definierte und die sich auch noch nach dem relativen Rang dieser *honores* hierarchisch differenzierte, mußte das Verfahren der Wahl

<sup>35</sup> Pierre Bourdieu, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Soziale Ungleichheiten, hrsg. v. Reinhard Kreckel (Göttingen 1983) 183–198, hier 190 f., 194 f. (Zitate); ders., Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft (Frankfurt a. M. 1993, zuerst 1980) 215 ff. Vgl. dazu jetzt Hölkeskamp, Konsens und Konkurrenz (wie Anm. 3) 385 ff., auch zum Folgenden.

durch das Volk aus durchaus handfesten herrschaftssoziologischen Gründen strukturell unverzichtbar sein – andere Optionen wie das Losverfahren oder andere Statuskriterien wie adlige Geburt kamen gerade wegen des Charakters und der Legitimitätsbasis dieser Meritokratie von vornherein nicht in Frage.

Die Volkswahl war also das optimale formale Verfahren, durch das die Rekrutierung, Chancenverteilung, Beförderung und damit alle Rangzuweisungen in dieser ‚Meritokratie‘ institutionell kanalisiert werden konnten<sup>36</sup>. Im 2. Jahrhundert v. Chr. ging es immerhin bereits um mehr als 70 einzelne Positionen, die Jahr für Jahr zur Besetzung anstanden – nicht nur die sechs bis acht Stellen der Imperiumsträger, also der Consuln und Praetoren, sondern auch alle Magistraturen im engeren Sinne von der Quaestur aufwärts, die übrigen niedrigen Beamtenkollegien, eine Reihe von Offiziersstellen in den Legionen (*tribuni militum a populo*) und nicht zuletzt die zehn Stellen im Volkstribunat. Angesichts der hierarchischen Binnenstruktur der politischen Klasse mußte die Konkurrenz um diese *honores* notwendig scharf sein – natürlich vor allem um diejenigen an der Spitze des *cursus honorum* in einem sich nach oben verengenden Stellenkegel: Rein statistisch gesehen konnte schließlich nur jeder dritte oder vierte Praetor auch Consul werden, und längst nicht jeder Quaestor oder Volkstribun brachte es überhaupt zu einer curulischen Magistratur oder gar zu einem Amt mit *imperium*<sup>37</sup>. Im Interesse der Stabilität und des notwendigen Mindestmaßes an Homogenität und Konsensfähigkeit einer solchermaßen organisierten ‚Meritokratie‘ mußte der formale „Mechanismus der personellen Selektion“ und damit die Entscheidung dieser alljährlichen Konkurrenz aus der Gruppe ausgelagert und bei einer neutralen Instanz außerhalb ihrer selbst angesiedelt sein, weil es eine solche Instanz mit ausreichender Autorität, Objektivität und vor allem unstrittiger Akzeptanz innerhalb dieser Klasse selbst nicht geben konnte – vielmehr wären die allfälligen Verteilungskämpfe um Positionen und Prestige und die Rangstreitigkeiten sofort und automatisch in permanente Auseinandersetzungen über den Status und natürlich die personelle Zusammensetzung der die *honores* verteilenden Instanz eingemündet: Die individuelle Zugehörigkeit zu einer solchen Über-Instanz wäre ja dann der eigentliche *maximus honos* gewesen. Das

<sup>36</sup> Vgl. dazu und zum Folgenden genauer Flaig, *Ritualisierte Politik* (wie Anm. 3) 165 f.; Hölkeskamp, *Rekonstruktionen* (wie Anm. 3) 82 f.

<sup>37</sup> Vgl. zur Entwicklung des *cursus honorum* im 3. und frühen 2. Jh. und zum Problem des ‚Stellenkegels‘ jetzt grundlegend Hans Beck, *Karriere und Hierarchie. Die römische Aristokratie und die Anfänge des cursus honorum in der mittleren Republik* (Berlin 2005).

in dem Rekrutierungsverfahren einer wie auch immer geregelten Selbstergänzung durch Kooptation angelegte Konfliktpotential und die aus den unerträglich verschärften Verteilungskämpfen resultierenden zentrifugalen Kräfte hätten sehr schnell die Integrations-, Kanalisierungs- und Regelungskapazität jeder Art von zentraler Institution überfordert – auch und gerade diejenige des Senats. Und damit wäre wiederum automatisch die Herrschafts- und Überlebensfähigkeit der ‚politischen Klasse‘ insgesamt und ihres Regimes in Frage gestellt worden.

\* \* \*

Auch bei dieser strukturell also unverzichtbaren, auf ganz spezifische Weise „technisch-instrumentellen“ Funktion der Wahlcomitien überwog natürlich die Inszenierung und permanente rituelle Bestätigung der hierarchischen Distanz in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht die (eher kompensatorisch-komplementären) „Egalisierungsrituale“ – besonders greifbar und für den *civis Romanus* geradezu alltäglich sinnlich erfahrbar wurde die Asymmetrie der Beziehungen wie der Kommunikation zwischen politischer Klasse und Bürgerschaft durch die besondere, typisch römische Art und Weise des Auftretens der Angehörigen dieser Klasse in (respektive vor) der ‚Öffentlichkeit‘ der Stadt bei den verschiedensten Gelegenheiten: Ihre häufigen großen und kleinen, immer mehr oder weniger zeremoniellen Auftritte in ihren verschiedenen Rollen als Senatoren, Patrone und Träger der sozialen Macht, als Magistrate und Inhaber der politisch-militärischen Führungsfunktionen und nicht zuletzt als Priester und Verwalter eines exklusiven religiös-sakralrechtlichen Herrschaftswissens gehörten geradezu zu den typischen ‚Spektakeln‘ der republikanischen politischen Kultur<sup>38</sup>.

Dazu zählte auch das feste Ritual des Amtsantritts neuer Consuln am ersten Tag ihres Amtsjahres: Nach der formalen Übertragung des *imperium* durch die *lex curiata*, der Einholung der Auspicien und dem Anlegen der *toga praetexta* als Amtstracht begab sich der neue Träger der obersten Gewalt – begleitet von seinen Lictoren, die gerade die *fascēs* erhoben hatten – von seinem Haus zum Capitol; dort nahm er erstmals auf der *sella curulis* Platz, dankte Iuppiter Optimus Maximus dafür, daß er die Stadt im vergangenen Jahr beschützt hatte, opferte dem höchsten Gott die von seinem Vorgänger bei dessen Amtsantritt gelobten weißen

<sup>38</sup> Vgl. auch Flower, *Spectacle* (wie Anm. 3) 324; Bell, Cicero (wie Anm. 3) 11 ff.

Rinder und gelobte seinerseits das gleiche Opfer für das folgende Jahr<sup>39</sup>. Und auch danach war jeder Auftritt eines Inhabers des *imperium*, der mit seinem Gefolge, den Amtsdienern und insbesondere den Lictoren mit den *fascēs* auf der zentralen öffentlichen Bühne des Forums oder auf den Straßen der Stadt erschien, eine Inszenierung politischer Macht: Die Symbole der Befehls- und Disziplinierungsgewalt repräsentierten zugleich auf unmißverständliche, in jeder Hinsicht gebieterische Weise den Anspruch auf Gehorsam, Reverenz und Einordnung durch die bzw. in der Unterordnung – und erst recht sollten sie bei allen fremden Völkern, denen die Römer ja immer demonstrativ im herrischen Gestus der Überlegenheit gegenübertraten, geradezu Furcht und Schrecken verbreiten<sup>40</sup>. Nicht einmal in der Stadt selbst zeigte sich der Magistrat jemals ohne Lictoren: Sie begleiteten ihn natürlich auf seinen Wegen zum Forum oder zur Curia, ins Theater und sogar ins Bad. Und auch bei Privatbesuchen gingen sie ihm voran und klopfen („*ut mos est*“, so Livius) mit ihren Rutenbündeln laut und vernehmlich an die Türen der Häuser, die er betreten wollte, und zwar selbst dann, wenn er etwa in sein eigenes Haus zurückkehrte<sup>41</sup>.

Erst recht war ein Consul natürlich von diesen Symbolen umgeben, wenn er seine wichtigste Rolle förmlich, sichtbar und insofern konkret übernahm: Der Aufbruch eines Consuls in einen Krieg war ein Ritual, das jedenfalls in der mittleren Republik fast ebenso regelmäßig stattfand wie ein fest im Kalender verankertes religiöses Fest – und ebenso wie bei anderen Ritualen ging es auch hier, um es mit Livius auszudrücken, *cum magna dignitate ac maiestate* zu<sup>42</sup>. Denn auch eine solche *profectio* ge-

<sup>39</sup> Vgl. Mommsen, RStR I 615 f. mit den Belegen; Thomas Schäfer, *Imperii Insignia: Sella curulis und fascēs. Zur Repräsentation Römischer Magistrate* (Mainz 1989); s. dazu zuletzt Peter Scholz, *Zur öffentlichen Repräsentation römischer Senatoren und Magistrate: Einige Überlegungen zur (verlorenen) materiellen Kultur der republikanischen Senatsaristokratie*, in: *Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materielle Kultur*, hrsg. v. Tobias L. Kienlin (Bonn 2005) 409–431, hier 419 ff.

<sup>40</sup> Cic. leg. agr. 1, 3, 9; Flacc. 18; Liv. 31, 29, 9 etc. Vgl. dazu Bernhard Kübler, *Lictor*, in: RE 13, 1 (1926) 507–518, hier 508 mit weiteren Belegen; Ernst Samter, *Fascēs*, in: RE 6, 2 (1909) 2002–2006, sowie generell Burkhard Gladigow, *Die sakralen Funktionen der Lictoren. Zum Problem von institutioneller Macht und sakraler Präsentation*, in: ANRW I 2 (1972) 295–314; Anthony J. Marshall, *Symbols and Showmanship in Roman Public Life: The Fascēs*, in: Phoenix 38 (1984) 120–141, hier 136 f.; Hölkeskamp, *Rekonstruktionen* (wie Anm. 3) 64 mit weiterer Literatur.

<sup>41</sup> Liv. 6, 34, 5 ff. (und Flor. epit. 1, 17, 26); Plin. nat. 7, 112 etc. Vgl. dazu Kübler, *Lictor* (wie Anm. 40) mit weiteren Nachweisen.

<sup>42</sup> Liv. 42, 49, 2 und 49, 1 ff. S. dazu Marshall, *Symbols* (wie Anm. 40) 121 f. mit weiteren Nachweisen; Jörg Rüpke, *Domi militiae. Die religiöse Konstruktion des Krieges in Rom* (Stuttgart 1990) 124 ff., 135 f., auch zum Folgenden.

horchte einer durchaus elaborierten Syntax: Dieses ‚Spektakel‘ begann wieder einmal auf dem Capitol, wo der Consul am Morgen des Tages seines Aufbruchs die Auspicien einzuholen und dem Iuppiter Optimus Maximus und den anderen Göttern feierliche Gelübde für den Fall des Sieges zu leisten hatte; dann vertauschte der Consul die *toga praetexta* als Amtstracht im Bereich *domi* mit dem roten Kriegsmantel (*paludamentum*), und auch seine Lictoren legten diese Tracht an, was symbolisch bereits auf den Übertritt in den Amtsbereich *militiae* verwies. Dann bliesen die Hörner und gaben damit ein ebenfalls schon eindeutig militärisches Signal zum Abmarsch. In Begleitung seiner Freunde, gelegentlich auch einiger Kriegstribune und anderer Offiziere und vor allem einer Menge von *omnium ordinum homines* brach der Consul also auf, überschritt die heilige Stadtgrenze des *pomerium* – damit war er nun Feldherr mit unbegrenztem *imperium*.

Wiederum ist es Livius, der die zentrale Rolle dieser „Menschen aus allen Ständen“ in diesem Ritual durchaus genau und vielschichtig charakterisiert hat – auch wenn diese Beschreibung anlässlich des Aufbruchs des P. Licinius Crassus, Consul 171 v. Chr., zum Feldzug gegen Makedonien und dessen König Perseus eine literarische Stilisierung eigener Prägung ist. Dieses Publikum komme hier nicht nur zur Erfüllung einer Pflicht, so Livius, sondern auch aus Lust an diesem Schauspiel (*studium spectaculi*) zusammen – um nämlich jenen Consul und Feldherrn zu sehen, den eben dieselben Menschen zuvor dazu bestellt hatten und den sie damit nun in den bevorstehenden Krieg schickten. Anders gesagt: Das Publikum dieses Rituals ist nicht nur dessen gewissermaßen passiv-partizipatorischer Adressat, sondern auch und zugleich impliziter Akteur, nämlich als Bürgerschaft in den *comitia centuriata*, die dem nun aufbrechenden Feldherrn zuvor Amt und *imperium* verliehen hat: Hier manifestiert sich die bereits erwähnte, für Rituale nicht nur dieser Art konstitutive „Ko-Präsenz“ von Akteuren und Adressaten in der besonderen Variante der komplementären Verschränkung der Rollen, die für die politische Kultur der Stadtstaatlichkeit typisch ist.

\* \* \*

Diese Verschränkung ist auch und vor allem ein spezifisches Merkmal jenes Typs von Ritual bzw. Zeremonie, um den es in der Folge konkret gehen soll: Das erwähnte Ritual der Amtsübernahme ist ebenso wie die *profectio* des Imperiumsträgers als Prozession im engeren Sinne dieses Begriffs zu beschreiben – eines Begriffs, der ebenfalls im Anschluß an

neuere kulturhistorische Ansätze als Kategorie zunächst inhaltlich genauer zu fassen ist. Danach erfüllt die Prozession zunächst generell die wesentlichen Kriterien eines Rituals oder einer Zeremonie: Auch sie verläuft nach einer normativen Syntax, auch sie ist durch Stereotypie, Formalität, Wiederholbarkeit bzw. Wiederholung charakterisiert, auch sie vermittelt symbolische Botschaften, und vor allem ist sie notwendig performativ und (schon deswegen) in eine „ko-präsente“ Öffentlichkeit eingebettet: Konkret ist die Prozession also eine strukturierte Handlungssequenz, in deren Verlauf eine bestimmte Gruppe von Menschen sich in einer normativ choreographierten Abfolge in einem definierten Raum von einem ebenfalls festgelegten Ausgangspunkt zu einem Endpunkt bewegt respektive, wie das Wort schon indiziert, feierlich „(voran-)schreitet“, um am Ziel eine (zumeist kultische) Handlung teils zu vollziehen, teils durch ihre Anwesenheit zu bezeugen<sup>43</sup>. Wenn der Ausgangs- und der Endpunkt identisch sind, handelt es sich um eine Kreisprozession, in deren Verlauf ein bestimmter Ort umschritten wird, oder um einen Umgangsritus – wie etwa der Lauf der *Luperci*, der vom Lupercal am Fuß des Palatin über die Sacra Via um diesen ältesten Kern der Stadt herumführte – jedenfalls im Prinzip: In historisch heller Zeit war das Forum natürlich der Hauptschauplatz des frivol-karnevalesken Treibens der (fast) nackten jungen Männer, das sich aus einem uralten Reinigungs- und Fruchtbarkeitsritual entwickelt hatte. Aber wiederum gilt auch hier, daß aktive Teilnehmer und die „ko-präsenten“ Zuschauer, die *Luperci* und die Frauen am Rand ihrer Route, die sie scherzhaft schlugen, sich gemeinsam an einem traditionellen Ritual beteiligten, das Bestandteil der religiösen Identität des *populus Romanus* war<sup>44</sup>.

Im anderen Fall wird durch die Prozession der Wechsel des Ortes inszeniert, wenn etwa Götterbilder von einem Tempel zum Circus getragen werden – wie etwa bei der *pompa circensis* anlässlich der erwähnten Spiele. Eine ganz andere Art des Umzuges fand nur zu bestimmten Anlässen statt, die allerdings keineswegs selten waren – wenn nämlich be-

<sup>43</sup> Friederike Fless, Römische Prozessionen, in: Thesaurus Cultus et Rituum Antiquorum (ThesCRA) 1 (2004) 33–58, hier 33. Vgl. außerdem allgemein Löther, Prozessionen (wie Anm. 16) 1 ff.; Hans Beck, Züge in die Ewigkeit. Prozessionen durch das republikanische Rom, in: Göttinger Forum für Altertumswiss. 8 (2005) 73–104; Karl-Joachim Hölkeskamp, Hierarchie und Konsens. Pompae in der politischen Kultur der römischen Republik, in: Machtfragen. Zur kulturellen Repräsentation und Konstruktion von Macht, hrsg. v. A. Arweiler (Stuttgart 2007, im Druck).

<sup>44</sup> Vgl. dazu Scullard, Festivals (wie Anm. 21) 76 ff.; Christoph Ulf, Das römische Lupercalienfest. Ein Modellfall für Methodenprobleme in der Altertumswissenschaft (Darmstadt 1982); Hopkins, From Violence to Blessing (wie Anm. 3) 479 ff., hier bes. 482 f.

sonders alarmierende Vorzeichen eine Störung der *pax deorum* anzuzeigen schienen und deswegen die Sibyllinischen Bücher konsultiert werden mußten: Daraufhin wurde recht häufig eine Bittprozession unter der Leitung der *decemviri sacris faciundis* angeordnet, die vor allem aus einem Chor von genau 27 (nämlich, wie es präzise heißt, „dreimal neun“) Jungfrauen in langen Gewändern bestand: Sie zogen hinter den weißen Opfertieren und den mitgetragenen Götterbildern als Weihgeschenke und vor den *decemviri* selbst, die zu diesem Anlaß mit Lorbeer bekränzt und mit der *toga praetexta* bekleidet waren (auf die symbolische Bedeutung ihrer Tracht wird noch zurückzukommen sein), auf einer bestimmten Route durch die Stadt – die Prozession bewegte sich vom Apollon-Tempel auf dem Marsfeld durch die *porta Carmentalis* und über den *vicus Iugarius* zum Forum Romanum, wo der Zug anhielt und der Chor ein Kultlied sang, dann weiter über den *vicus Tuscus* zum Velabrum, über das Forum Boarium und den *clivus Publicius* auf den Aventin zum Heiligtum der Iuno Regina, der die Opfer und Geschenke dargebracht wurden<sup>45</sup>.

An diesen Beispielen wird ein zentrales Charakteristikum römischer Prozessionen besonders deutlich: die Festlegung von symbolträchtigen Orten als Ausgangs- bzw. Endpunkte der Prozession und oft auch der genauen Route zwischen ihnen – allgemeiner formuliert: Die Verortung der Handlungssequenz in einem definierten (öffentlichen) Raum der Stadt und ihre Einschreibung in die religiös-politische Topographie, die diesen Raum strukturiert, ist ein integraler Bestandteil der typischen Syntax dieses Typs des Rituals bzw. der Zeremonie<sup>46</sup>. Diese Dimension der Prozession ist notwendig deswegen so zentral, weil sie wie alle anderen Typen öffentlichen Handelns in den bereits erwähnten Kontext der besonderen Unmittelbarkeit und Direktheit von Kommunikation und anderer Interaktion, die die antike ‚Stadtstaatlichkeit‘ auszeichnete, eingebettet ist. Diese Dichte ist ja durchaus auch und gerade physisch, dinglich und sinnlich zu verstehen – Stadtstaatlichkeit manifestiert sich direkt in ihrer ‚Räumlichkeit‘. Anlagen wie der Circus Maximus, aber auch Tempel, Altäre und Monumente und vor allem die öffentlichen Räume der Stadt

<sup>45</sup> Liv. 27, 37, 7ff.; 31, 12, 9f. S. dazu Wissowa, Religion (wie Anm. 20) 426f.; Franz Bömer, *Pompa* (B. Rom), in: RE 21, 2 (1952) 1974–1994, hier 1986; Filippo Coarelli, *Clivus Publicius*, in: LTUR 1 (1993) 284; Maddalena Andreussi, *Iuno Regina*, in: LTUR 3 (1996) 125–126.

<sup>46</sup> Flower, *Spectacle* (wie Anm. 3) 337f.; Fless, *Prozessionen* (wie Anm. 43) 34. Vgl. bereits Price, *Rituals and Power* (wie Anm. 3) 110ff.; Beacham, *Spectacle Entertainments* (wie Anm. 3) 24f. u. ö.

in Gestalt der Plätze – Capitol, Marsfeld, Forum und Comitium – bilden als Ensemble erst die erwähnte politisch-sakrale Topographie, weil und indem sie jene Funktionen und Aktivitäten beherbergen, die die Stadtstaatlichkeit und ihre spezifische Öffentlichkeit konstituieren: Hier findet nicht nur jede Art von alltäglich-informeller, ‚privater‘ Kommunikation statt, sondern auch die erwähnten formalisierten und ritualisierten Aktivitäten, durch die sich einerseits die Bürgerschaft als exklusives Kollektiv konstituierte und reproduzierte und die andererseits das Bürgersein und die Zugehörigkeit des Einzelnen zu diesem Kollektiv durch seine persönliche Teilnahme realisierten.

Zugleich ist diese Topographie auch in anderer Hinsicht ein symbolisches System: Im Rom der Republik waren Plätze wie Marsfeld, Forum und Comitium und besondere numinose Orte wie das Capitol mit dem riesigen Tempel des Iuppiter Optimus Maximus, der das religiöse Zentrum der Stadt und des Imperiums war, eben nicht nur Schauplätze des politischen Handelns, der sakralen Bestätigung und ihrer jeweiligen ‚pompösen‘ Inszenierungen. Sie waren auch und zugleich ‚Schau-Plätze‘ in einem spezifischen Sinne: In diesen öffentlichen Räumen wurden ja auch die zahllosen Denkmäler spektakulärer Siege und repräsentativen Monumente der darauf beruhenden imperialen Größe aufgestellt. Die Statuen großer Gestalten der glorreichen Geschichte, die Beuteweiungen und natürlich auch die Tempel, denen sie gestiftet wurden, selbst waren also Träger der Erinnerung – anders gesagt: Sie bildeten Bezugs- und Orientierungspunkte des kulturellen Gedächtnisses der Bürgerschaft. Durch ihre symbolische und z. T. auch sichtbare Vernetzung der Bauten und Bilder, der Botschaften und Geschichten in den (und durch die) zentralen öffentlichen Räume wird so die Stadt selbst zu einer ‚Erinnerungslandschaft‘, die als ein wesentliches Fundament ihrer Identität fungierte und ihrerseits auch der Bestätigung geltender Werte und Orientierungen diente<sup>47</sup>.

Gerade die Verschränkung der Funktionen machte die urbane Struktur der Stadt und ihre spezifische Öffentlichkeit zum privilegierten, exklusiven Schauplatz und zum (im Wortsinne) belebten und bevölkerten Schau-Platz nicht nur politischer Verfahren, sondern auch religiöser Rituale und zeremoniell-pompöser Auftritte aller Art wie Prozessionen. Hier und nur hier und oftmals wiederum nur an bestimmten, reservierten und markierten Orten der religiös-politischen Topographie der antiken

<sup>47</sup> Tonio Hölscher, Die Alten vor Augen. Politische Denkmäler und öffentliches Gedächtnis im republikanischen Rom, in: *Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart*, hrsg. v. Gert Melville (Köln u. a. 2001) 183–211; *Hölkeskamp, Capitol* (wie Anm. 24) 142 ff. und passim.

Stadt – in Tempeln, auf öffentlichen Plätzen und Prozessionsstraßen – waren alle diese Formen der Interaktion und Kommunikation im doppelten Sinne des Begriffes ‚ver-ortet‘ oder (postmodern gesprochen) ‚eingeschrieben‘. Anders gesagt: Diese Räumlichkeit ist die konstitutive Voraussetzung und notwendige Bedingung der „Ko-Präsenz“, die sich nur in dieser Einbettung überhaupt so vielschichtig und vielfältig in Praktiken und Rituale umsetzen konnte. Diese Räumlichkeit ist mithin das eigentliche Fundament einer Kultur, in der Teilnehmen und Zuschauen, Agieren und Reagieren, Sehen und Gesehenwerden ein zentraler, omnipräsenter, ja konstitutiver Bestandteil der alltäglichen Lebenswelt von Römern aller Schichten, Gruppen und Generationen war.

\* \* \*

Vor diesem Hintergrund wird erst vollends verständlich, daß man das Rom des 3. bis 1. Jahrhunderts v. Chr. mit Fug und Recht als „republic of processions“ beschreiben kann – um eine Bezeichnung aufzunehmen, die zunächst wiederum das Venedig der Renaissance und seine wichtigsten „civic rituals“ charakterisieren sollte<sup>48</sup>. Und wiederum ist es nicht nur die schiere Zahl und die bloße Häufigkeit der Um- und Aufzüge im politisch-religiösen Kalender der Stadt<sup>49</sup>, die diese Bezeichnung gerade für das republikanische Rom rechtfertigen. Vor allem sind es die kulturspezifischen zentralen Funktionen im gesamten System der Medien symbolisch-kommunikativer Selbstverständigung, -konstituierung und -reproduktion des *populus Romanus* und seiner eigentümlichen Identität, die diese Charakterisierung so treffend erscheinen lassen: Diese Funktionen bündeln sich gerade in jenen (im doppelten Sinne) besonders ‚spektakulären‘, nämlich zugleich opulenten und komplex choreographierten Aufzügen, die die Römer selbst als *pompae* im engeren Sinne bezeichneten wie vor allem die *pompa triumphalis*.

Das in jeder Hinsicht besonders ‚pompöse‘ Ritual des Triumphes – des feierlichen Einzuges eines siegreichen Feldherrn an der Spitze seines Heeres in die Stadt<sup>50</sup> – zeigt bereits jenes fundamentale Merkmal, das

<sup>48</sup> Muir, Civic Ritual (wie Anm. 16) 185 ff.

<sup>49</sup> Material bei Bömer, Pompa (wie Anm. 45) 1974 ff.; Fless, Prozessionen (wie Anm. 43) 34 f. u. ö.

<sup>50</sup> Vgl. dazu generell (mit einigen Unterschieden der Fragestellungen, Ansätze und Sichtweisen, die hier nicht diskutiert werden müssen) Marshall, Symbols (wie Anm. 40) 123 ff.; Ernst Künzl, Der römische Triumph. Siegesfeiern im antiken Rom (München 1988); Rüpke, Domi militiae (wie Anm. 42) 223 ff.; Richard Brilliant, „Let the Trumpets Roar!“ The Roman Triumph, in: The Art of Ancient Spectacle (wie Anm. 3) 221–229; Beacham, Spec-

alle *pompae* im engeren wie weiteren Sinne miteinander verbindet und zu einem System macht: Nicht nur einzelne konkrete Elemente, sondern auch (mindestens Teile der) Symbolik und Syntax des jeweiligen Rituals verweisen mindestens implizit auf die anderen bzw. zitieren sie geradezu. So bezieht sich der Triumph deutlich auf die erwähnte *profectio* – wie diese auf den (potentiellen) Triumph vorausweist: Das sei, so noch einmal Livius in dem bereits zitierten Zusammenhang, auch den *omnium ordinum homines* als Adressaten und ‚teilnehmenden Beobachtern‘ der *profectio* nur allzu klar: Die Augenzeugen des rituellen Aufbruchs „befällt der Gedanke, welche Rolle der Zufall im Kriege spielt, wie unberechenbar der Lauf des Schicksals und wie unparteiisch der Kriegsgott Mars ist. Sie denken an Unglück und Glück, welche Niederlagen oft durch Ungeschick und Unbesonnenheit der Feldherren eingetreten sind, welche Erfolge dagegen Klugheit und Tapferkeit gebracht haben. Wer von den Menschen wisse, was für einen Geist und was für ein Glück der Consul habe, den sie in den Krieg schickten? Würden sie ihn bald sehen, wie er im Triumph mit dem siegreichen Heer zum Capitol hinaufsteige zu denselben Göttern, von denen er aufbreche, oder würden sie selbst den Feinden diese Freude gewähren?“<sup>51</sup> Dieses Aufeinanderverweisen manifestiert sich unmittelbar in einem wesentlichen Element der jeweiligen Route: Der Ausgangspunkt der *profectio* des Consuls und zukünftigen Feldherrn war das Ziel der *pompa triumphalis* – nämlich der Tempel des Iuppiter Optimus Maximus auf dem Capitol; umgekehrt begann der Einzug des nun siegreich zurückkehrenden Feldherrn als Triumphator eben dort, wohin die *profectio* ursprünglich geführt hatte – außerhalb des *pomerium*, im Amtsbereich *militiae*. Hier – und zwar am Marsfeld, seit dem 3. Jahrhundert zumeist im Tempel der Kriegsgöttin Bellona – trat zunächst der Senat zusammen, um den Bericht des Feldherrn über seinen siegreichen Krieg entgegenzunehmen und über die Gewährung des Triumphes zu beschließen. Selbst wenn der Erfolg auf dem Schlachtfeld evident, eindeutig oder gar überwältigend war; selbst wenn die Soldaten seiner Legionen den siegreichen Feldherrn daraufhin bereits zum

tacle Entertainments (wie Anm. 3) 19 ff., 39 ff.; Flaig, Ritualisierte Politik (wie Anm. 3) 32 ff.; Flower, Spectacle (wie Anm. 3) 326 ff.; Beck, Züge (wie Anm. 43) 80 ff.; Sumi, Ceremony (wie Anm. 3) 29 ff. u. ö.; Karl-Joachim Hölkeskamp, Der Triumph – „erinnere Dich, daß Du ein Mensch bist“, in: Erinnerungsorte der Antike. Die römische Welt, hrsg. v. Elke Stein-Hölkeskamp, Karl-Joachim Hölkeskamp (München 2006) 258–276, 743–745, und grundlegend Tanja Itgenshorst, Tota illa pompa. Der Triumph in der römischen Republik (Göttingen 2005), die erstmals auch die quellenkritischen Probleme der Rekonstruktion des ‚republikanischen‘ Triumphs eingehend behandelt.

<sup>51</sup> Liv. 42, 49, 4–6 (Übersetzung nach Hans J. Hillen).

*imperator* ausgerufen hatten<sup>52</sup> – die Beteiligung des Senats war keineswegs eine bloße Formalität, sondern ein höchst bedeutsamer Akt, der sogar relativ oft von Konflikten im Senat oder öffentlichen Kontroversen begleitet worden zu sein scheint: Dabei ging es um die Person des Feldherrn und sein Verhalten gegenüber seinen Soldaten, seine Strenge und/oder (mangelnde) Großzügigkeit, und es ging gelegentlich auch um die Bewertung der Leistungen des Feldherrn. Erst mit dem (keineswegs selbstverständlichen) „geglückten Akt der Anerkennung“ dieser Leistungen wurde dem Feldherrn die Zustimmung seiner senatorischen Standesgenossen und damit der gesamten politischen Klasse zuteil<sup>53</sup>.

Hier – wiederum auf dem Marsfeld, seit dem späten 3. Jahrhundert im Circus Flaminius – formierte sich dann der Zug. Diese Formation bestand aus mehreren Elementen und Gruppen von Akteuren. An der Spitze waren wahrscheinlich die Trompeter plaziert, die nun die Rückkehr akustisch ankündigten – wie sie auch die *profectio* begleitet hatten. Möglicherweise folgten dann schon die Magistrate und Senatoren, die nicht zu der unmittelbaren Begleitung des Triumphators gehörten – es ist zwar sicher, daß sie die Prozession regelmäßig begleiteten, jedoch läßt sich ihre Position in deren Choreographie nicht genau bestimmen, lag vielleicht auch nicht fest. Auf jeden Fall kam nun jener Teil, der der repräsentativen Zurschaustellung des eigentlichen Anlasses diene: Auf Wagen und besonderen Tragegestellen (*fercula*) wurde ein großer Teil der Beute mitgetragen – dazu gehörten vor allem Waffen, Schätze in Gestalt von Münzen und Barren, alle Arten von Gegenständen aus Gold und Silber (etwa Tafelgeschirr und sonstige besonders wertvolle Gerätschaften aus dem Besitz besiegter Könige) sowie Statuen, Bilder und sonstige Kunstgegenstände; in diesem Teil des Zuges wurden aber auch Gemälde mit Schlachtszenen und dramatischen Höhepunkten des vergangenen Krieges sowie allegorische oder sonstwie symbolische Darstellungen von eroberten Städten, unterworfenen Völkern und Ländern, ihren Flüssen und Bergen zur Schau gestellt; auf Tafeln wurden deren Namen in langen Listen aufgezählt, wie es für den Triumph des Pompeius im September 61 ausdrücklich und ausführlich bezeugt ist<sup>54</sup>.

<sup>52</sup> S. dazu Arthur Rosenberg, *Imperator*, in: RE 9, 1 (1914) 1139–1154, hier 1141; *Itgenshorst*, *Tota illa pompa* (wie Anm. 50) 19, 199 u. ö.

<sup>53</sup> *Itgenshorst*, *Tota illa pompa* (wie Anm. 50) 159 ff., 193 ff., Zitat 195.

<sup>54</sup> Vgl. dazu Künzl, *Triumph* (wie Anm. 50) 76 ff. und jetzt Ida Östenberg, *Staging the World. Rome and the other in the triumphal procession* (Lund 2003) 18 ff., 57 ff., 186 ff., 245 ff.

Zum üblichen Inventar dieses Teils des Zuges gehörten schließlich noch weitere Tafeln mit den Namen der besiegten feindlichen Feldherren, gelegentlich auch deren Statuen oder Bilder – so soll das goldene Standbild des Mithridates, das neben seinem Thron und Szepter ebenfalls in dem erwähnten Triumph des Pompeius mitgeführt wurde, beeindruckende acht Ellen hoch gewesen sein<sup>55</sup>. Regelmäßig wurden zudem die *coronae triumphales* – ursprünglich lorbeerne, später goldene Kränze – mitgetragen, die dem Imperator von den Verbündeten oder auch den unterworfenen Gegnern gesandt worden waren. Außerdem wurden immer die besonders geschmückten weißen Rinder mitgeführt, die zur Opferung auf dem Capitol bestimmt waren – schon beim Triumph des Aemilius Paullus über Makedonien und den König Perseus sollen es nicht weniger als 120 besonders geschmückte Tiere „mit vergoldeten Hörnern“ gewesen sein<sup>56</sup>. Das nächste Element bildeten immer die prominenten Gefangenen, besiegte Feldherren, gefangene Könige und andere führende Persönlichkeiten (gelegentlich mitsamt ihren Familien), die zumeist in ihrer jeweiligen Tracht und/oder in Ketten vorgeführt wurden<sup>57</sup>. Oft – aber nicht immer – wurden sie dann vor dem letzten Akt des Rituals, dem Opfer auf dem Capitol, aus der Prozession heraus in den Carcer gebracht und dort hingerichtet.

Erst dann – vermutlich mit einigem Abstand – folgte der Teil der Prozession, der auf die Person des Triumphators selbst zentriert war. Zuerst kamen wieder die Lictoren, wie bei der *profectio* im roten Kriegsmantel, mit den *fascēs*, die zu dieser besonderen Gelegenheit mit Lorbeer umwickelt waren. Endlich folgte der vierspännige Triumphwagen, der als geradezu turmartig hoch beschrieben wird und wohl wiederum mit Lorbeer sowie zudem, zumindest in der späten Republik, mit Gold, Elfenbein, Edelsteinen geschmückt war<sup>58</sup>. Darauf stand der Triumphator in dem typischen Ornat, der vielleicht auf die etruskischen Ursprünge des Rituals verwies: Er trug die *tunica palmata* und die *toga pupurea* oder *picta* – also mit Goldstickereien verzierte, rein purpurne Gewänder – und auf dem Kopf einen Lorbeerkranz; in der rechten Hand hielt er einen Lorbeerzweig und in der linken ein Elfenbeinszepter mit einem Adler. Sein Gesicht war rot geschminkt – in der Farbe des höchsten Gottes, des-

<sup>55</sup> App. Mithr. 116, 570; 117, 574f.; vgl. Plin. nat. 33, 151.

<sup>56</sup> Plut. Aem. Paul. 33, 2; vgl. Liv. 45, 39, 12. Vgl. zum Opfer generell Künzl, Triumph (wie Anm. 50) 82f.

<sup>57</sup> Vgl. dazu ausführlich Östenberg, Staging the World (wie Anm. 54) 126ff.

<sup>58</sup> Nachweise bei Wilhelm Ehlers, Triumphus, in: RE 7A, 1 (1939) 493–511, hier 503f.; Künzl, Triumph (wie Anm. 50) 68f.

sen uraltes Kultbild im capitolinischen Tempel ebenfalls rot war. Diese nicht eindeutig erklärbare, aber fest etablierte Sitte und eine ganze Reihe weiterer symbolischer, etwa apotropäischer Paraphernalien verweisen auf die archaischen religiösen Wurzeln des Triumphs, der vielleicht ein Ritual der Reinigung des blutbefleckten Heeres und/oder ein Sieges- und Dankfest mit Opfern und der Einlösung von Gelübden war<sup>59</sup>: Dazu gehörte etwa der eiserne Fingerring, den nicht nur der Triumphator selbst, sondern auch jener auf dem Wagen hinter ihm stehende Staatssklave zu tragen hatte, der einerseits die bezeichnenderweise sogenannte *corona Etrusca*, einen schweren Kranz aus goldenen Eichenblättern und Edelsteinen, über den Kopf des Triumphators hielt und ihm andererseits immer wieder die vielzitierten Worte *respice post te, hominem te esse memento* sagte<sup>60</sup>.

Auch die Legaten und Militärtribune begleiteten den Triumphator zu Pferde (dabei ist nicht ganz klar, ob sie regelmäßig neben oder hinter dem Wagen plaziert wurden). Auf jeden Fall hinter der Gruppe des Triumphators folgten dann diejenigen römischen Bürger, die der Triumphator im Zuge seiner Kampagne aus der Kriegsgefangenschaft bzw. Sklaverei befreit hatte – sie trugen demonstrativ die typische Tracht der Freigelassenen. Den letzten Teil des Prozessionszuges bildete das Heer in militärischer Ordnung, also in Cohorten und Centurien; die Soldaten, die ihre militärischen Auszeichnungen und ebenfalls Lorbeerkränze trugen, riefen *io triumphe* und intonierten im Wechsel Lobgesänge und Spottverse auf ihren Feldherrn – berühmt-berüchtigt sind diejenigen auf Caesar, seine früheren und aktuellen amourösen Abenteuer (die allerdings ohnehin längst Stadtgespräch waren)<sup>61</sup>.

Auf dem Marsfeld setzte sich dann auch die Prozession in Bewegung. Sie führte über das Forum Holitorium durch die *porta triumphalis* – einen nur zu diesem besonderen Anlaß geöffneten Durchgang in den Raum *domi*, der wahrscheinlich am südlichen Fuß des Capitols, bei der *Porta Carmentalis* bzw. beim großen Doppeltempel der Fortuna und Mater Matuta lag<sup>62</sup>. Der Zug bewegte sich dann am Velabrum vorbei zum Forum Boarium, durch den Circus Maximus weiter um den Palatin

<sup>59</sup> Vgl. dazu *Larissa Bonfante Warren*, Roman Triumphs and Etruscan Kings: the Changing Face of the Triumph, in: JRS 60 (1970) 49–66; *Maxime Lemosse*, Les éléments techniques de l'ancien triomphe romain et le problème de son origines, in: ANRW I 2 (1972) 442–453.

<sup>60</sup> Belege bei *Ehlers*, Triumphus (wie Anm. 58) 506f.

<sup>61</sup> S. etwa App. Hann. 66, 299; Plut. Aem. Paul. 34, 7; Liv. 45, 40, 4; Suet. Iul. 49, 4; 51.

<sup>62</sup> S. dazu *Hölscher*, Die Alten vor Augen (wie Anm. 47) 194ff.; *Hölkeskamp*, Capitol (wie Anm. 24) 149ff., auch zum Folgenden.

herum und bog dann in Richtung auf das Forum ab; auf der Sacra Via überquerte er das Forum in voller Länge und hielt an der Kreuzung von Sacra Via und *clivus Capitolinus* am Fuß des Hügels. Hier stieg der Triumphator von seinem Wagen und ging zu Fuß über den steilen *clivus* zum Tempel hinauf – dort legte er der erwähnten Iuppiter-Statue Lorbeerzweige und die Girlanden, mit denen die *fascēs* seiner Lictoren geschmückt waren, in den Schoß, dort weihte er erbeutete Waffen und opferte einen weißen Stier. Damit wurde der Kreis des Krieges rituell geschlossen, der ja genau an dieser Stelle mit der Einholung der Auspicien, Opfern, Gelöbnissen für den Fall des Sieges durch den Consul und seine *profectio* ebenso rituell begonnen worden war.

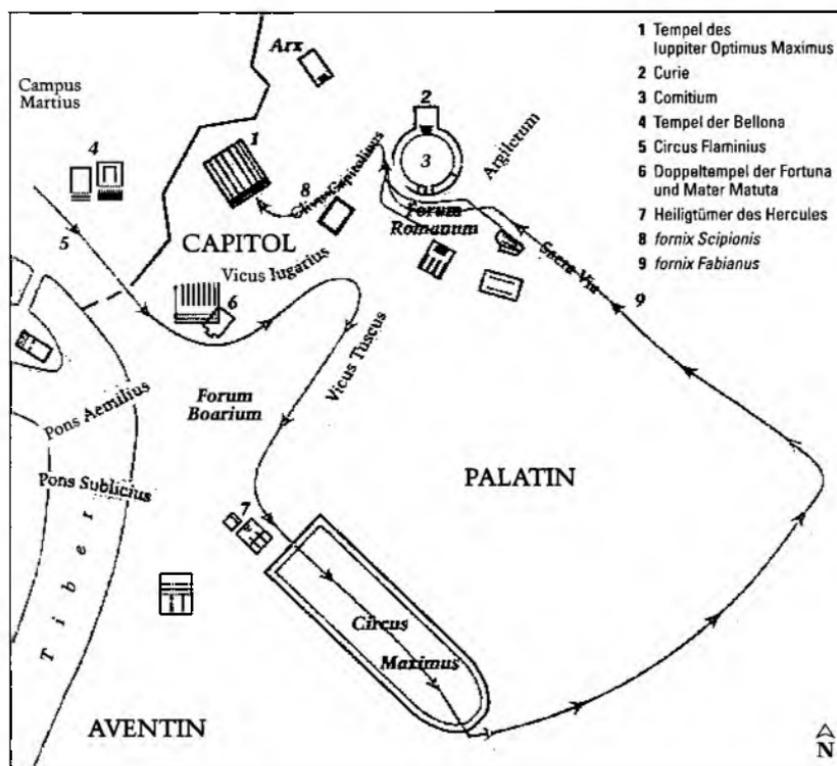


Abb. 1: Rom in der mittleren Republik: Monumente, Räume und Route des Triumphes<sup>63</sup>.

<sup>63</sup> Aus: Hölkeskamp, Triumph (wie Anm. 50) 262 (Zeichnung: cartomedia, Karlsruhe, mit freundlicher Genehmigung des Verlages C. H. Beck, München).

Diese Prozession und ihre Route inszenierten also die glückliche Heimkehr des Consuls als Feldherrn an der Spitze seines Heeres nach dem Auszug ins Ungewisse, die siegreiche Rückkehr aus dem vom Krieg beherrschten Außenraum in den zivil-,bürgerlichen' Innenraum. Dabei umkreiste der Zug die Urzelle dieses Innenraumes, den ersten Sitz des Romulus auf dem Palatin, in einer Art Kreisprozession – dieses fundamentale Element der Syntax des Triumphes verweist auf die vielen archaischen Entsühnungsrituale, die durch Umgehung vollzogen wurden, wie etwa die Reinigung und Neukonstituierung der Bürgerschaft durch das censorische *lustrum*. Hier wie dort bildeten zudem genau festgelegte Opfer, die besonders wichtige Stadien bzw. Punkte des Weges markierten, einen weiteren integralen Teil der jeweiligen Ritualsyntax – im Falle des Triumphes waren das vor allem die Opfer an der *porta triumphalis*, also beim Eintritt in den sakralen Raum der Stadt, und natürlich die erwähnten Opfer am capitolinischen Heiligtum. Der Zug führte an einer ganzen Reihe von weiteren symbolisch bedeutsamen numinosen Orten vorbei – etwa am Heiligtum des Hercules auf dem Forum Boarium, das das Zentrum der Kulte und Mythen um Hercules bildete (siehe Plan): Hier stand in unmittelbarer Nähe der Ara Maxima Herculis eine Statue des Hercules Triumphalis, die bei jedem Triumphzug im *habitus triumphalis*, also mit den auf diesen Anlaß verweisenden Insignien geschmückt wurde<sup>64</sup>.

Die Route war also in die sakrale Topographie der Stadt eingebettet – und damit zugleich in die damit ja identische politische Topographie und die zentrale ‚Erinnerungslandschaft‘ zwischen Marsfeld, den verschiedenen Fora und dem Capitol (siehe Plan), die durch die räumliche Vergesellschaftung und die sichtbare und unsichtbare, symbolische Vernetzung von Tempeln und Altären, Denkmälern und anderen Orten der Erinnerung entstanden war. Jeder Triumph führte aber nicht nur in und durch diese Landschaft und wurde von ihr geradezu beherrscht, sondern gestaltete und entwickelte sie gleichsam weiter, indem das eigentlich ephemere Fest des Krieges, des Sieges und der Größe Roms in ihr dauerhafte Spuren hinterließ und sie damit bereicherte<sup>65</sup> – zu diesen Spuren

<sup>64</sup> Plin. nat. 34, 33. Vgl. dazu *Filippo Coarelli*, Hercules invictus, Aedes (Forum Boarium), in: *LTUR* 3 (1996) 15; *ders.*, Hercules Invictus, Ara Maxima, in: ebd. 15–17.

<sup>65</sup> Vgl. dazu *Diane Favro*, The Street Triumphant. The Urban Impact of Roman Triumphal Parades, in: *Streets. Critical Perspectives on Public Space*, hrsg. v. *Zeynep Çelik*, *Diane Favro*, *Richard Ingersoll* (Berkeley u. a. 1994) 151–164 und das Material bei *Leena Pietilä-Castrén*, Magnificentia publica. The Victory Monuments of the Roman Generals in the Era of the Punic Wars (Helsinki 1987); *Lawrence Richardson*, Urban Development in Ancient Rome and the Impact of Empire, in: *City States in Classical Antiquity and Medieval Italy*

gehörten vor allem die wahrscheinlich aus Beutegeldern errichteten Tempel wie diejenigen für Janus, Iuno Sospita, Spes und Pietas am Forum Holitorium, also gleich am Anfang der Route, und etwa 30 weitere Heiligtümer für eine Vielzahl von Göttern an verschiedenen Orten in der Stadt; diese Bauten standen vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, am üblichen Weg der Triumphzüge (wie etwa der Tempel des Hercules *in foro Boario* und derjenige der Iuventas *in circo Maximo*) oder auch auf dem Capitol, in unmittelbarer Nachbarschaft des Iuppiter-Tempels, also am Ende der Route (wie der Tempel der Fides)<sup>66</sup>. Dazu gehörten die Ehrenbögen wie der *fornix Fabianus* am Anfang der Sacra Via und der *fornix Scipionis* auf dem Capitol; und dazu gehörten schließlich die vielen Ehrenstatuen wie etwa die *columna rostrata* des C. Duilius am Comitium, die mit ihren Schiffsschnäbeln an den *triumphus navalis* des Siegers von Mylae im Jahre 260 v. Chr. erinnerte<sup>67</sup>.

Über den Zeitraum von etwa zwei Jahrhunderten seit den Kriegen um die Hegemonie in Italien im späten 4. Jahrhundert wurden auf diese Weise immer neue, jüngere Monumente dieser verschiedenen Gattungen mitsamt ihren Geschichten und vor allem ihren Helden in die symbolische Landschaft der Stadt gewissermaßen eingeschrieben – allein schon durch die Häufigkeit der Triumphe wurde das geradezu zu einem kontinuierlichen Prozeß der Fortschreibung der Erfolgsgeschichte der Republik auf dem Weg zum Imperium: Allein im Zeitraum vom Ende des La-

(wie Anm. 3) 381–402, hier 399ff. und jetzt *Itgenshorst*, *Tota illa pompa* (wie Anm. 50) 90f., 93ff. u. ö. und die Belege im Katalog. Vgl. zur Rolle des Triumphes in den visuellen Medien jetzt *Peter J. Holliday*, *The Origins of Roman Historical Commemoration in the Visual Arts* (Cambridge 2002) und dazu (und darüber hinaus) *Karl-Joachim Hölkeskamp*, *Images of Power: Memory, Myth and Monuments in the Roman Republic*, in: *Scripta Classica Israelica* 24 (2005) 249–271.

<sup>66</sup> *Filippo Coarelli*, Iuturna, Templum, in: *LTUR* 3 (1996) 162–163; *ders.*, Ianus, Aedes (apud Forum Holitorium ...), in: ebd. 90–91; *ders.*, Iuno Sospita (in Foro Holitorio), Aedes, in: ebd. 128–129; *ders.*, Spes, Aedes, in: *LTUR* 4 (1999) 336–337; *Paola Ciancio Rossetto*, Pietas, Aedes in Foro Holitorio ..., in: *LTUR* 4 (1999) 86; *Filippo Coarelli*, Hercules, Aedes Aemiliana, in: *LTUR* 3 (1996) 11–12; *ders.*, Iuventas, Aedes, in: ebd. 163; *Christoph Reusser*, Fides populi Romani/Publica, in: *LTUR* 2 (1995) 249–252.

<sup>67</sup> *Laura Chioffi*, Fornix Fabianus, in: *LTUR* 2 (1995) 264–266; *Filippo Coarelli*, Fornix Scipionis, in: ebd. 266–267. Vgl. dazu außerdem *Künzl*, Triumph (wie Anm. 50) 50ff.; *Markus Sehmeyer*, Stadtrömische Ehrenstatuen der republikanischen Zeit. Historizität und Kontext von Symbolen nobilitären Standesbewußtseins (Stuttgart 1999); *ders.*, Die kommunikative Leistung römischer Ehrenstatuen, in: *Moribus antiquis res stat Romana. Römische Werte und römische Literatur im 3. und 2. Jh. v. Chr.*, hrsg. v. *Maximilian Braun*, *Andreas Haltenhoff*, *Fritz-Heiner Mutschler* (München u. a. 2000) 271–284, sowie jetzt – in einem weiteren Kontext, der alle „Denkmäler als Knotenpunkte der Geschichtskultur im öffentlichen Raum“ umfaßt – *Uwe Walter*, *Memoria und res publica. Zur Geschichtskultur im republikanischen Rom* (Frankfurt a. M. 2004) 131 ff.

tinerkrieges im Jahre 338 bis zum Untergang Karthagos 146 v. Chr. sind gut 150 Triumphe ausdrücklich bezeugt – und in fast 50 einzelnen Jahren in diesem Zeitraum fanden mindestens zwei, gelegentlich sogar noch mehr *pompae triumphales* und kleine Triumphe (*ovationes*) statt<sup>68</sup>. Dabei wurden die bereits vorhandenen gewachsenen Strukturen eben nicht überschrieben, verdeckt oder gar ausgelöscht – im Gegenteil: Der bereits bestehende (Kon-)Text des ‚monumentalen Gedächtnisses‘ und die Botschaften der älteren Monumente gaben den neu hinzukommenden Denkmälern überhaupt erst ihren Sinn. Die politische, sakrale und memoriale Topographie der Stadt gewann damit kontinuierlich also schon in der mittleren Republik an Dichte, Vielfalt und später, mit dem Eindringen neuer Ausdrucksformen, sicherlich auch an Vieldeutigkeit – die Botschaft an den Betrachter, Römer oder Fremder, ‚Verbündeter‘ oder Feind, blieb allerdings gleich und wurde durch diese Akkumulation sogar immer mächtiger: Jeder Krieg, jeder Sieg und jeder Triumph war und blieb auf Dauer ein nicht mehr verlierbarer Teil der von den Göttern sanktionierten, moralisch legitimen und (daher) notwendigen Entfaltung der Macht des *populus Romanus*<sup>69</sup>.

Genau die gleiche Botschaft trat im Zuge der parallelen Entwicklung der Ritualsyntax der *pompa triumphalis* immer mehr in den Vordergrund: Wie die erwähnte Monumentalisierung der Memoria diente auch die repräsentative Inszenierung von Sieg und Eroberung vor allem dem Zweck, die große weite Welt symbolisch gewissermaßen in den Mikrokosmos der ‚Stadtstaatlichkeit‘ zu holen: Rom und der *populus Romanus* eigneten sich andere Städte, Länder, Völker und letztlich den Erdkreis in typischen, eingängigen Formen einer sichtbaren, greifbaren und unmittelbar verständlichen symbolischen Repräsentation an<sup>70</sup>. In diesen Formen artikuliert sich ihr Anspruch auf Überlegenheit und Herrschaft über die Unterworfenen, der durch den inszenierten, symbolisch-visuell in Personen, Bildern und Botschaften gewissermaßen nachgestellten Sieg begründet wurde, und sie nahmen mit denselben Bildern auch gleich die eroberten Länder und Reiche symbolisch in Besitz.

Auch in diesem Sinne ist dieses Ritual nicht nur und vielleicht nicht einmal zuvörderst als eine ‚symbolische Enteignung‘ der Soldaten des siegreichen Heeres, die ja auch (und nach ihrer Entlassung nach dem

<sup>68</sup> Zahlen nach dem Katalog von *Itgenshorst*, *Tota illa pompa* (wie Anm. 50).

<sup>69</sup> *Hölkeskamp*, *Capitol* (wie Anm. 24) 156 f.

<sup>70</sup> Vgl. *Östenberg*, *Staging the World* (wie Anm. 54) 264 ff., 275 ff.

Triumph sogar wieder primär) römische Bürger waren, zu verstehen<sup>71</sup>. Nicht nur die „Ko-Präsenz“ der Bürger-Soldaten, die ja sogar als ‚Ko-Akteure‘ in das Triumphritual eingebunden waren, schloß letztlich aus, daß der Sieg dem Triumphator vollständig übereignet wurde und fortan gewissermaßen allein gehörte: Auch die anderen zentralen Elemente der Syntax des Triumphes – die Route von *militiae* nach *domi*, der Schlußakt auf dem Capitol und zudem das formale Ende der militärischen Befehlsgewalt des Feldherrn – legen eine andere ‚Lesung‘ der diesbezüglichen symbolischen Botschaft des Rituals nahe: Es war die Übereignung des Sieges durch den Triumphator an diejenige Instanz, die ihn ursprünglich mit *imperium* ausgestattet und mit dem jetzt zurückkehrenden Heer ausgesandt hatte, und zugleich die Aneignung durch den *populus Romanus*. Gewissermaßen als Kompensation erhielt der Triumphator dafür eine Prämie, die in dieser hochgradig kompetitiven politischen Kultur sehr wertvoll war – und auch das war ein integraler Bestandteil des Konsenses über die Regeln der inneraristokratischen Konkurrenz. Abgesehen von der lebenslänglichen persönlichen Prominenz, die der Triumph verlieh und die durch bestimmte Ehrenrechte betont wurde, stellte ein Triumph immer auch eine besonders wertvolle, dauerhafte Einlage in das symbolische Kapital der Familie des Triumphators dar. Dazu gehörte nicht zuletzt das Privileg, diesen familialen ‚Zugewinn‘ durch ebenso repräsentative wie unmittelbar ‚lesbare‘ Zeichen geradezu verewigen zu dürfen: Neben die erwähnten Praktiken des ‚Einschreibens‘ der eigenen Verdienste um die *res publica* in das ‚monumentale Gedächtnis‘ in den öffentlichen Räumen der Stadt trat nämlich eine weitere, ebenso eigentümliche wie bezeichnende Sitte: So wurden ja nicht nur Tempel und andere öffentliche Gebäude mit den Trophäen militärischer Siege ausgestattet, sondern auch die Privathäuser – und dieser Schmuck durfte nicht einmal bei einem Besitzerwechsel entfernt werden, so daß die Häuser selbst, wie es heißt, gewissermaßen immerwährend Triumphe feierten: Auch das trug zu dem kompromißlos kriegerischen Bild der Stadt bei, die schon vor dem zweiten Punischen Krieg mit „barbarischen Waffen“, „blutigen Beutestücken“ und anderen Trophäen zahlloser Triumphe regelrecht bekränzt gewesen sei<sup>72</sup>.

\* \* \*

<sup>71</sup> Flaig, Ritualisierte Politik (wie Anm. 3) 39f. und dazu (kritisch) Igenshorst. *Tota illa pompa* (wie Anm. 50) 204.

<sup>72</sup> Plin. nat. 35, 7; Plut. Marc. 21, 2; vgl. Liv. 10, 46, 7f.; Sil. 1, 617ff. etc. S. zu den symbolischen Funktionen des Hauses generell nun Elke Stein-Hölkeskamp, *Das römische Haus – die memoria der Mauern*, in: *Erinnerungsorte* (wie Anm. 50) 300–320, 748–749.

Alle Prozessionen haben strukturelle Gemeinsamkeiten, die eine Art ‚Supra-Syntax‘ bilden – ein dichtes Gewebe von indirekten und direkten Bezügen und Zitaten, Affinitäten und Parallelen und vor allem eine vernetzte und zugleich vernetzende Semantik der Insignien, Zeichen und Symbole. Die unmittelbar sichtbare Ebene dieser komplexen Vernetzung besteht in ihrem Eingeschriebensein in die komplexe politisch-sakral-memorale Topographie der Stadt – dabei erweist sich eine fundamentale Bedingung dieser ‚Supra-Syntax‘: Deren öffentliche Räume sind auch soziale Räume, indem sie Strukturen, Macht und Herrschaft reflektieren bzw. repräsentieren – schon allein dadurch, daß die (besonders erfolgreichen und daher ranghöchsten) Angehörigen der politischen Klasse durch ihre institutionalisierten politisch-militärischen Herrschaftsfunktionen das ‚Recht‘ haben, sich selbst, ihre Leistungen für die *res publica*, ihre erfolgreiche Erfüllung der in ihrem Wertsystem beschlossenen Anforderungen und damit auch den Anspruch ihrer Familie auf aristokratischen Status und Rang in diesen Raum durch repräsentative Monumente dauerhaft einzuschreiben und dadurch präsent zu halten<sup>73</sup>.

Zugleich besetzt und definiert dieser Adel die öffentlichen Räume durch jene Rituale und Zeremonien, die diese Räume ihrerseits miteinander vernetzen und sie durch das Medium der performativen Affirmation mit den gleichen symbolischen Botschaften, historisch-politischen Sinndeutungen und ideologischen Ansprüchen erfüllen wie Tempel und Monumente – wenn man es in die post-moderne Super-Metapher kleiden will: Auf unterschiedliche Weise, in jeweils unterschiedlichen Gewichtungen und auf unterschiedlichen Ebenen konstituieren performative und visuelle Medien einen großen, gemeinsamen ‚Text‘. Konkret heißt das: Die aus einer glorreichen Geschichte, aus der langen Serie von Siegen auf den Schlachtfeldern resultierende imperiale Größe der Republik, die Elite und Volk, Akteure und Adressaten in einem ideologischen Konsens vereint, ist omnipräsent, indem sie in den öffentlichen Räumen zugleich dauerhaft monumentalisiert und regelmäßig zeremoniell-multimedial inszeniert wird. Zugleich werden diese Räume dadurch markiert und reserviert.

In diesen ‚Text‘ ist ein ebenso umfassender wie exklusiver und geradezu herrischer Anspruch der politischen Klasse eingeschrieben: Die gegenwärtige Größe ist allein der über Generationen gewachsenen, durch

<sup>73</sup> Vgl. dazu die Übersicht über die urbane Entwicklung der Stadt seit dem 4. Jh. v. Chr. von Richardson, *Urban Development in Ancient Rome* (wie Anm. 65) 390 ff.; grundlegend dazu bleibt Tonio Hölscher, *Die Anfänge römischer Repräsentationskunst*, in: MDAI (R) 85 (1978) 315–357.

den Erfolg glanzvoll bestätigten Überlegenheit der Führung zu verdanken – Leistungen in Politik und vor allem im Krieg werden als Entstehungsgrund der Herrschaft der Elite postuliert. Auf der Ebene des kulturellen Subsystems der Rituale und Zeremonien werden die Geltung der omnipräsenten Hierarchien und die soziale Macht der politischen Klasse, ihre Legitimität und die Einforderung von affirmativer Bestätigung dadurch symbolisch konstituiert und kontinuierlich bestätigt, daß die jeweiligen Akteure in ihren statuskonstituierenden institutionalisierten Rollen als Magistrate, Träger des *imperium* und Feldherren einerseits und als Priester andererseits auftreten – auch der Triumphator ist ja zuerst und notwendig Träger des *imperium* und der Auspicien.

Allen Ritualen bzw. Zeremonien ist ferner gemeinsam, daß Magistrate und Priester aus dem Alltag der administrativen Routine heraustreten und dabei dem *populus Romanus* als „ko-präsentem“ Adressaten sichtbar und betont gegenübertreten. Dies wird vor allem durch das gesamte Repertoire der Insignien und sonstigen Zeichen geleistet, die die magistratische *potestas* und das *imperium* als disziplinarische Gewalt und/oder die immer außeralltägliche, geheimnisvoll-numinose religiös-sakralrechtliche Rolle der Priester als alleinigen Garanten des göttlichen Wohlwollens und dessen ritueller Sicherung über den Tag hinaus sichtbar machen – daher tragen, wie erwähnt, die *decemviri sacris faciundis* in der Prozession (und nur hier) den Lorbeerkranz und die *toga praetexta*. Vor diesem Hintergrund läßt sich auch die auffällige Omnipräsenz der Triumphalsymbolik dechiffrieren: Gerade Purpurgewand, Lorbeerkranz und die übrigen unmißverständlichen Insignien signalisieren Außeralltäglichkeit und die besondere Aura einer gesteigerten Prominenz, die Hierarchie und ihren zentralen Geltungsgrund noch deutlicher hervortreten läßt – wiederum allgemein formuliert: Insbesondere der Triumph zielt auf eine „Sichtbarkeitserhöhung der Herrschaft, angelegt auf die räumlichen und interaktiven ‚Bühnen‘ und Anlässe des Auftretens der Autorität“<sup>74</sup>. Die besondere Bedeutung dieser „Sichtbarkeitserhöhung“ – und zugleich ihre problematische Ambivalenz im Kontext der zulässigen bzw. für das Kollektiv der eifersüchtigen Peers noch akzeptablen Ausdrucksformen persönlicher Prominenz und individuellen Vorranges – wird denn auch gerade bei den diesbezüglichen Regeln und vor allem bei Verletzungen des hergebrachten Comments deutlich: Das Auftreten mit einzelnen Insignien oder gar in der vollen Triumphaltracht außerhalb des traditionell streng, ja restriktiv definierten Rahmens der

<sup>74</sup> Rehberg, Institutionelle Ordnungen (wie Anm. 13) 256.

erwähnten konkreten „Bühnen“ und „Anlässe“ galt als Fehlverhalten, das unmittelbar und heftig Anstoß erregte: Als Marius am Tage seines Triumphes über Numidien und den König Jugurtha noch in der Tracht des Triumphators in der Curie erschien, um als Consul eine Senatssitzung zu leiten, kam es zu empörten Protesten – er sah sich dadurch gezwungen, die Sitzung zu verlassen und erst einmal die ‚normale‘ *toga praetexta*, also die zivile Tracht des Consuls anzulegen<sup>75</sup>.

\* \* \*

Die andere fundamentale Funktion des gesamten Repertoires der Rituale und Zeremonien ist damit untrennbar verbunden: Auf je unterschiedliche Weise dienen alle *pompae* der rituellen Einforderung von Akzeptanz und aktiver Zustimmung durch die Inszenierung von Ordnung in ihren verschiedenen, aber miteinander vermittelten Dimensionen – räumlich, zeitlich und historisch, sozial und politisch. Zugleich sind sie jeweils unterschiedlich akzentuierte bzw. einzelne Dimensionen akzentuierende Inszenierungen eines kollektiven Konsenses über diese Ordnung und damit zugleich eben über Hierarchie und Herrschaft, Macht und ihre Ausübung von oben nach unten, die sich nicht nur im Gefälle von *populus Romanus*, Untertanen in den Provinzen, „Bundesgenossen und Freunden“ unmittelbar manifestierten, sondern auch die Gesellschaft(en) Roms, Italiens und des Imperiums strukturierten und sogar die politischen Institutionen und Verfahren durchdrangen.

Gerade durch die rituelle Syntax der *pompae* wird immer wieder eigens betont, daß dieser Konsens von der politischen Klasse ebenso geteilt wird wie von (und mit) allen anderen Schichten und Klassen des *populus Romanus* – mit anderen Worten: Die römischen Varianten der Prozession haben eine „integrative Funktion“, die durch die Inszenierung von „Eintracht und Ordnung“ erfüllt werden sollte, und zwar bei gleichzeitiger „Visualisierung von sozialen Differenzierungen“<sup>76</sup>. Diese sollten gerade nicht verdeckt werden, sondern sichtbar bleiben und sogar explizit zu einem konstitutiven Faktor einer umfassenden „Konsensfassade“ gemacht werden<sup>77</sup>. Der entscheidende Effekt entsteht zunächst schon dadurch, daß Ordnung als *Einordnung* in verschiedenartige, jedoch prinzipiell hierarchische Gruppen inszeniert wird und damit von vornherein *Über-* und *Unterordnung* signalisiert. Ordnung, Hierarchie

<sup>75</sup> Liv. Per. 67; Plut. Marius 12, 7; Cass. Dio 48, 4, 5.

<sup>76</sup> Löther, Prozessionen (wie Anm. 16) 333 ff., hier 333 und 335.

<sup>77</sup> Begriff nach Stollberg-Rilinger, Einleitung: Kulturgeschichte (wie Anm. 6) 20.

und Herrschaft werden dabei aber nicht einfach abgebildet, sondern ihre gesteuerte, symbolisch gesättigte Repräsentation zielt vielmehr auf die ständige Reproduktion der Ordnung durch die aktive Affirmation der Überlegenheit einer auf die *maiestas populi Romani* und die Größe seines Imperiums ideologisch exklusiv fixierten Meritokratie.

In diesem spezifischen System der Rituale darf der *populus Romanus* nicht auf die Rolle eines passiven Publikums und kollektiven Konsumenten der öffentlichen Selbstdarstellung der Aristokratie und ihrer religiösen, politischen und historischen Deutungsangebote beschränkt bleiben. Zwar muß und soll dem Volk als Adressaten der Inszenierung der aristokratischen Ideologie und Anspruchsfülle diese Rolle scheinbar automatisch zufallen. Natürlich sind das ehrfurchtsvolle Staunen der vielen tausend Zuschauer am Rand der Triumphroute über die verschwenderische Pracht und die exotischen Beutestücke, das aufatmende Raunen beim Anblick der ehemals so bedrohlichen, aber nun besiegten und in Fesseln geschlagenen feindlichen Könige und der Jubel und die Bewunderung beim Erscheinen des Triumphators ebenso erwünscht (und wirken durchaus ebenso systemstabilisierend) wie alle anderen denkbaren Formen eines ‚partizipatorischen‘ oder ‚teilnehmenden Zuschauens‘, die auch in der Überlieferung detailliert beschrieben werden<sup>78</sup>. Dazu gehört natürlich auch der Austausch der Zuschauer untereinander über die Bedeutung der fremden Namen und Daten auf den *tituli* – auch wenn der fiktive Zuschauer eines Triumphes in Ovids *Ars amatoria*, der durch das Entschlüsseln der allegorischen Darstellungen der Flüsse im fernen Feindesland die Aufmerksamkeit der anwesenden jungen Damen auf sich lenken will<sup>79</sup>, der Sache und der Botschaft nicht unbedingt seine volle Aufmerksamkeit schenkt.

Und vor allem besteht die Funktion des *populus Romanus* und der römischen Bürger in allen anderen Kontexten der Kommunikation und Interaktion zwischen den Repräsentanten der politischen Klasse in der Gestalt der Magistrate, Imperiumsträger und Feldherren, in den Institutionen wie Comitien und Contionen, in Verfahren wie den Wahlen, der Gesetzgebung und den Prozessen vor den Volksgerichten ebenso wie etwa bei den Aushebungen ja in einer Art ‚passiver Partizipation‘, die zwar strukturell unverzichtbarer Bestandteil des Systems ist, aber keinerlei aktive Gestaltung oder gar autonome Initiativen erlaubt oder auch

<sup>78</sup> Vgl. etwa Liv. 45, 39, 6 f.; Liv. Per. 103. Vgl. dazu Östenberg, *Staging the World* (wie Anm. 54) 266 f. u. ö.

<sup>79</sup> *Ars* 1, 217 ff.; vgl. auch *trist.* 4, 2, 19 ff.; *Prop.* 3, 4, 11.

nur theoretisch bereithält. Und grundsätzlich gilt das natürlich auch für das ‚Subsystem‘ der Rituale und Zeremonien: Soziale Macht und politische Herrschaft stützen sich gegenseitig nicht zuletzt durch die Kontrolle und (damit) die Gestaltungshoheit über die Rituale, Zeremonien und ihre Syntax durch die Magistrate und nicht zuletzt die Priester – und dabei gibt es noch nicht einmal eine ‚passive Partizipation‘.

Genau hier haben die *pompae* eine gerade für diese politische Kultur zusätzliche konstitutive, teils komplementäre, teils sicherlich auch kompensatorische Funktion. Denn wenn, wie erwähnt, die rituelle Reproduktion der hierarchischen Ordnung auch und vor allem durch Inszenierung eines kollektiven, klassen- und schichtenübergreifenden Konsenses über diese Ordnung geleistet wird; und wenn, wie ebenfalls erwähnt, die permanente Bestätigung dieses Konsenses wegen der Konstitution der Senatsaristokratie als politischer Klasse strukturell unverzichtbar ist, dann kann und darf das Volk gerade nicht allein und auf allen Ebenen nur Adressat im engeren Sinne bleiben – mehr noch, dann reicht nicht einmal mehr jene ‚Ko-Präsenz‘, die in jede Ritualsyntax eingeschrieben ist und die generell der Stiftung eines diffusen Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühls dient, also eine ‚Einladung zur Identifikation‘<sup>80</sup> beinhaltet. Daher ist in der Syntax zumindest einiger Rituale eine gesteigerte Form der ‚Ko-Präsenz‘ vorgesehen, nämlich die erwähnte Verschränkung und der Wechsel der ‚ko-präsenten‘ Zuschauer oder Gruppen in die Rolle von ‚Ko-Akteuren‘, die damit zu den eigentlichen Akteuren, den Magistraten und Priestern, hinzutreten können – wie beim Ritual des ‚Oktober-Pferdes‘ und insbesondere beim Triumph: Die Bürger-Soldaten des siegreichen Heeres sind gleichzeitig ‚Ko-Akteure‘ und Teil des als Publikum ‚ko-präsenten‘ *populus Romanus*.

Dieser gesteigerte Grad der Integration der anderen, nichtaristokratischen Gruppen in das System der Rituale läßt natürlich keine echte Konkurrenz zu den eigentlichen Akteuren entstehen oder stellt gar das allgegenwärtige Systemprinzip der Hierarchie in Frage – im Gegenteil: Je deutlicher, demonstrativer und dichter die Integration des gesamten Volkes in das Ritual und je aktiver die Beteiligung an der Inszenierung der Ordnung ausfällt, umso wirkungsvoller ist die affirmative Bestätigung des Konsenses über diese Ordnung. Dies dürfte zumindest ein Rezept der so lange so erfolgreichen, nämlich systemstabilisierenden Strategien der Repräsentation und Reproduktion von Macht und Hierarchien in dieser *res publica* der *pompae* sein.

<sup>80</sup> Formulierung nach *Rehberg*, Institutionelle Ordnungen (wie Anm. 13) 247.

*Tilman Nagel*

Verstehen oder nachahmen?  
Grundtypen der muslimischen Erinnerung  
an Mohammed

1. Der Kalifenhof und die Gelehrten

Selten sind Gelehrte erfolgreiche Businessmen. Diese Erfahrung ist sehr alt, auch wenn man sie heute nicht wahrhaben will und aus jedem von uns am liebsten einen Betriebswirt in eigener Sache, vor allem aber zum Nutzen der jeweiligen Universität machen möchte. Meine Sympathie jedenfalls gilt einem Medinenser aus meiner Zunft, der sich und seine Familie im 8. Jahrhundert mehr schlecht als recht mit einem Weizenhandel über Wasser hielt. Doch eines Tages schlugen die Schulden über ihm zusammen, er war pleite. „Was hockst du hier herum?“ nörgelte seine Ehefrau, „der Wesir des ‚Befehlshabers der Gläubigen‘ kennt dich, er fragte dich, ob du ihn nicht an seinem Amtssitz aufsuchen wolltest!“ Solchen Vorhaltungen hatte unser Gelehrter, er heißt Muḥammad b. ‘Umar al-Wāqidī (gest. 822/3), nichts Vernünftiges entgegenzusetzen. Mittellos machte er sich auf den Weg von Medina in den Irak. Nicht Bagdad sei das Ziel seiner Reise, erfuhr er unterwegs, denn den Kalifen – es ist Hārūn ar-Rašīd (reg. 786–809) – und seinen Wesir Jahjā b. Ḥalīd al-Barmakī treffe man nur noch in ar-Raqqa am mittleren Euphrat<sup>1</sup>.

Wir befinden uns demnach im Jahre 180 der Hedschra (dieses begann am 16. März 796). Schon als Kronprinz hatte Hārūn aus dem genannten Gebiet heraus Feldzüge gegen das byzantinische Reich vorgetragen. Denn seit frühislamischer Zeit war den muslimischen Herrschern gleich welcher Dynastie die Sommerkampagne nach Anatolien hinauf zu einer, man möchte fast sagen, „lieben Gewohnheit“ geworden, und so war es nicht verwunderlich, daß auch Hārūn, seit etwa zehn Jahren „Befehlsha-

<sup>1</sup> Diese Angaben gehen auf einen Bericht al-Wāqidīs zurück, den sein Schüler und Sekretär Ibn Sa‘d niedergeschrieben hat; siehe *Ibn Sa‘d*, Kitāb aṭ-ṭabaqāt al-kabīr, ed. *Eduard Sachau* u. a., Bd. V (Leiden 1905) 315; im folgenden *Ibn Sa‘d*.

ber der Gläubigen“, den Krieg gegen Byzanz vorantrieb<sup>2</sup>. Der Prophet Mohammed selbst war ihm darin das Vorbild. Mit der verwandtschaftlichen und „spirituellen“ Nähe zu ihm legitimierten übrigens die Abbasiden ihre Herrschaft, die sie ungefähr ein halbes Jahrhundert vorher den Damaszener Omayyaden entrissen hatten. Einige Rechtsgelehrte Hārūns arbeiteten just in jenen Jahren die schariarechtlichen Bestimmungen solcher Pflichtkriege aus und versuchten, sie aus dem prinzipiell feindseligen Verhältnis zwischen dem „Gebiet des Islams“ und dem „Gebiet des Krieges“ herzuleiten, natürlich unter Zugrundelegung des Korans und der Prophetenüberlieferung. Irreführend hat man das damals gefundene Konzept, das mit einigen Modifikationen bis heute an den Schariafakultäten gelehrt wird, als „islamisches Völkerrecht“ bezeichnet<sup>3</sup>. Wie dem auch sei, die militärischen wie die rechtsschöpferischen Anstrengungen Hārūns machten die Verlagerung der Residenz vom Tigris an den Euphrat plausibel. Die Reste des imponierenden Palastareals von etwa 10 Quadratkilometern wurden in den 80er und 90er Jahren durch das Deutsche Archäologische Institut zu Damaskus freigelegt und beschrieben<sup>4</sup>. Notgedrungen orientierte sich al-Wāqidī um, das letzte Stück der Reise legte er mit anderen Habenichtsen zu Schiff zurück. Nur noch in einige Lumpen gehüllt, traf er am Ziel ein.

Worauf sich seine Zuversicht gründete und woran ihn seine Ehefrau erinnert hatte, war dies: Im Frühjahr 791 hatte der Kalif die Pilgerfahrt

<sup>2</sup> Vgl. hierzu *Ralph-Johannes Lilie*, Byzanz unter Eirene und Konstantin VI. (780–802) (Berliner Byzantinistische Studien 2, Berlin 1996) 155–169.

<sup>3</sup> Über das damals entstandene einschlägige Schrifttum unterrichten die beiden Werke von *Majid Khaddouri*, *War and Peace in the Law of Islam* (Baltimore 1955) und *The Islamic Law of Nations. Shaybani's Siyar* (Baltimore 1964). Einen kurzen Überblick über die Sache findet man in *Tilman Nagel*, *Das islamische Recht. Eine Einführung* (Westhofen 2001) 96–112.

<sup>4</sup> Hārūn ar-Rašīd residierte von 796 bis 808 in ar-Raqqā. Als Grund für die Wahl dieses Ortes zum Herrschersitz wird stets dessen Nähe zur byzantinischen Grenze angegeben. Das ist sicher richtig, doch sollte auch ein innenpolitischer Grund in Erwägung gezogen werden: Syrien wurde seit dem Untergang des omayyadischen Kalifats von Unruhen erschüttert, die sich gegen die Abbasiden richteten. Überdies wurde die syrisch-irakische Grenzregion in jenen Jahrzehnten häufig von charidschitischen Auftrüherern heimgesucht, so um 777 und um 797; vgl. *Ḥalīfa b. Ḥaijāṭ*, *Tarīḥ Ḥalīfa*, ed. *Akram Dījā al-'Umarī* (Nedschef 1967) 475–477 und 485–490. Bereits der Kalif al-Manšūr (reg. 754–775), der Gründer von Bagdad, hatte gegen Ende seines Kalifats die Bedeutung jener Region erkannt und 772 westlich des späteren ar-Raqqā eine neue Stadt anlegen lassen (hierzu und zu ar-Raqqā im besonderen vgl. *Michael Meinecke*, *Raqqā on the Euphrates: recent excavations at the residence of Harun ʿr-Rashid*, in: *The Near East in Antiquity. German Contributions to the Archeology of Jordan, Palestine, Syria, Lebanon, and Egypt (II/1991)* 17–32).

gemacht und dabei den Weg über Medina gewählt<sup>5</sup>. Dort angekommen, befahl er dem Wesir, einen kundigen Mann herbeizuschaffen, der ihn zu allen denkwürdigen Stätten Medinas führen könne und zu den Gräbern der Blutzengen, der vor allem aber wisse, wie einst Gabriel zum Propheten herabgestiegen sei und diesem die Offenbarung überbracht habe. Jahjā b. Ḥālid hörte sich um, immer wieder fiel der Name al-Wāqidīs, und so suchte er diesen Mann auf und hieß ihn, sich nach dem Nachtgebet bei der Großen Moschee bereitzuhalten. Aus dem Dunkel tauchten Kerzenlichter auf, zwei Personen, jede auf einem Esel reitend, hielten auf ihn zu; in der einen erkannte er den Wesir. Er möge vorangehen, wiesen sie ihn an, und so durchstreiften sie das nächtliche Medina, al-Wāqidī gab seine Erklärungen, führte sie an den Ort, zu dem Gabriel gekommen war, beide saßen ab, vollzogen die Riten des Pflichtgebets, riefen Allah an, und dann ging es weiter von Erinnerungsstätte zu Erinnerungsstätte, der Morgen graute schon, als man zur Großen Moschee zurückgelangte. In tiefer frommer Rührung rannen Hārūn die Tränen über die Wangen. „Wir müssen heute abreisen!“ sprach der Kalif und überreichte dem Gelehrten einen Beutel mit zehntausend Drachmen, „laß dich nicht davon abhalten, uns aufzusuchen, wo immer wir sind!“

Das war dann so einfach doch nicht. Alle, die schon in der Gunst eines hohen Herrn stehen, achten eifersüchtig darauf, daß kein Neuling sie aussteche. Wir überspringen jedoch, was al-Wāqidī seinem Schüler Ibn Saʿd (gest. 845) hierzu an Empörendem erzählt; wir stoßen gleich zu der Abendgesellschaft, die sich beim Wesir trifft, und werden Zeuge von al-Wāqidīs erstem Auftritt in diesem illustren Kreis. „Jahjā begann, mich zu befragen, aber ich war wie vernagelt, während die anderen Dinge antworteten, die sich nach meiner Überzeugung ganz anders verhielten als in ihren Antworten. Als die Nacht vergangen war, gingen die Leute hinaus, und ich hinter einem von ihnen. Plötzlich holte mich ein Diener ein und richtete mir aus: ‚Der Wesir bittet dich, morgen abend schon vor der Zeit zu erscheinen, zu der du heute kamst.‘“ Ein Beutel mit fünfhundert Golddinaren zerstreute die Befürchtung, dieser Befehl könne etwas Schlimmes bedeuten. Wie gewünscht, meldet sich al-Wāqidī am Abend darauf an der Pforte, inzwischen hoffähig gekleidet, und wird unverzüglich zum Wesir vorgelassen, dem die Freude ins Gesicht geschrieben steht. „Ich fing mit dem Bericht an, den (Jahjā) mir vorgab, und nannte die Antwort, und diese fiel ganz anders aus als die jener Leute. Ich blickte zu ihnen hinüber und bemerkte, wie sie über mich die Stirn run-

<sup>5</sup> *Aḡ-Ṭabarī*, *Annales*, ed. *Michel Jan de Goeje* u. a. (Leiden 1879–1902) zweite Serie, 610.

zelten. Jahjā wandte sich (allein) mir zu und fragte mich nach diesem und nach jenem Bericht, und ich antwortete, während die übrigen schwiegen ...“ Das Gebet nach Sonnenuntergang, das Abendessen, das Nachtgebet unterbrechen das gelehrte Gespräch, danach wird es wieder aufgenommen, der Wesir bemüht sich, die anderen einzubeziehen, doch diesmal sind sie es, denen es die Sprache verschlägt<sup>6</sup>.

## 2. Das *Ḥadīṭ*, eine spezifisch islamische Literaturgattung

Nicht nur wegen meiner stark verkürzenden Wiedergabe wird dieser Text den meisten Lesern vermutlich ein Rätsel sein. Ich versichere, ich habe nur Dinge weggelassen, die zur Aufklärung nichts beitragen, etwa die Beschreibung, wie unser Gelehrter sich dank des unverhofften Geldsegens einkleidet, sich ein Reittier und Diener verschafft, seine in Medina darbende Familie bedenkt. Das arabische Schlüsselwort in dieser Episode, das ich mit „Bericht“ verdeutsche, lautet *al-Ḥadīṭ*. In anderem Zusammenhang kann man es auch mit „Gespräch“, „Erzählung“ übersetzen; immer klingt eine Situation an, in der ein oder mehrere „Berichterstatter“ und ein oder mehrere Rezipienten in Kontakt sind. Den Inhalt einer Chronik, die jemand niederschreibt, würde man keinesfalls als *Ḥadīṭ* bezeichnen. Im 8. Jahrhundert nimmt das Wort jedoch zusätzlich zu den üblichen Bedeutungen, die nicht verschwinden, den Sinn eines *Terminus technicus* an: Es meint jetzt die für den Muslim erhellenden Berichte schlechthin, nämlich diejenigen über den Propheten Mohammed und alle seine Lebensumstände. Das führt uns zu der naheliegenden Frage, wie dies möglich sein soll, wo doch eine Chronik, wie gerade festgestellt, niemals *al-Ḥadīṭ* heißen kann.

Ausgerechnet dem omajjadischen Kalifen al-Walīd b. Jazīd (reg. 743–744), der uns von der muslimisch-korrekten Überlieferung als ein Ausbund an Frivolität gezeichnet wird<sup>7</sup>, verdankt man das vermutlich älteste Lehrgedicht<sup>8</sup>, das die Kerngedanken des Islams zusammenfaßt. Der ein-

<sup>6</sup> *Ibn Saʿd*, Bd. V, 315–318.

<sup>7</sup> Das Bild ist wahrscheinlich verzeichnet. So wird berichtet, daß Saʿīd b. ʿAmr, ein zu seiner Zeit berühmter quraišitische Gelehrter aus Kufa, der vor allem die Überlieferungen ʿĀʾišas, der medinensischen Größen und Muʿāwījas zusammentrug, mit al-Walīd b. Jazīd in Verbindung trat; siehe *Ibn Ḥaǧar*, *Tahqīb at-tahqīb* (Ed. Haidarabad/Dekkan, 12 Bde., 1325–1327 h = 1907–1909) Bd. IV, 68, Nr. 115. Man darf al-Walīd Interesse an den religiösen Fragen unterstellen.

<sup>8</sup> Al-Walīds Lehrgedicht ist von *Manfred Ullmann*, *Untersuchungen zur Raǧazpoesie* (Wiesbaden 1966) 49, ohne Erörterung des Inhalts für unecht erklärt worden. Doch abge-

zig wahre Glaube, so heißt es da, ist derjenige des Aḥmad; dieser ist der Gesandte des Herrn des Throns, er ist der Warner, der Überbringer des Korans; diesen Glauben, den Allah selber stiftete, will Allah auch zum Triumph führen. Wer Allah gehorcht, tut recht, wer gegen ihn oder seinen Gesandten aufbegehrt, wird scheitern. Mohammed lebt nicht mehr, aber man verfügt doch, und nun wörtlich, über „den Koran und die rechte Führung, den Weg – sie beide blieben, als der Gesandte verschied. Es ist, da er ja (dank beidem) bei euch blieb, als wäre er lebendig und gesund, immer noch in eurer Mitte! Wenn ihr trotzdem einen Fehltritt tut, weg von seinem Pfad, dann geht ihr in die Irre!“<sup>9</sup> Einst, in der Epoche der Urgemeinde, war der Gehorsam gegen Mohammed gleichbedeutend mit dem Gehorsam gegen Allah gewesen; in den medinensischen Suren wurde dies den Zuhörern viele Male eingeschärft (z.B. Sure 4, Vers 80)<sup>10</sup>: Wer Allah und dem Gesandten willfährig ist, der darf mit dem Paradies rechnen (z.B. Sure 4, Vers 13)<sup>11</sup>. Mohammed garantierte also mit seiner Person den Gewinn des Heils; wofür er den Gehorsam forderte, das waren nicht nur die Worte des Korans, sondern alle Arten von Anweisungen, die er erteilte<sup>12</sup>. In ihnen kam unmittelbar Allahs Wille zum Ausdruck. Der Tod des Propheten änderte an dieser unmittelbaren Leitung (arab.: *al-hudā*) der muslimischen Gemeinschaft durch Allah nichts, beteuert al-Walīd. Die Person Mohammeds ist dank dem Koran und dank dem, was man vom Reden, Tun und Befehlen des Propheten weiß, nach wie vor gegenwärtig.

Um dies besser zu verstehen, müssen wir kurz in die Vorstellungen von der Beschaffenheit des Kosmos Einblick nehmen, die Mohammeds Botschaft tragen. Sie bestehen, was hier nicht näher dargelegt werden kann, aus einem spätantiken Amalgam erstens monotheistischer Kon-

sehen vom Inhalt gibt es für die von al-Walīd gewählte Form, wie Ullmann selber ausführt, bereits einen Beleg aus dem Jahre 714/5, und um 800 ist diese Form bereits „zum Durchbruch gekommen“ (ebd. 50).

<sup>9</sup> *Abū l-Farağ al-Isfahānī*, Kitāb al-aḡānī, hrsg. unter Leitung von *Muḥammad Abū l-Faḍl l-brāhīm* (Kairo 1974) Bd. VII, 58; im folgenden Kitāb al-aḡānī.

<sup>10</sup> Weitere Belege: Der Koran. Kommentar und Konkordanz von *Rudi Paret* (Stuttgart 1980) 99.

<sup>11</sup> Weitere Belege: ebd. 92.

<sup>12</sup> Im 2./8. Jahrhundert ist der Topos von den „zwei gewichtigen Sachen“ (arab.: *aḡ-taqālān*), die der Prophet seiner Gemeinde hinterlassen habe, weithin geläufig. Die Schiiten sehen in diesen beiden gewichtigen Dingen den Koran und die Prophetenfamilie; die Sunniten verstehen darunter den Koran und die Sunna, siehe *Tilman Nagel*, *Rechtleitung und Kalifat* (Bonner Orientalistische Studien 27/2, Bonn 1975). Das Lehrgedicht ist demnach ganz auf der Höhe der Zeit. Zur Problematik der Verlebendigung der allzuständigen Autorität vgl. auch Kapitel VIII meines Buches „Mohammed – Leben und Legende“.

zepte, wie man sie etwa bei Philo von Alexandrien antrifft, und zweitens stoischer Lehren, denen zufolge der das All durchdringende, es gestaltende *logos* als Wirklichkeit, als Geist, aber auch als Zeus, also ein personaler Gott, aufgefaßt werden kann<sup>13</sup>. Für Mohammed ist klar, daß es nichts Seiendes gibt, das nicht unmittelbar durch den ebenfalls als eine Person gedachten Allah bestimmt wird. Was wir mit unseren fünf Sinnen als das Diesseits wahrnehmen, sind die sich aneinanderreihenden Resultate dieses fortwährenden Bestimmens. Der Mensch selber verfügt über keinerlei eigene Bestimmungsmacht. Er bildet sich jedoch gern ein, daß er mit eigener Kraft etwas ausrichten könne; der Islam, die ausschließliche Hinlenkung alles Denkens, Trachtens und Handelns auf Allah, heilt ihn von diesem Wahn.

Das durch die fünf Sinne erschließbare Diesseits ist, wie gesagt, ob seiner verwirrenden Mannigfaltigkeit geeignet, den Menschen in jenen Wahn zu verstricken. Nun verweist der Prophet in Sure 2, die in frühmedinensischer Zeit entstand und seine Lehren und Gesetze resümiert, gleich im dritten Vers auf die Pflicht, an den Bereich verborgenen Seins zu glauben, verborgen vor den fünf Sinnen und eben deshalb ein Reich, in dem das Bestimmen Allahs keiner Mißdeutung durch den Menschen ausgesetzt ist. Was dort zur Erscheinung kommt, heißt im Koran *amr* und tritt laut Sure 17, Vers 85 auch in einer als Geist (arab.: *ar-rūh*) beschriebenen Seinsweise auf, in ebender Beschaffenheit, die sich dem Propheten als Rede Allahs kundgibt<sup>14</sup>. Der Koran ist, da ihm der *amr* zugrunde liegt, eine reine Erscheinung des schöpfenden Bestimmens Allahs, das sich dem Menschen gewöhnlich nur in der Alltagswelt zeigt – und ihn eben zu Fehleinschätzungen verleiten kann. Mehrere Jahrzehnte nach Mohammeds Tod regte sich die Überzeugung, nicht nur im Koran, sondern auch in dem, was der Prophet gesagt und getan, vor allem aber befohlen hatte, würden das göttliche Bestimmen und das bruchlose Eingefügtsein seiner Person in dieses Bestimmen faßbar. Die Vergegenwärtigung dessen, was Mohammed gesagt und getan hatte, wird, wie al-Walīd dichtete, zu einer verlebendigten Rechtleitung. „Es ist, ... als wäre er lebendig und gesund, immer noch in eurer Mitte!“ – und somit kann

<sup>13</sup> Theologische Realenzyklopädie XXI, 435.

<sup>14</sup> Der Begriff *amr* zur Bezeichnung der im verborgenen Seinsbereich wirkenden göttlichen „Fügung“ stammt vermutlich aus dem Syrischen, woselbst es das griechische *logos* wiedergeben kann. In Num 24, 4 werden die Worte, die Gott den Propheten in den Mund legt, mit einem von derselben semitischen Wortwurzel wie *amr* abgeleiteten Begriff bezeichnet, siehe Theologische Realenzyklopädie loc. cit.

man ihm nach wie vor gehorchen, um Allah zu gehorchen und in das Paradies zu gelangen.

Als al-Walīd diese Gedanken in Verse setzte, war die Literaturgattung, die das Bedürfnis nach Verlebendigung der Rechtleitung befriedigen sollte, in der Ausformung begriffen, ein halbes Jahrhundert später, als al-Wāqidī dem Wesir Jajā al-Barmakī Rede und Antwort stand, war sie vollendet. Und nicht nur das, sie war in Mode gekommen! Iṣḥāq b. Ibrāhīm al-Mauṣilī (gest. 850), der berühmteste Sänger an Hārūns Hof, hielt sich viel darauf zugute, daß er mit den Leuchten des *ḥadīṭ* bekannt war und selber auf diesem Gebiet dilettierte<sup>15</sup>. Wer gerade „in“ ist, hat natürlich manche Neider. Da gab es in Basra einen Dichter, Ibn Munādir mit Namen, der Lobverse auf Hārūn geschmiedet hatte. Der Kalif kam auf einer Pilgerreise durch Basra, Ibn Munādir wurde vorgelassen und ging nach dem Vortrag seines Kunstwerks um zwanzigtausend Drachmen reicher nach Hause. Aber er haderte trotz solcher Augenblicke des Glücks mit seinem Schicksal als Dichter. Denn Sufjān b. ‘Ujaina (gest. 813/4), eine der *ḥadīṭ*-Koryphäen, lief ihm an Beliebtheit den Rang ab; Sufjāns gesellige Runden waren ihm ein Dorn im Auge. Eines Tages schlich er sich zu Sufjāns Haus und brüllte in wohlgesetzten Versen etwa dieses: „Dank ‘Amr und az-Zuhrī, dank den Altvorderen allein hast du bei den Prominenten einen guten Stand . . ., ich prüfte sorgfältig! So lautet mein Schluß: Nur um des Geldes willen klappert deine Mühle!“ Der Beleidigte erschien mit einem Knüppel und schlug den Stänkerer in die Flucht. Dieser hatte – und damit komme ich zum Erkenntnisgewinn, der solchen Anekdoten zu entlocken ist – einmal mitbekommen, wie Sufjān Verse zitierte und mit Lob bedachte. Ibn Munādir wandte sich an ihn: „Diktire mir bitte jene Worte!“ „Aber die sind doch von dir!“ antwortete Sufjān verwundert. Doch Ibn Munādir beharrte: „Und wenn schon! Ich möchte, daß du sie mir diktierst. Wenn ich sie dann unter Inanspruchnahme deiner Autorität überliefere, sind sie leichter zu vermarkten, als wenn ich mich als ihr Urheber zu erkennen gäbe!“<sup>16</sup> „Überliefern“ ist hier das Schlüsselwort. Sufjān b. ‘Ujainas geistige Arbeit hat nichts mit Originalität zu tun, im Gegenteil, diese ist geradezu verpönt<sup>17</sup>. Sein An-

<sup>15</sup> Kitāb al-aḡānī V, 269.

<sup>16</sup> Ebd. XVIII, 184 und 191 f.

<sup>17</sup> ‘Abdallāh b. Mubārak (gest. 797/8), eine der großen *ḥadīṭ*-Autoritäten, faßte die Gefährlichkeit eigenen Denkens in Verse: „Du, der du Wissen suchst! Geh zu Hammād b. Zaid“ – einem als besonders zuverlässig angesehenen Tradenten – „und fordere das Wissen von ihm! Dann aber fessele es mit starker Fessel! Handle nicht wie Ṭaur (b. Jazīd), wie Ġāhm (b. Ṣafwān), wie ‘Amr b. ‘Ubad!“ Diese drei hatten nämlich wichtige Anstöße zu theologischen Diskussionen gegeben, wobei Ṭaur und ‘Amr vor allem die eigenverantwortliche

sehen rührt von der Beschlagenheit in all dem her, was man auf die Altvorderen zurückführen kann, auf jene, die den Propheten erlebten; es rührt von der virtuosen Handhabung der Methoden her, die zum Teil auf den genannten az-Zuhri (gest. ca. 742) zurückgehen<sup>18</sup>, und von der Zuverlässigkeit des Stoffs, den Sufjan am liebsten von 'Amr b. Dinar (gest. 743/4) übernahm, weil ein jedes seiner *Hadīte* mehr wert sei als zwanzig aus anderem Mund<sup>19</sup>.

Dieser Abstecher in das Intellektuellengezänk der Zeit Hārūns macht uns vollends neugierig auf das *hadīt*: Was ist das Besondere dieser Literaturgattung, wie erfüllt sie die ihr angesonnenen Funktionen der Vergewärtigung des Zeitalters der Urgemeinde und der Verlebendigung der Rechtleitung? Dem *hadīt* wird jeder Gegenstand zur Episode. Als ein beliebiges Beispiel greife ich auf, was in einer der großen Sammlungen zu dem folgenden Thema mitgeteilt wird, nämlich ob man, wenn man sich im Weihezustand des Mekkapilgers befindet, das Fleisch eines auf der Jagd erlegten Tieres verzehren darf. Dazu bietet die Quelle vier *Hadīte* – auch die einzelne Überlieferung, nicht nur die Gattung trägt diese Bezeichnung. Eines lautet: Jemand fragt einen Prophetengenossen: „Hast du davon gehört, daß der Gesandte Allahs den Oberschenkel eines erlegten Wildtieres geschenkt bekam, ihn jedoch mit den Worten zurückwies: ‚Ich befinde mich im Weihezustand.‘“ Der Gefragte bestätigt: „Ja.“ Das zweite *Hadīt* kleidet das einfache Verbot, das aus Mohammeds Wort zu folgern ist, in eine Szenerie: Ein gewisser al-Ḥarīṭ war Statthalter des dritten Kalifen 'Utmān in at-Ṭā'if. Er bereitete eines Tages 'Utmān ein Gastmahl von Rebhühnern und Wildbret. Der Kalif ließ 'Alī, den Vetter und Schwiegersohn des Propheten, herbeirufen; der Bote traf die-

Handlungsfähigkeit des Menschen betont hatten: Allah schafft nur die Rahmenbedingungen, unter denen sich der einzelne zu bewähren hat. Diese Lehren verwirft 'Abdallāh b. Muḥarrak in Bausch und Bogen (*Ibn Ḥaḡar*, Taḥḍīb at-taḥḍīb II, 35, Nr. 57). Dā'ūd b. al-Muḥabbār (gest. 821) verfaßte ein „Buch des Verstandes“ (*Kitāb al-'aql*); er war zunächst ein Anhänger des *hadītes* gewesen, hatte sich dann aber zum Rationalismus bekehrt. Aḥmad b. Ḥanbal, einer der schärfsten Verfechter der schrankenlosen Autorität der Prophetenüberlieferung, meinte abfällig über Dā'ūd, dieser wisse gar nicht, was das *hadīt* sei (*Ibn Ḥaḡar*, op. cit. III, 199 f., Nr. 381).

<sup>18</sup> Er gilt nicht nur als der „Erfinder“ der Gewährsmännergattung, sondern pflegte den Text eines *Hadītes* ganz, d. h. mit allem Beiwerk zu überliefern, nicht nur die einzelne auf „verboten“ oder „erlaubt“ bezogene Sentenz. Mit anderen Worten: Erst mit dem die Verlebendigung tragenden Beiwerk haben wir ein *Hadīt* vor uns, eine Szenerie, in der dem Zuhörenden Mohammed als gegenwärtig „vorgespielt“ wird. Vgl. *Tilman Nagel*, *Hadīt* – oder: Die Vernichtung der Geschichte, in: XXV. Deutscher Orientalistentag, Vorträge (Stuttgart 1994) 118–128 sowie *ders.*, *Das islamische Recht. Eine Einführung* (Westhofen 2001) 209.

<sup>19</sup> *Ibn Ḥaḡar*, op. cit. VIII, 30, Nr. 45.

sen an, wie er für einige seiner Kamelhengste Laub von den Büschen herunterschlug. ʿAlī unterbrach diese Tätigkeit auf der Stelle, folgte dem Boten und war, als er beim Kalifen eintraf, noch dabei, sich den Rest der heruntergeschlagenen Blätter vom Ärmel zu schütteln. „Iß!“ nötigte man den Kalifen, doch der wehrte immer noch ab: „Gebt es jemandem zu essen, der sich im profanen Zustand befindet, denn ich bin im geweihten!“ ʿAlī fragte in die Runde: „Sind hier einige vom Stamm der Ašğa?“ und an sie gewendet, fuhr er fort: „Wißt ihr, daß jemand dem Gesandten Allahs, der im Weihezustand war, einen Wildesel schenkte, der Gesandte aber ablehnte, ihn zu verzehren?“ „Ja!“ antworteten die Betroffenen.

Ein Zugewinn an durch den Propheten verbürgter Rechtleitung – um an den islamischen Begriff zu erinnern – ist der längeren Fassung nicht zu entnehmen; der Informationsgehalt ist in dieser Hinsicht in beiden *Hadīten* gleich. Doch erfüllt das zweite eher als das erste das Bedürfnis nach unmittelbarer Faßbarkeit, nach dem Dabeisein, und zwar in doppelter Weise. ʿAlī wendet sich an die Ašğa, und indem er dies tut, wird dem Zuhörer suggeriert, bei den Ašğa müsse sich etwas ereignet haben, das diesen, den Angeredeten, vor dem geistigen Auge stehe; das Verbot findet seinen Ort in einem von ihnen erinnerten Geschehen und ist nicht mehr eine abstrakte Norm. Worum es sich bei diesem Geschehen handelte, wird verschwiegen, und in dem überreichen Material zur Prophetenvita habe ich nichts Konkretes ausfindig machen können, worauf hier angepielt würde. Wir haben es offensichtlich mit fingierter Konkretheit zu tun. Das gleiche gilt auch für den ʿAlī, der die Spuren seiner Tätigkeit beseitigt, um in geziemendem Anstand in die vornehme Runde zu treten. Wir haben hier ein Beispiel erzählter Verbürgung vor uns, vermischt mit einer Parteinahme im Zwist um die Frage, inwieweit die sogenannte Prophetenfamilie über ein besonderes Wissen von der Rechtleitung verfüge; dieser Zwist trennt ja nicht nur bis auf den heutigen Tag Sunniten und Schiiten voneinander, sondern führte auch innerhalb des Sunnitentums zu Kontroversen. Wenn ʿAlī den Weg zur einschlägigen Aussage Mohammeds weist, dann darf man am Wahrheitsgehalt nicht zweifeln. Vor allem aber sieht man, sofern man Tag für Tag mit solchem Stoff umgeht, die Situation der Bezeugung lebendig vor sich: den Schwiegersohn des Propheten, ein karges Dasein führend, aber eben mit einem durch keinen Luxus aufzuwiegenden Charisma ausgezeichnet, und ihm gegenüber den unwissenden Kalifen, zur Schwelgerei aufgefordert, aber immerhin vorsichtig, sonst gäbe es ja auch nicht den Anlaß, ʿAlīs Überlegenheit aufleuchten zu lassen. Fingierte Konkretheit ist mithin auch diese Szene; der vorhin genannte az-Zuhrī verdankte seinen Ruhm nicht zuletzt der Neue-

rung, in die schriftlichen Verzeichnisse von *Ḥadīten*, über die wir schon im 7. Jahrhundert hören, nun auch dieses Beiwerk aufzunehmen<sup>20</sup>.

Kommen wir nun zum dritten und vierten *Ḥadīṭ* über den Verzehr von Wildbret im Weihezustand. Wir stoßen auf ein Beispiel für die knappen Aussagen über „erlaubt“ und „verboten“, die man am Beginn der Entwicklung dieser Literaturgattung aufzeichnete. Es lautet in lakonischer Kürze: Ich hörte den Gesandten Allahs sagen: „(Der Verzehr) von erlegten Landtieren ist euch (im Weihezustand) gestattet, sofern nicht ihr sie erlegt habt und sie nicht (ausdrücklich) für euch erlegt worden sind.“ Auch hierzu gibt es eine längere Version. Ein Prophetengenosse namens Abū Qatāda – er trägt den Beinamen „der Reiter des Gesandten Allahs“<sup>21</sup> – sei zusammen mit Mohammed auf der Reise von Medina nach Mekka gewesen und dabei mit einigen anderen ein Stück Weges zurückgeblieben. Plötzlich habe er einen Wildesel entdeckt. Er habe sich aufs Pferd geschwungen und die Gefährten gebeten, sie sollten ihm Peitsche und Lanze reichen, was diese verweigert hätten. Abū Qatāda, so hören wir, ließ sich nicht irremachen, griff selber nach Lanze und Peitsche, sprengte auf den Wildesel zu und tötete ihn. Einige seiner Gefährten aßen von dem Fleisch, andere nicht. Als sie zu Mohammed aufgeschlossen hatten, fragten sie ihn, was richtig sei. Er antwortete: „Es handelt sich um eine Speise, die Allah euch zu essen gab.“<sup>22</sup>

Die Konkretisierung der Situation, in der Mohammed die Anweisung erteilt, ist in diesem Fall nicht fiktiv, sie hat ihren Ort in der Propheten-vita. Nachdem im sogenannten Grabenkrieg der Versuch der Mekkaner, unterstützt durch ein breites Stammesbündnis, Mohammed in Medina zu bezwingen, gescheitert war, glaubte dieser den Zeitpunkt gekommen, seinerseits gegen seine Vaterstadt vorzugehen. Im Spätwinter 628 wurde bekannt, er ziehe mit einer größeren Schar von Anhängern nach Mekka; er werde die Stadt betreten und, koste es, was es wolle, die Pilgerriten

<sup>20</sup> Vgl. oben, Anmerkung 16. Stetter spricht von Situationsklischees, die sich, wie er zu Recht hervorhebt, einer redaktionellen Tätigkeit verdanken (Eckart Stetter, *Topoi und Schemata im Ḥadīṭ* [phil. Diss. Tübingen 1965] 34). Stetter untersucht jedoch nicht die Funktion dieser Klischees. Die Analyse der Funktion eines einzigen Topos – Mohammed soll gesagt haben: „Wer zu meinen Lasten Lügen in Umlauf setzt, der hat seinen Platz in der Hölle sicher!“ – hat Gauthier H. A. *Juynboll*, *Muslim Tradition. Studies in chronology, provenance and authorship of early ḥadīth* (Cambridge University Press 1983) 96–133, vorgelegt.

<sup>21</sup> *Ibn Ḥaḡar*, *Kitāb al-iṣāba fī tamjīz aṣ-ṣaḡāba* (Ed. Haidarabad/Dekkan, 4 Bde., 1328/1910) Bd. IV, 158, Nr. 921.

<sup>22</sup> *Abū Dāūd*, *Sunan*, maṅāsik 40 = *Sunan Abī Dāūd*, ed. *Muḥammad Muḡjī d-dīn Abd al-Ḥamīd*, 4 Bde. (Kairo 1950) Bd. II, 232f., Kapitel 598, Nr. 1849–1852.

durchführen. Da die Mekkaner dies als einen Affront betrachten mußten, waren gewaltsame Auseinandersetzungen zu erwarten. Mohammed hatte demgemäß in seinem Gefolge nicht nur eine beträchtliche Anzahl auf die Pilgerschaft Vorbereiteter – und daher der Friedenspflicht Unterliegender –, sondern auch siebenhundert Bewaffnete im „profanen“ Zustand. Die Mekkaner hatten an strategisch günstigem Ort ihr Heerlager aufgeschlagen, und allein ihre Reiterei wäre durch Mohammeds Streitmacht kaum zu überwinden gewesen. Bei al-Ḥudaibīja, einer Ansiedlung eine Tagesreise von Mekka entfernt, kam es zu Unterhandlungen, in denen Mohammed sich zu erheblichen Zugeständnissen bequemen mußte, allerdings eine zehnjährige Waffenruhe herauschlug – eine Vereinbarung, die ihm als dem dynamischeren der beiden Vertragspartner naturgemäß zum Vorteil gereichte. Auf dem Marsch nach Mekka, so lesen wir in al-Wāqidīs unentbehrlicher Chronik der Feldzüge, wurde der Proviant knapp. Man begegnete Beduinen, Mohammed forderte sie zur Annahme des Islams auf – nach seiner Sichtweise wären sie dann verpflichtet gewesen, ihn zu unterstützen. Sie sahen das anscheinend genauso und lehnten den Übertritt ab. Indessen wollten sie ihn nicht völlig gegen sich aufbringen und boten ihm einige Milcherzeugnisse als Geschenk an. Er wiederum meinte, von „Beigesellern“, Polytheisten, nehme er nichts entgegen; er bestand auf ordnungsgemäßer Bezahlung. Einige der ihn begleitenden Krieger kauften den Beduinen drei große Eidexen ab. Die Geweihten wollten nun von Mohammed wissen, ob sie davon essen durften. Er antwortete mit den uns bekannten Worten, der Verzehr sei statthaft, „sofern ihr sie nicht selber erlegt habt und sie nicht (ausdrücklich) für euch erlegt wurden“<sup>23</sup>. Und ganz ähnlich hatte es sich damals mit Abū Qatāda verhalten: er, der „Reiter des Propheten“, gehörte zu den Kriegern, war also nicht im Weihezustand; er brachte den erlegten Wildesel, dessen Fleisch man schon zubereitet hatte, zum Hauptteil des mohammedschen Pilger- und Heereszuges, die Geweihten zögerten, davon zu essen, bis der Prophet selbst zulagte<sup>24</sup>.

Die Not auf dem Marsch nach Mekka im Frühjahr 628 bildet demnach den Hintergrund für das dritte und vierte *Ḥadīṭ*. Abū Dāʿūd, der Kompilator des 10. Jahrhunderts, bemerkt natürlich den Widerspruch, der zwischen ihnen und den beiden ersten obwaltet. Er gibt deshalb dem Leser einen Hinweis, wie man damit umgehen muß: „Wenn zwei Nachrichten,

<sup>23</sup> The Kitāb al-Maghāzī of al-Wāqidī, ed. Marsden Jones (Oxford University Press 1966) 575.

<sup>24</sup> Ebd. 576.

deren Ursprung der Prophet ist, miteinander im Streit liegen, dann ist zu prüfen, nach welcher sich seine Gefährten richteten.“<sup>25</sup> Nach der Auffassung des sunnitischen *Hadīṭ*-Sammlers sind demnach nicht die historischen Umstände zu erörtern, die zum Erlaß einer Vorschrift geführt haben könnten; in unserem Fall wären sie vielleicht im auch dem Schariarecht nicht unbekanntem Grundsatz zusammenzufassen: „Nur kennt kein Gebot.“ Dies würde eine „Historisierung“, d. h. eine Beachtung des Geschehenszusammenhangs erfordern, in dem der überlieferte Prophezenspruch entstand. Nach dem Prinzip der Vergegenwärtigung der urgemeindlichen Rechtleitung ist dergleichen aber nicht nur unerwünscht, sondern sogar verderblich, und zwar aus zwei Gründen: Die Erlebbarkeit der Rechtleitung als die vorübergehende, aber beliebig oft wiederholbare Berührung mit einem andauernden „Jetzt“ göttlichen Bestimmens wird unmöglich; gerade das aber sollte sich in den Augenblicken der Kenntnisnahme des überlieferten Wortes oder der überlieferten Handlung des Propheten ereignen. Und indem sich die Rechtleitung solchermaßen ereignet, ist das, was im *Hadīṭ* aufscheint, das Zeugnis einer ewigwährenden, unzerstörbaren Wahrheit – unzerstörbar und unangreifbar wie Allah selbst. Die Berührung mit dem andauernden, darum übergeschichtlichen „Jetzt“ der Rechtleitung und die absolute Wahrheit des Inhalts dieser Rechtleitung bedingen sich wechselseitig. Die wichtigste Überlieferungstechnische Schlußfolgerung hieraus lautet, daß man niedergeschriebene *Hadīṭ*-Verzeichnisse als Gedächtnisstütze zwar verwenden, niemals aber als vollwertige Quellen der verlebendigten Rechtleitung ansehen darf. Nur was in der Form des gesprochenen Wortes erfaßt wurde, läßt den Aufnehmenden am ewigen „Jetzt“ der Urgemeinde teilhaben. Das Ringen um die Bewahrung dieses zwiefachen Charakters der Rechtleitung, das Bemühen, sich dieses Charakters stets von neuem zu vergewissern, ist eine Grundkonstante der islamischen Kultur, in ihrer Tragweite vergleichbar der christlichen Suche nach einer Antwort auf die Frage, was es eigentlich heiße, daß Gott Mensch geworden ist.

### 3. Der Sinn der Geschichtlichkeit

Entsprechend dem Bestreben nach Erlebbarkeit der Rechtleitung und nach Bekräftigung ihrer Wahrheit schlägt der Sammler des 10. Jahrhunderts vor, die Widersprüchlichkeit des Überlieferten durch eine Ausdeh-

<sup>25</sup> *Abū Dāūd*, loc. cit.

nung des Erscheinungsfeldes der immerwährenden Wahrheit auf die Prophetengenossen aufzulösen. Dies ist in unserem Beispiel anhand der vier von ihm zum bewußten Thema zusammengetragenen *Ḥadīṭe* zu leisten. Eine zusätzliche Einsichtnahme in die umfangreiche und nicht leicht zu überblickende Literatur zum Leben Mohammeds erübrigt sich. Was sich 'Alī durch die Banū Aššā' hat bestätigen lassen, ist natürlich wissenswert, denn es hat mit dem Propheten zu tun. Rein formal betrachtet, wären auch die Banū Aššā' Prophetengenossen, weil sie ihn wenigstens einmal gesehen haben, wie aus der Überlieferung folgt. Aber was sind sie gegenüber den wagemutigen treuen Gefährten, die ihn auf dem gefährlichen Zug nach al-Ḥudaibīja begleiteten und die zudem namentlich bekannt sind, die Geweihten wie die Profanen? Das *argumentum ad hominem* obsiegt in der skizzierten auf das *Ḥadīṭ* gestützten Rechtleitung in einer erdrückenden und bedrückenden Weise über jedes *argumentum ad rem*. Aus einer Vielfalt unterschiedlich angelegter *argumenta ad homines* erarbeitet die *Ḥadīṭ*-Gelehrsamkeit ein feingesponnenes Geflecht von vergleichenden Urteilen darüber, inwieweit diese oder jene Überlieferung, verbürgt von diesen oder jenen Gewährsmännern, dem Idealfall erlebbarer, wahrer Rechtleitung entspricht oder wie weit sie sich ihm zumindest annähert. Das bloße Studium der gigantischen Literatur über die Autoritätsgrade einzelner *Ḥadīṭe* sowie über die „Männer“ vermag nur einen schwachen Eindruck von der Wirkmächtigkeit der Heilsidee zu vermitteln, die all diese bis auf den heutigen Tag nicht erlahmenden Anstrengungen trägt. Man muß sich das System einmal von einem geschulten Azharī darlegen lassen, dann wird man vielleicht ermessen, welch eine die Weltsicht prägende Kraft ihm nach wie vor innewohnt.

Damit kommen wir zu al-Wāqidī zurück. Der kluge Wesir hatte erkannt, daß man ihn nicht mit den anderen Gelehrten in einer Runde vereinen durfte. Heute würden wir wohl sagen, es war untunlich, zwei inkompatible Diskurse aufeinanderprallen zu lassen. Al-Wāqidī vertrat den Diskurs, der zum Aussterben verurteilt war; seine Gegner befanden sich auf der Höhe der Zeit, sie waren die vielen, sie hatten die Zukunft vor sich. Das konnte man damals freilich noch nicht wissen, und Jaḥjā b. Ḥālid – und vermutlich auch Hārūn ar-Rašīd – verfolgten den Gang der Dinge mit Mißbehagen. Denn wie sollte sich die Autorität des Kalifen, des Nachfolgers des Gesandten Allahs oder des Stellvertreters Allahs – beide Deutungen des Herrschertitels existierten –, gegen eine Rechtleitung behaupten, deren Regelungsanspruch sich inzwischen auf das ganze Dasein des Muslims erstreckte, deren Inhalt aber gegen den Zu-

griff des Herrschers abgeschottet wurde? Geradezu beängstigend war es, daß der ganze Islam letzten Endes mit der Glaubwürdigkeit einiger Prophetengefährten stand und fiel, wie Hārūn in einer Debatte mit einem Gelehrten erkannte; er mußte sich sagen lassen, daß er nun einmal verpflichtet sei, zumindest über jene ersten Tradenten, die Mohammed noch mit eigenen Augen gesehen hatten, nur Gutes zu denken<sup>26</sup>. Auch der Obrigkeit ist selbstverantwortetes Rasonieren untersagt, und dies, wo die *Ḥadīṭ*-Gelehrten, deren Zahl rasch anwuchs, dank dem Stoff, mit dem sie umgingen, eben nicht nur die richtigen Vorschriften, sondern vor allem das beglückende Empfinden der Teilhabe an der Urgemeinde vermittelten. Die in der islamischen Welt über die Jahrhunderte hinweg bis in die Gegenwart zu beobachtende Schwäche institutionalisierter Herrschaft hat hier ihre Ursache: Weder das Wissen von den irdischen Dingen noch das von deren Verankerung in der Heilsbotschaft liegt bei den Trägern dieser Institutionen.

Männer wie al-Wāqidī waren für das Kalifat Hoffnungsträger. Denn was bedeutete ihr Beharren auf der Geschichtlichkeit Mohammeds? Ein Abweichen von den Lehren des Korans war damit keineswegs verbunden. Denn wieso sollte es ausgemacht sein, daß der *amr*, mit dessen Hilfe Allah in jedem Augenblick sein Schöpfungswerk lenkt und der sich auch in den Worten des Korans – und in den Handlungen und Aussprüchen Mohammeds – manifestiert, für ein ewiges, ungeschaffenes, göttliches Sein steht, wie dies die Verfechter der verlebendigten Rechtleitung, meist stillschweigend, voraussetzten? War dieser *amr*, wenn man sich einen streng monotheistischen Standpunkt zu eigen machte, nicht ebenfalls dem geschaffenen Sein zuzuschlagen und insofern dem mit den fünf Sinnen erfaßbaren Diesseits gleich, das Allah mittels des *amr* in Gang hielt? Wenn man mithin die ontologische Trennungslinie strikt zwischen dem vollkommen transzendenten Sein Allahs einerseits und allen Erscheinungsweisen dieses schöpferischen Handelns andererseits zog, dann war alles, was die *Ḥadīṭ*-Gelehrten betrieben oder für sich in Anspruch nahmen, eitles Blendwerk. Die Welt war nämlich ganz diesseitig; sie wurde nicht erst durch einen transzendenten *amr* in jedem Augenblick ihrer Existenz zu dem geformt, als was sie jeweils in Erscheinung tritt. Der *amr* war vielmehr die durch Allah seinem Schöpfungswerk verliehene Sinnhaftigkeit: Weil es den *amr* gibt, hat der durch Allah mit dem Verstand begabte Mensch die Möglichkeit, die Abläufe, die er im Diesseits beobachtet, auf den Begriff zu bringen und daraus Schlüsse zu

<sup>26</sup> Tilman Nagel, Mohammed – Leben und Legende, Kapitel VIII/3.

ziehen, sowohl mit Bezug auf die Fristung seines Lebens als auch auf die angemessenen Verhaltensnormen und, besonders wichtig, auf den Zusammenhang zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen irdischem Tun und jenseitigem Entgelt.

Die Rolle des Propheten verändert sich gemäß dieser anders gezogenen Scheidelinie zwischen „geschaffen“ und „ungeschaffen, göttlich“. Aus einem Kristallisationspunkt göttlicher Immanenz wird er zum beispielhaften Menschen, zum aufrüttelnden Mahner, der in einer bestimmten geschichtlichen Situation daran erinnert, daß man die Schlüsse, zu denen man dank der Sinnhaftigkeit der Welt gelangt, in die Tat umsetzen muß, wenn man ein glückliches Jenseits gewinnen will. Folgerichtig hat der Koran selbst den Seinscharakter des Geschaffenen, und weder er noch gar, was man über Mohammed und seine Gefährten berichtet, ist ewiggültig, übergeschichtlich, außerhalb der Zeit. Mit zweierlei Ziel kann man unter solchen Voraussetzungen den Koran und die Überlieferung – die nicht *Ḥadīṭ* im oben dargelegten Sinn ist – erforschen. Der Koran, als Allahs Wort, ist die unübertrefflich vollkommene sprachliche Wiedergabe der sinnhaften Vorgänge des Diesseits – diese These war dem schnellen Aufblühen der arabischen Philologie im 8. Jahrhundert förderlich. Und wenn man den Koran angemessen verstehen will, dann genügt nicht die philologische Untersuchung der Rede Allahs, man muß vielmehr bis in die Einzelheiten den Lebensumständen des Überbringers dieser Rede nachspüren. Die Nutzanwendung für den Kalifen ist darin zu sehen, daß er an dem, was Mohammed in aufklärbaren Situationen tat oder befahl, erkennt, wie er selbst *mutatis mutandis* vorzugehen hat; jetzt nämlich, zwei Jahrhunderte nach Mohammed, ist er, der Kalif, der „Imam der Rechtleitung“.

Wenigstens in einer Episode soll uns dieser Sachverhalt vor Augen geführt werden. Die Hauptperson ist ein gewisser Ṣafwān b. Ṣālīḥ (784/5–851/2), der das Amt des Gebetsrufers an der Großen Moschee von Damaskus versah. Den *Ḥadīṭ*-Gelehrten galt er als vertrauenswürdig, ob schon er seine Überlieferungen bisweilen zu Unrecht bedeutenden Autoritäten zuschrieb<sup>27</sup>. – So ist er auch ein Beispiel für die in der Literatur über die „Männer“ oft zu beobachtende Unsitte, daß letzten Endes die vermeintlich so strengen Maßstäbe für das ausschlaggebende *argumentum ad hominem* hintangestellt werden, wenn nur das Bekenntnis zur „wahren“ Richtung glaubhaft gemacht werden kann, und dies ist bei Ṣafwān der Fall. Eben davon handelt die Episode, die einer seiner Be-

<sup>27</sup> *Ibn Ḥaḡar*, *Tahqīb* IV, 422, Nr. 735.

kannten erzählt. Immer wenn Şafwān die Moschee betreten habe, sei er zu seinem Studierzirkel geeilt und habe mit dem Vortragen von *Ḥadīten* begonnen. Unvermittelt habe er eines Tages damit aufgehört. Deswegen zur Rede gestellt, habe er sich damit entschuldigt, daß die Obrigkeit ihm dies verboten habe. „Um Gottes willen! Trage aus dem *Ḥadīt* vor!“ beschwor ihn der Frager, „denn ich habe gehört, daß sogar die Paradiesbewohner (im Jenseits) der Gelehrten bedürfen, so wie man ihrer im Diesseits bedarf! Zu (den Paradiesbewohnern) kommt nämlich ein Bote und sagt: ‚Fragt euren Herrn!‘ Sie antworten: ‚Er gab uns alles, wonach wir fragten, und alles, wonach wir nicht fragten!‘ Doch der Bote beharrt: ‚Fragt euren Herrn!‘ worauf jene erwiderten: ‚Wir wissen nicht, wonach wir noch fragen sollen.‘ Der Bote wiederholte ein drittes Mal: ‚Fragt euren Herrn!‘ Da sprachen jene untereinander: ‚Laßt uns zu den Gelehrten gehen, die wir jedesmal, wenn uns im Diesseits etwas unklar war, aufsuchten, damit sie uns ein Licht aufsteckten!‘ Sie wurden also bei den Gelehrten (im Paradies) vorstellig und sagten: ‚Ein Bote unseres Herrn kam zu uns und befahl uns, wir sollten etwas erfragen. Aber wir wissen nicht, was wir fragen sollen. Darum soll Allah den Gelehrten ein Licht aufstecken. Sie sollen sagen: Fragt nach dem und dem! Und dann fragen sie, und man gibt ihnen!‘ Deswegen trage aus dem *Ḥadīt* vor, damit du hoffentlich einer von (den Gelehrten im Paradies) sein wirst!“ Von diesen Worten gerührt, vermochte sich Şafwān den Bittenden nicht mehr zu versagen<sup>28</sup>. Weit weg, in die Belanglosigkeit abgedrängt, sind in diesem Milieu die Obrigkeit und ihre Sachwalter; sie treten allenfalls als die Störenfriede in Erscheinung, die den ununterbrochen durch die *Ḥadīt*-Gelehrten vermittelten Vorgang der Rechtleitung behindern oder gar unterbinden.

#### 4. Der Historiker – auf verlorenem Posten

Wir wissen nicht, wie man in der Umgebung des Wesirs über den Verzehr von Jagdwild durch Pilger im Weihezustand dachte. Bei al-Wāqidī aber kann man, wie erörtert, den Ereigniszusammenhang nachlesen, in dem Mohammed meinte, das Fleisch des Wildesels sei „eine Speise, die Allah euch zu essen gab“. Mit Befremden nahmen al-Wāqidīs *ḥadīt*-gläubige Zeitgenossen zur Kenntnis, wie er sich dieses Wissen be-

<sup>28</sup> *Ibn 'Asākir*, *Ta'riḥ madīnat Dimašq*, ed. *Muḥibb ad-Dīn 'Umar al-Amrawī* (80 Bde., Beirut 1995–2000) Bd. XXIV, 141.

schaftte, nämlich nicht, indem er in einem Gelehrtenzirkel dem *Ḥadīṭ*-Vortrag lauschte. „Jeden Sohn eines Prophetengefährten oder eines Blutzugehörigen, jeden ihrer Schutzbefohlenen, den ich traf, fragte ich: ‚Hast du nicht gehört, wie jemand aus deiner Sippe dir den Ort, an dem jener fiel, mitteilte?‘ Und wenn er mir eine (entsprechende) Auskunft gab, suchte ich jenen Ort auf, so daß ich ihn in Augenschein nahm.“ Jemand berichtet, er sei al-Wāqidī einmal in Mekka begegnet; mit einem Schlauch Wassers versehen, sei er gerade auf dem Weg nach Ḥunain gewesen, zu jener Örtlichkeit, an der Mohammed nach der Inbesitznahme seiner Vaterstadt im Januar 630 nur knapp einer Niederlage gegen den Stammesbund der Hawāzin entronnen war<sup>29</sup>. Aber nicht nur das! Aus dem monumentalen Werk über Mohammed und den frühen Islam, das al-Wāqidīs Bagdader Sekretär Ibn Saʿd zusammenstellte, wissen wir, daß er bei seinem rastlosen Umherwandern auf den Spuren der Ereignisse sich die Schriftstücke zeigen ließ, die einzelne Sippen oder die Bewohner mancher Ansiedlungen von Mohammed erhalten hatten. Mit solchen „Erlassen“ hatte der „Gesandte Allahs“ ganz unsystematisch das jeweilige Loyalitätsverhältnis zu ihm, dem neuen starken Mann Arabiens, geregelt. Al-Wāqidī schrieb sich die Texte ab und fügte sie seinen Überlieferungen ein.

Seinen Kritikern vom *Ḥadīṭ*-Diskurs sind solche Bemühungen natürlich keine anerkennende Bemerkung wert. Sie ereifern sich vielmehr darüber, daß al-Wāqidī bei der Wiedergabe dessen, was er herausfand, die Aussagen seiner Gewährsleute zu einem bestimmten Gegenstand einfach in einem einzigen Text zusammenfaßt; diese selbständige Bearbeitung ist ihnen ein Greuel – eben wegen der vorhin beschriebenen Eigentümlichkeit des *Ḥadīṭ*es, die bei diesem Verfahren nicht zur Geltung kommt. Nebenbei hören wir allerdings, daß manche Größen der *Ḥadīṭ*-Kunde in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts mit ihrem Stoff noch genauso umgingen. Aber mittlerweile ist das nicht mehr tragbar<sup>30</sup>. Seine am Inhalt, nicht an den Wegen der Vergegenwärtigung ausgerichtete Denkungsart brachte al-Wāqidī in einem Ausspruch auf den Punkt, den Ibn Saʿd aufzeichnete: „Bei jedem Gelehrten übersteigt die Menge des Niedergeschriebenen die Menge dessen, was er im Kopf hat. Bei mir ist es umgekehrt.“<sup>31</sup> Aḥmad b. Ḥanbal (gest. 855), der Übervater der Bagdader *Ḥadīṭ*-Gelehrten, machte aus al-Wāqidīs vermeintlicher

<sup>29</sup> *al-Ḥaṭīb al-Baġdādī*, *Tārīḥ*, Baġdād (14 Bde., Kairo 1931) Bd. III, Nr. 939, 6.

<sup>30</sup> Ebd. 16.

<sup>31</sup> Ebd. 6. Die *Ḥadīṭ*-Gelehrten füllen Seite um Seite mit ein und derselben Aussage Mohammeds, jeweils mit einer anderen Zeugenkette.

Leichtfertigkeit im Umgang mit der Verbürgung einen Skandal. Er wies nach, daß al-Wāqidī ein *Ḥadīṭ* einem falschen Gewährsmann zugeschrieben hatte, und leitete daraus das zu erwartende *argumentum ad hominem* ab: Er ist ein Lügner, von dem man nicht ein einziges Wort übernehmen darf. Als Aḥmad vom Tod des solchermaßen Geschmähten erfuhr, soll er trocken bemerkt haben: „Seine Schriften verwende ich seit längerem als Schmierpapier.“<sup>32</sup>

Al-Wāqidī war der letzte herausragende Vertreter der Geschichtlichkeit des Propheten und damit der Analysierbarkeit der Umstände seines Wirkens. Er erlebte nicht mehr, wie der Kalif al-Ma'mūn (reg. 813–833), einer der Söhne Hārūn ar-Rašīds, durch die Einrichtung einer Inquisition der für die Stabilität des Reiches gefährlich werdenden Popularität der *Ḥadīṭ*-Gelehrten Herr zu werden versuchte. Augenscheinlich war der vorhin erwähnte Ṣafwān b. Ṣāliḥ von diesen Maßnahmen betroffen. Für mehr als zwei Jahrzehnte rieb das Kalifat seine Kräfte im Kampf gegen sie auf und machte sie, allen voran Aḥmad b. Ḥanbal, zu den Vorbildern eines standhaften, „wahren“ Islams<sup>33</sup>, dessen Quintessenz die Nachahmung Mohammeds zum Zwecke der Heilssicherung ist. Ein bis zwei Generationen vor al-Wāqidī sind die Anzeichen der Zweiteilung des Diskurses über Mohammed bereits deutlich erkennbar. Was dabei zur Debatte stand, wollen wir uns anhand zweier Beispiele deutlich machen. Eine Vielzahl von Datierungen verdankt al-Wāqidī einem Mann mit Namen Ibn abī Sabra (gest. 778/9), im Brotberuf ein *qāḍī*, zu Anfang in Mekka, zuletzt in Bagdad. Das Urteil der *Ḥadīṭ*-Gelehrten über seine Bemühungen um die frühe Geschichte des Islams fällt vernichtend aus<sup>34</sup>. Von ihm aber hat al-Wāqidī die Datierung zweier Ereignisse, deren Symbolwert für den Islam der Heilssuche durch Nachahmung Mohammeds nicht überschätzt werden kann. Achtzehn Monate vor der Hedschra, so Ibn abī Sabra, hatte Mohammed die Vision, daß er vom Gebetsplatz an der Kaaba in den Himmel hinaufsteige, und sechs Monate danach widerfuhr ihm die ebenso wunderbare Nachtreise nach Jerusalem. Für die *Ḥadīṭ*-Gelehrten war es ganz anders: Der Aufstieg in den Himmel erfolgte von Jerusalem aus, und deshalb mußte die Nachtreise nach Jerusalem vor dem Aufstieg in den Himmel vonstatten gegangen sein. Die Analyse der einschlägigen Texte führt zu dem Ergebnis, daß Ibn abī Sabra recht hat; denn die Kompositionsfuge zwischen den nach dieser

<sup>32</sup> Ebd. 15.

<sup>33</sup> Vgl. meine ausführliche Darstellung in: *Rechtleitung und Kalifat* (wie Anmerkung 12).

<sup>34</sup> *Ibn Ḥaḡar*, *Tahqīb at-tahqīb* (ed. Haidarabad 1325–1327/1907–1909, 12 Bde.) Bd. XII, 27 f., Nr. 138.

Maßgabe zusammengeklebten Überlieferungen ist deutlich zu erkennen. Während Mohammed übrigens in der älteren Fassung von Mekka aus den mühevollen Weg in die Himmel hinauf zu Fuß antritt, mutet man ihm dies von Jerusalem aus nicht mehr zu; zwar wird ihm auch dort die Leiter hingestellt, aber das geflügelte Reittier, das ihn von Mekka aus an den fernen Ort versetzte, trägt ihn empor. Diese Legende, die gegen Ende des 7. Jahrhunderts entstanden ist und ihren architektonischen Niederschlag im Felsendom gefunden hat, beschreibt den Gründungsakt des sich im Nachahmen Mohammeds erfüllenden islamischen Lebensvollzugs. Denn im obersten Himmel teilte Allah ihm selbst die Anzahl der Pflichtgebete mit. Sie werden zwar im Koran, in Allahs Rede, erwähnt, aber auf welche Art sie zu vollziehen sind, kann man dem Koran nicht entnehmen. Das weiß man erst, seitdem Mohammed auf die Erde zurückgekehrt war, sogleich die Gebete ausgeführt hatte und die Muslime begannen, jede seiner Bewegungen und Körperhaltungen nachzumachen<sup>35</sup>.

Die genaue Kenntnis der Daten der Prophetenvita stellt, wie dieses Beispiel belegt, in verhängnisvollem Maß die Fiktion der ungebrochenen Fortdauer der Rechtleitung durch Mohammed in Frage und damit die stillschweigende Voraussetzung aller Anstrengungen der *Ḥadīṭ*-Gelehrsamkeit. Es kann demnach nicht erstaunen, daß einige ihrer Vertreter zu der Ansicht gelangten, die Geschichte überhaupt sei zu verdammen<sup>36</sup>; das arabische Wort für Geschichte, *at-tarīḥ*, meint ja in seiner Grundbedeutung das Datieren, und diese Bedeutung ist bis heute lebendig geblieben. Und damit komme ich zum zweiten Beispiel, zu Ibn Ishāq (gest. um 768), dem Verfasser der Prophetenbiographie, die man in der europäischen Forschung stets als die einzige Hauptquelle für das Leben Mohammeds benutzt hat. Man folgte einer Empfehlung, die man in der einschlägigen biobibliographischen Literatur der Muslime fand: Jeder, der sich mit diesem Thema beschäftigt, muß sich auf Ibn Ishāq stützen. Auch er lebte im Konflikt mit den *Ḥadīṭ*-Kennern. Einen von ihnen, seinen jüngeren medinensischen Landsmann Mālik b. Anas (gest. 795), gab

<sup>35</sup> Hierüber handle ich ausführlich in meinem Buch: Mohammed – Leben und Legende, Kapitel VIII/1.

<sup>36</sup> As-Saḥāwī (gest. 1497), ein bedeutender Kairiner *Ḥadīṭ*-Gelehrter, schrieb eine Streitschrift wider diejenigen unter seinen Kollegen, die die Geschichte – genauer: das Datieren – tadeln. Sein wichtigstes Argument ist die Nützlichkeit der Geschichte, die darin gründet, daß sie der *Ḥadīṭ*-Wissenschaft als Magd dient (Lebensdaten der Tradenten; Erkennen, welcher von zwei einander widersprechenden Sätzen Mohammeds der jüngere und daher der normsetzende ist) und Beispiele für gutes und schlechtes Handeln und die Folgen liefert; siehe Franz Rosenthal, *A History of Muslim Historiography* (Leiden 1968) 273–332.

er dem Spott preis: „Her mit dem *Ḥadīṭi* Māliks! Ich bin der (richtige) Arzt für die Krankheiten (seines *Ḥadīṭes*)!“ Mālik rächte sich, indem er Ibn Ishāq mit dem großen Lügner verglich, der vor dem Ende der Zeit das Diesseits in Verwirrung stürzen werde. In Medina konnte sich Ibn Ishāq nun nicht mehr halten, und was er über Mohammed in Erfahrung gebracht hatte, berücksichtigten die Sammler des *Ḥadīṭes* möglichst nicht<sup>37</sup>.

In der Originalfassung ist sein Werk über Mohammed denn auch nicht auf uns gekommen, sondern in der Bearbeitung durch einen gewissen Ibn Hišām (gest. 828 oder 833), der sich in der Einleitung frank und frei darüber äußert, was ihm an seiner Vorlage nicht paßt: Er scheidet allen Stoff aus, der nicht unmittelbar mit dem Propheten zu tun hat; der sich nicht auf einen Koranvers beziehen läßt; der nicht als eine Erläuterung des solchermaßen eingegrenzten Stoffs verstanden werden kann; des weiteren fallen seinem Rotstift alle Gedichte zum Opfer, für die sich anderswo kein Beleg finden ließ; und schließlich alles, worüber man am besten nicht spräche, weil es manch einen kränken könnte<sup>38</sup>. Dank dem Bruchstück einer anderen Überarbeitung, das 1976 von einem syrischen Kollegen herausgegeben wurde, können wir ermessen, was Ibn Hišām für anstößig erachtete. Dort lesen wir beispielsweise, daß Mohammed nicht von sich aus und auch nicht auf Anweisung Allahs zu der Einsicht gelangte, daß es eine Torheit sei, von Menschenhand gemachten Idolen Tieropfer darzubringen; vielmehr sei es Zaid b. ‘Amr, ein Verwandter des zweiten Kalifen ‘Umar (reg. 634–644), gewesen, der ihn von dem heidnischen Brauch abgebracht habe<sup>39</sup>.

Mit dem Glaubenspostulat des zur Gänze nachzuahmenden Lebensvollzugs des Propheten stimmen solche Überlieferungen gewiß nicht überein. Sie decken sich allerdings mit den Textbefunden des Korans, die zeigen, daß Mohammed nicht von Anfang an die – der Kürze halber sei mir der Begriff gestattet – „islamischen“ Lehren vom Eingottglauben verfocht. Hierzu rang er sich vielmehr erst durch, als er sich mit dem Grundbestand der heutigen Sure 53 zum ersten Mal an die mekkanische Öffentlichkeit wandte. Dieser für die Analyse des Lebenswerkes Mo-

<sup>37</sup> *Ibn Ḥallikān*, *Wafajāt al-a‘jān wa-anbā’ abnā’ az-zamān*, ed. *Iḥsān ‘Abbās* (8 Bde., Beirut 1968) Bd. IV, 276 f., Nr. 612. An dieser Stelle lesen wir übrigens, daß noch in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts Männer wie Ibn Ishāq von *Ḥadīṭi*-Schülern um Auskunft über die Richtigkeit dessen angegangen wurden, was ihnen ihre Meister, z. B. az-Zuhrī, übermittelten.

<sup>38</sup> *Ibn Hišām*, as-Sīra an-nabawīja, ed. *Muṣṭafā as-Saqqa*, *Ibrāhīm al-Abjārī* und ‘*Abd al-Ḥafīz Ṣalabī* (4 Bde., Kairo 1936) I, 4.

<sup>39</sup> *Ibn Ishāq*, *Kitāb as-sijar wal-magāzī*, ed. *Suhail Zakkār* (Damaskus 1976) 118.

hammeds höchst aufschlußreichen Problematik kann ich hier nicht nachgehen. Jedenfalls leuchtet unmittelbar ein, daß die Gestalt des das gottgewollte Verhalten im Detail vorlebenden Propheten, dessen Legitimation der Himmelsritt von Jerusalem aus ist, derartige Nachrichten und das bohrende Weiterfragen des Historikers nicht erträgt. Der gewaltige Erfolg, der Ibn Hišāms gesäubertem Text beschieden war, ist nicht nur an der großen Zahl der erhaltenen Handschriften abzulesen. Er zeigt sich auch daran, daß das Werk später weiter überarbeitet wurde. Diesen Gelehrten war es freilich nicht darum zu tun, einige schwerwiegende Irrtümer Ibn Iṣḥāqs in der Chronologie der Kriegszüge Mohammeds zu berichtigen, die schon Ibn Hišām aufgefallen waren, die er aber einfach hatte stehenlassen<sup>40</sup>. Sie wurden weiter mitgeschleppt – und waren nach allem, was über die *Ḥadīṭ*-Gläubigkeit gesagt wurde, ja auch belanglos. Statt dessen wandte man allen erdenklichen Fleiß daran, den Text Ibn Hišāms in eine Art *Ḥadīṭ*-Sammlung zu verwandeln; man ersetzte, wo immer dies möglich war, die ursprünglichen, auf Ibn Iṣḥāq zurückgehenden Überlieferungen durch solche, deren Verbürgung den vorhin skizzierten Maßstäben der *Ḥadīṭ*-Gelehrsamkeit entsprachen.

Im Hinterkopf hatte man dabei das epochemachende Buch des andalusischen Qāḍīs ʿIjād al-Jaḥṣubī (gest. 1148/9) mit dem bezeichnenden Titel „Buch der Heilung mittels Kundgabe der Rechte des Erwählten“, nämlich der Rechte, die Mohammed als Quell jeglichen für die Bewältigung des Daseins notwendigen und erlaubten Wissens gegenüber allen Muslimen geltend macht. Hält man sich diese Rechte stets vor Augen, dann wird man sich vor den Anfechtungen wohl zu bewahren wissen, die beispielsweise von den Geschichtsschreibern ausgehen. Von Mohammed und den Propheten vor ihm kann man lernen, wie man sich des eigenen Erkenntnisstrebens entschlägt und in Demut alles hinnimmt und befolgt, was einem überliefert wird. Die schon Hārūn ar-Rašīd so dringend ans Herz gelegte angestrengt unkritische Arglosigkeit, oft in ein aktives, gar aggressives „So und nicht anders!“ gewendet, sie soll das Ergebnis der Heilung sein, von der der Qāḍī spricht. „Beachte nicht, was du in den Büchern einiger unwissender“ – das Attribut hat den Beigeschmack: heidnischer – „Historiker oder Koranausleger findest...!“ mahnt er an einer Stelle unmißverständlich<sup>41</sup>. Und damit seine Mahnungen nicht un-

<sup>40</sup> Vgl. den Überblick in meinem Buch „Mohammed – Leben und Legende“, Zusatz zu Anmerkung 336 von Kapitel IV.

<sup>41</sup> *Al-Qāḍī Abū l-Faḍl ʿIjād al-Jaḥṣubī*, Kitāb aš-šifāʾ bi-tarīf ḥuqūq al-muṣṭafāʾ (wa-qad ʿajjala-hū bil-ḥāšija al-laṭīfa al-musammāh Muzīl al-ḥafāʾ ʿan alfāz aš-šifāʾ lil-ʿAllāma Aḥmad b. Muḥammad aš-Sumunnī) (2 Bde., Beirut o. J.) Bd. I, 152. Vgl. hierzu ausführlich

gehört verhallen, breitet er alle Argumente aus, die die Ansicht erhärten, daß ein Muslim, der den leisesten Zweifel an der Allzuständigkeit des nachzuahmenden Mohammed äußert, zu töten ist. Denn dieses Verbrechen ist strenger noch zu ahnden als der Abfall vom Islam. Dem Apostaten räumt man die Gelegenheit zur Umkehr ein; dem Zweifler dagegen darf solche Nachsicht nicht gewährt werden; denn seine Gedanken und Mutmaßungen untergraben, wie der Qādī unumwunden gesteht, den Islam, ein Gebäude von Glaubensvorstellungen, die von der unangefochtenen Autorität eines einzigen Mannes abhängen und deshalb jeglicher Kritik entzogen sein müssen, die sich innerweltlicher Sachargumente bedient.

Der Qādī 'Ijād war Malikit – an Māliks Zwist mit Ibn Ishāq sei erinnert. In den anderen Rechtsschulen entstanden später vergleichbare Schriften: Es mußten im Rahmen der Scharia für alle Rechtsschulen Begründungen gefunden werden, weshalb man den Zweifler härter noch bestrafen solle als den Apostaten. Bis auf den heutigen Tag wird das Werk des Qādīs in der islamischen Welt als die wohl wichtigste Quelle zum Leben Mohammeds betrachtet; es liegt mittlerweile auch in einer englischen Übersetzung vor. Es ist die wichtigste Referenzschrift der weit verbreiteten muslimischen Weigerung, den eisernen Käfig vermeintlich ewiggültiger Wahrheiten aufzubrechen und mit den anderen Kulturen der Welt in ein Gespräch von gleich zu gleich zu treten. Diese Weigerung ist ein Zeichen von Angst und Schwäche, nicht von Stärke. Al-Wāqidīs bedeutendstes Werk, die Geschichte der Kriegszüge Mohammeds, überdauerte die Zeitläufte nur in einer einzigen Handschrift; sie stammt aus dem 11. Jahrhundert und geht auf seine Tätigkeit im Irak zurück<sup>42</sup>. Seien wir seiner Ehefrau dankbar, daß sie in der finanziellen Notlage nicht locker ließ und ihn dorthin schickte, wo ein kluger Wesir und danach eine Anzahl weiterer einflußreicher Männer sowie sein Sekretär Ibn Sa'd seine Erkenntnisse zu schätzen wußten. Entscheidend erleichterten sie uns, ehe es zu spät war, das Verstehen Mohammeds und mittelbar auch der Umstände, die den Muslimen nahelegten, ihn nachzuahmen.

Teil II, Kapitel I meines Buches „Allahs Liebling. Ursprung und Erscheinungsformen des Mohammedglaubens“.

<sup>42</sup> The Kitāb al-Maghāzī (wie Fußnote 21) V.

*Karl Schlögel*

Moskau 1937.  
Eine Stadt in den Zeiten des Großen Terrors

Der Sturm

Wir wissen nicht, wie unser Bild von Moskau 1937 heute aussähe, wenn es dem großen sowjetischen Regisseur Sergej Eisenstein gelungen wäre, sein Filmprojekt „Moskau im Lauf der Zeit“ (*Moskva vo vremeni*) zum Jubiläumsjahr 1937 – dem 20. Jahrestag der Oktoberrevolution – fertigzustellen. Vorarbeiten dazu hatten ihn, den studierten Zivilingenieur, schon seit längerem beschäftigt. In einer Drehbuchskizze war die „Architektur als räumlicher Ausdruck der neuen Philosophie“ definiert worden. Eisenstein notierte: „Ich beginne alles neu zu erlernen. Wir stehen vor Anbruch einer neuen Ära in der Entwicklung des Films. In ‚Moskau‘ werde ich versuchen, die Methode von ‚Potemkin‘ und ‚Oktober‘ zu kombinieren.“ Warum das Projekt gescheitert ist, wissen wir nicht, ob ihm ein mächtiges symbolisches Bild, eine Ikone, gar ein Mythos – wie zuvor mit Petersburg als der Hauptstadt des untergehenden Zarenreiches – gelungen wäre, können wir nicht sagen. Auch aus einer späteren Wiederaufnahme des Projektes – zum 800. Jahrestag der Gründung Moskaus 1947 – wurde nichts. Wir müssen also ohne Eisensteins Moskaufilm von 1937 auskommen<sup>1</sup>.

Aber Moskau 1937 ist deshalb nicht abwesend. Geradezu titelgebend ist Lion Feuchtwangers Büchlein „Moskau 1937. Ein Reisebericht für

<sup>1</sup> Den Hinweis auf das Eisenstein-Projekt verdanke ich Oksana Bulgakowa, die dies in ihrem Vortrag „Moskau im Laufe der Zeit“. Mythos, Geschichte und die Architektur der Stadt“ ausgeführt hat; das Zitat findet sich in: *Marie Seton*, Sergej Eisenstein, rev. ed. (London 1978) 263; vgl. auch *Oksana Bulgakowa*, Spatial Figures in Soviet Cinema of the 1930s, in: *Evgeny Dobrenko, Eric Naiman* (Hrsg.), The Landscape of Stalinism. The Art and Ideology of Soviet Space (Seattle, London 2003) 63. Ebenfalls spricht von dem Projekt *Y. Barna*, Eisenstein. The Growth of a Cinematic Genius (Boston, Toronto 1973).

meine Freunde“ nach einem dreimonatigen Aufenthalt in der Stadt geworden<sup>2</sup>.

Ort und Zeit haben in der Erinnerungsliteratur und in den Memoiren von Überlebenden ihre Spur hinterlassen. Noch mehr aber verliert sich in jenem Jahr und an jenem Ort die Spur unzählig vieler Menschenleben. Dort brechen Lebensläufe ab, verschwinden Personen. Es ist ein Jahr des Verstummens, so wie es ein akribisch Tagebuch schreibender junger Mann, der aus dem Dorf nach Moskau gekommene Stepan Podlubnyj, für sich unter dem Eintrag vom 6. Dezember 1937 formuliert hatte: „Niemand wird erfahren, wie ich dieses Jahr 1937 durchlebt habe ... Ein schweres und schlimmes Jahr ... Mir scheint, mit jedem Jahr zieht sich die Schlinge um meinen Hals enger zu.“<sup>3</sup> Der Schriftsteller Jurij Dombrovskij hat 1937 als „ein böses, heißes Jahr, Vorbote künftigen Unheils“ bezeichnet<sup>4</sup>.

Es ist sicher kein Zufall, wenn in der autobiographischen Literatur zur Kennzeichnung des Jahres 1937 immer wieder eine Metaphorik ins Spiel kommt, die etwas mit Naturgewalten, Katastrophen, mit außer Kontrolle geratenen Vorgängen, einem über die Köpfe hinweg fegenden Sturm zu tun hat. So schon in Nadeshda Mandelstams Erinnerungen unter dem Titel „Jahrhundert der Wölfe“, so in Alexis Weissberg-Czybulskis Bericht „Hexensabbat“<sup>5</sup>.

Auch die literarische Behandlung der Großen Säuberungen und des Großen Terrors in Arthur Koestlers „Sonnenfinsternis“ gehört dazu – übrigens hatte die Parteizeitung „Pravda“ in ihrer Ausgabe vom 1. April 1937 eine totale Sonnenfinsternis für den 8. Juni 1937 angekündigt<sup>6</sup>. Aber selbst in wissenschaftlichen Quelleneditionen wie der von J. Arch Getty und Oleg V. Naumov, in der durch die Publikation bisher unbekannter Materialien aus dem Parteiarchiv der Weg in den Terror und der Entscheidungsprozeß rekonstruierbar werden, gibt es Naturmetaphern:

<sup>2</sup> *Lion Feuchtwanger*, Moskau 1937. Ein Reisebericht für meine Freunde (Berlin 1993). Es erschien erstmals im Sommer 1937 im Querido Verlag in Amsterdam; vgl. den Abschnitt zur Moskaureise in *Volker Skierka*, *Lion Feuchtwanger. Eine Biographie*. hrsg. von *Stefan Jaeger* (Berlin 1984).

<sup>3</sup> *Jochen Hellbeck* (Hrsg.), *Tagebuch aus Moskau 1931–1939* (München 1996) 237, 238.

<sup>4</sup> Zit. *Wladislaw Hedeler*, *Chronik der Moskauer Schauprozesse 1936, 1937 und 1938*. Planung, Inszenierung und Wirkung. Mit einem Essay von *Steffen Dietzsch* (Berlin 2003) IX.

<sup>5</sup> *Nadeshda Mandelstam*, *Das Jahrhundert der Wölfe. Eine Autobiographie* (Frankfurt a. M. 1973); *Alexander Weissberg-Cybulski*, *Hexensabbat* (Frankfurt a. M. 1977).

<sup>6</sup> *Arthur Koestler*, *Sonnenfinsternis* (London 1946); *Pravda*, Nr. 90, 1. April 1937.

„Mahlstrom“, „Der Himmel verdüstert sich“, „Der Sturm von 1937“<sup>7</sup>. Die Wucht und in gewisser Weise auch die Unerstzlichkeit von Metaphern besteht darin, eine Bedeutung zu transportieren, die im Begriff nicht ganz aufgeht oder für die es noch keine angemessene Erzählung gibt.

Das Bild vom Sturm kommt einem auch in den Sinn, wenn man das Moskauer Adreßbuch von 1936 durchblättert. Wenn man eine Anschauung von dem gewinnen will, was Elitenwechsel buchstäblich bedeutet, dann kann dies ein Blick in das Moskauer Adreßbuch lehren. Dort sind die Institutionen und das Personal von Moskau als Sitz der Zentralen Behörden der UdSSR, der Russischen Föderation, und dann der Stadt und des Moskauer Gebietes verzeichnet. Nirgendwo sonst gab es eine solche Dichte des führenden Personals – nicht nur in der Politik, sondern auch in der Planwirtschaft, den Wissenschaften, Künsten bis hin zum Sport. Nirgends kann man die Lücken, die zuerst die Säuberungen, dann der Terror rissen, besser nachvollziehen. Aber das Adreßbuch, das im Jahre 1936 erschien, war das letzte für viele Jahrzehnte<sup>8</sup>.

Im nachhinein liest es sich wie eine Proskriptionsliste – keine Seite, auf der nicht Namen ausgestrichen werden; keine Institution oder Behörde, in der nicht ein Name getilgt wird; keine Adresse, die harmlos genug wäre, um vor den Zugriffen der Geheimpolizei unbehelligt zu bleiben; kaum ein Ort, an dem die Verhaftungswellen der Jahre 1937 und 1938 nicht ihre Spur hinterlassen werden. Noch sind dort Volkskommisarsare in Amt und Würden – unter genauer Angabe von Adresse, Telefonnummer, Namen der wichtigsten Mitarbeiter –, die ein halbes Jahr später als „trozkistische Verräter“ oder „faschistische Agenten“ hingegerichtet sein werden. Noch finden sich die Namen führender Militärs, die das erste Halbjahr 1937 nicht überleben werden. Über die Seiten verstreut finden sich die Namen derer, die später als Netzwerk einer „terroristischen Verschwörung“ entlarvt und umgebracht werden. Über die Seiten verteilt gibt es eine erstaunliche Anzahl prominenter Selbstmörder, von Menschen, die keinen anderen Ausweg für sich wußten als den Tod. Es gibt vermutlich nur wenige solcher Namensverzeichnisse von auf gewaltsame Weise aus dem Leben geschiedenen Menschen. Freilich

<sup>7</sup> J. Arch Getty, Oleg V. Naumov (Hrsg.), *The Road to Terror. Stalin and the Self-Destruction of the Bolsheviks, 1932–1939* (New Haven, London 1999).

<sup>8</sup> *Vsja Moskva. Adresno-spravočnaja kniga. 1936 god* (Moskva 1936); über Moskauer Adreßbücher als historische Quellen vgl. auch Karl Schlögel, *Moskau lesen* (Berlin 1984); Sheila Fitzpatrick, Lynne Viola (Hrsg.), *A Researcher's Guide to Sources on Soviet Social History in the 1930s* (New York, London 1990).

ist diese Liste nur ein Verzeichnis der Sichtbaren, der Namhaften, während das Verzeichnis derer, die in den Jahren 1937 und 1938 namen- und spurlos verschwunden sind, erst Jahrzehnte später mühsam aus den Unterlagen des NKVD, aus Karteikästen, Vernehmungspapieren und Polizeiphotos rekonstruiert werden kann<sup>9</sup>.

Es ist wie bei den 1937 aus den Bibliotheken entfernten oder gesäuberten Büchern, in denen die Helden von gestern, die Revolutionäre der ersten Stunde ausgestrichen, ausgeschnitten oder geschwärzt sind<sup>10</sup>. Am Ende hielten die Redakteure des Adreßbuches nicht mehr Schritt mit dem Sturm und stellten die Edition überhaupt ein. Die Lektüre des Moskauer Adreßbuches von 1936 wird von den Daten, die die Forschung zusammengetragen hat, bestätigt. Anfang 1939 waren 110 der 139 im Jahre 1934 vom 17. Parteitag gewählten Mitglieder und Kandidaten des Zentralkomitees verhaftet. Dutzende von ihnen sind 1937/1938 getötet worden<sup>11</sup>.

Allein in der RSFSR wurden etwa 90% der Mitglieder aller Gebietspartei-Komitees von den Repressionen betroffen, ebenso die Mehrzahl der Mitglieder der Bezirks- und Stadtpartei-Komitees. Keine Armee hat in Friedenszeiten so viele höhere Offiziere verloren wie die Rote Armee im Jahr 1937. Auf den oberen Etagen der Macht kam es geradezu zu einem Elitenwechsel, zu einem Ende der „alten Garde“, wie man es lange bezeichnet hat.

Noch immer gibt es kein vollständiges Bild von den Zahlen der Opfer. Noch immer sind die Schwankungen in den Berechnungen außerordentlich groß. Aber auch die niedrigsten Zahlen für die Jahre 1937/38 sind furchtbar. Wenn man inzwischen für 1937 und 1938 681 692 aus politi-

<sup>9</sup> So etwa die achtbändige Reihe „Kniga pamjati žertv političeskich repressii. Butovskij poligon“, die von der ständigen gemeinsamen Kommission der Regierung Moskaus zur Wiederherstellung der Rechte der rehabilitierten Opfer der politischen Repressionen herausgegeben wird, sowie die umfangreichen Dokumentationen, die von der Organisation „Memorial“ veröffentlicht wurden. Vgl. Butovskij poligon. Kniga pamati žertv političeskich repressii (Moskva 2004). Zur Problematik der Erforschung des Terrors vgl. Barry McLoughlin (Hrsg.), *Stalin's Terror. High Politics and Mass Repression in the Soviet Union* (Basingstoke 2004); J. Arch Getty, *Roberta T. Manning* (Hrsg.), *Stalinist Terror. New Perspectives* (Cambridge 1993); *Wladislaw Hedeler* (Hrsg.), *Stalinscher Terror 1934–41. Eine Forschungsbilanz* (Berlin 2002).

<sup>10</sup> So dokumentiert bei *David King*, *Stalins Retuschen. Foto- und Kunstmanipulationen in der Sowjetunion* (Hamburg 1997).

<sup>11</sup> *Roy Medwedjew*, *Die Wahrheit ist unsere Stärke* (Frankfurt a.M. 1973) 215; *Robert Conquest*, *Der große Terror 1934–1938* (München 1993); *Wadim S. Rogowin*, *1937. Jahr des Terrors* (Essen 1998); *Jörg Baberowski*, *Der Rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus* (München 2003); *Nicolas Werth*, *Repenser la „Grande Terreur“*. L'U.R.S.S. des années trente, in: *Le débat* 122, novembre-décembre 2002, 118–139.

schen Gründen Erschossene annimmt, so nimmt in dieser Bilanz Moskau – Stadt und Gebiet – einen herausragenden Platz ein. Mitte 1939 waren in Stadt und Gebiet Moskau von 136 Parteisekretären nur noch sieben im Amt. Fast alle übrigen waren verhaftet und erschossen worden<sup>12</sup>. Chruschtschow soll bereits am 10. Juli 1937 an Stalin gemeldet haben, daß 41 305 „kriminelle und kulakische Elemente“ verhaftet worden seien. Davon seien allein 14 369 der ersten Kategorie zuzurechnen, also derer, die sofort durch Beschluß der sog. Trojka, eines Sondergerichtes aus Parteisekretär, Staatsanwalt und NKVD-Mitarbeiter, hingerichtet werden sollten. Die Gesamtziffern für Moskau variieren. Sie rangieren zwischen 90 000 und 200 000 (ganz unglaubliche Schätzungen gehen sogar bis auf 600 000, was einem Sechstel der Bevölkerung von Stadt und Gebiet entsprechen würde). Gesichert und Tag für Tag rekonstruiert ist jedenfalls, daß ab Juli 1937 auf wichtigen Exekutionsplätzen wie Butovo und Kommunarka manchmal bis zu 500 Menschen täglich hingerichtet worden sind<sup>13</sup>.

Diese Zahlen sagen zunächst, daß „Moskau 1937“ nicht einfach eine gewöhnliche Stadtgeschichte in einem bestimmten Jahr sein kann. Moskau 1937 ist keine gewöhnliche Stadt in einem gewöhnlichen Jahrhundert, sondern ein Schauplatz im „Jahrhundert der Extreme“ (Eric Hobsbawm). In der unerhört dichten Sequenz von Ereignissen zwischen August 1936 und März 1938, zwischen dem ersten und dem dritten Moskauer Schauprozeß, geht das alte Moskau unter und tritt das neue hervor. Moskau 1937 ist mehr als eine dramatische Zuspitzung in einem bestimmten Jahr. Es ist zu einer Chiffre totalitärer Gewalt und totaler Macht geworden. Moskau 1937 ist, um mit dem großen russischen Gelehrten und Denker Michail Bachtin – auch er ein Insasse der Stalinschen Lager – zu sprechen: Ein „Chrontop“, die Einheit von Ort und Zeit, ein Moment, in dem eine geschichtliche Konstellation zu einem Bild, zu einem Symbol, zu einem Begriff gerinnt.

Was gehört alles zu diesem Bild? Die Angst. Die Allgegenwart der Geheimpolizei. Die Rede von der Verschwörung. Die Allgegenwart des Mißtrauens. Die Unberechenbarkeit. Die schockierende Erfahrung, daß alles möglich ist, daß es keinen Schutz und keine Verteidigungsmöglichkeit gibt. Die Erfahrung des vollständigen Ausgeliefertseins. Die Absur-

<sup>12</sup> Medwedjew, *Die Wahrheit* 226.

<sup>13</sup> Die vollständigste Übersicht ist gegeben in den Bänden von Butovskij poligon; Tag für Tag dargestellt sind die Zahlen bei Hedeler, *Chronik* (wie Anm. 4); ein Vergleich der Schätzungen findet sich bei Timothy J. Colton, *Moscow. Governing the Socialist Metropolis* (Cambridge/Mass., London 1995) 840, 841.

dität der Vorwürfe. Die Selbstbeschuldigung der Angeklagten, die Selbstverleugnung und Selbstanklage. Vollständige Willkür, daß es jeden treffen kann. Die Erfahrung, daß die Exekutoren selbst exekutiert werden können, daß die Mörder von heute die Ermordeten von morgen sein können, daß Täter zu Opfern und Opfer zu Tätern werden können. Die Fassungslosigkeit darüber, daß man „von den eigenen Leuten“ umgebracht wird. Die Erfahrung, daß Geschichte nach Belieben umgeschrieben und die geschichtlichen Tatsachen auf den Kopf gestellt werden können. Die Erfahrung also von der Entfesselung der Gewalttätigkeit und von der Schrankenlosigkeit der Macht. Das Geheimnis, ja die Rätselhaftigkeit des Jahres 1937 besteht nach wie vor in der Blindheit des Gewaltzusammenhanges. Ohne sich dieser Heillosigkeit der Situation zu stellen, wird den Nachgeborenen ein Zugang zu dieser vergangenen, aber noch immer nicht Geschichte gewordenen Epoche verwehrt bleiben. Die Verwirrung faßt sich zusammen in den Fragen, die die Betroffenen sich in jenem Jahr immer wieder gestellt haben, ohne darauf eine Antwort zu bekommen: warum?, wofür?, warum ich? Es geht also nicht nur um die Ermittlung der Zahlen der Opfer, sondern um die Frage nach einer Logik, einer inneren Ratio, dem sog. rationalen Kern, den eine um Erklärung bemühte Geschichtsschreibung herauszuarbeiten sich nicht abgewöhnen kann.

Die russische Dichterin Anna Achmatova berichtete, wie sie nach der Verhaftung ihres Sohnes Lev Gumilev vor dem „Großen Haus“ in Leningrad Schlange gestanden hat, mit Tausenden anderer Frauen von inhaftierten Ehemännern, Vätern, Freunden, und wie eine Frau, sie erkennend, aus der Schlange heraus- und auf sie zutrat, sie fragte: „Und Sie können das beschreiben?“ Und ich sagte: ‚Ja‘. Da glitt etwas wie ein Lächeln über das, was einmal ihr Gesicht gewesen war.“<sup>14</sup>

Die Geschichtswissenschaft muß auf ihre Weise eine Antwort finden. Es kann hier nicht die eindrucksvolle Forschungsarbeit, die zur Beantwortung dieser Frage geleistet worden ist, resümiert werden<sup>15</sup>. Auch

<sup>14</sup> Anna Achmatova, *Stichtovorenija i poetry*, hrsg. von A. I. Pavlovskij (Leningrad 1989) 456.

<sup>15</sup> R. C. Tucker (Hrsg.), *Stalinism, Essays in Historical Interpretation* (New York 1977); Nick Lampert, Gábor T. Rittersporn, *Stalinism: Its Nature and Aftermath. Essays in Honour of Moshe Lewin* (Armonk/N.Y. 1992); Manfred Hildermeier, *Stalinismus vor dem Zweiten Weltkrieg. Neue Wege der Forschung* (München 1998); Sheila Fitzpatrick (Hrsg.), *Stalinism. New Directions* (London, New York 2000); Sheila Fitzpatrick, *Everyday Stalinism. Ordinary Life in Extraordinary Times: Soviet Russia in the 1930s* (New York, Oxford 1999); Sheila Fitzpatrick, *Stalin's Peasants. Resistance and Survival in the*

wenn inzwischen viele Mosaiksteinchen zusammengekommen sind, um in vielem ein schlüssigeres Bild zeichnen zu können, so glaube ich doch, daß die schon die Zeitgenossen umtreibenden Fragen, die allesamt um den Irrationalismus, die Blindheit, ja das Gespenstische des Terrors jenes Jahres kreisen, aktuell geblieben sind. Jeder versucht auf seine Weise damit umzugehen. In meinem Falle gibt es zwar eine Hypothese, warum es dazu kam, aber das Ziel oder der Schwerpunkt meiner Arbeit liegt in etwas anderem. Es soll gezeigt werden, wie Terror und Zustimmung, Gewalt von oben und Gewalt von unten ineinandergriffen und sich gegenseitig bedingten, wie die „Räume des Jubels“ und die „Räume des Terrors“ – eine Formulierung von Michail Ryklin – sich haben so überlagern können<sup>16</sup>.

Es soll dies anhand eines Ortes gezeigt werden, der gleichsam zwischen dem Makrokosmos Sowjetunion einerseits und dem Mikrokosmos einer individuell erfahrenen Geschichte andererseits liegt, also der Stadt Moskau. Und es soll dies durch das Prisma eines Jahres geschehen, wobei klar ist, daß dieses Jahr als Focus, als Zeitspalt, als Bruchlinie verstanden wird. Vieles spricht dafür, daß 1937 in mancher Hinsicht jenes irreversible Datum, jener *point of no return* ist, an dem das alte Rußland endgültig erledigt worden ist, und an dem der „Stalinismus als Zivilisation“ endgültig als eigenständige Lebensform in die Welt gekommen ist<sup>17</sup>.

Wenn dies im folgenden ganz ohne Bezug oder Hinweis auf die andere totalitäre Macht par excellence – Hitler-Deutschland – ausgeführt wird, dann nicht, weil es keine Parallelen gäbe oder ein Vergleich nicht statthaft wäre. Im Gegenteil<sup>18</sup>. Aber ich möchte mich darauf konzentrieren, die Entwicklung aus den eigenen Voraussetzungen heraus zu verstehen und unter Bedingungen, die – wie immer – ganz andere und ganz spezifische waren. Der Vergleich schärft nicht immer den Blick, er führt den konzentrierten Blick manchmal auch haarscharf an der Sache vorbei.

Russian Village after Collectivization (New York, Oxford 1994); *Chris Ward*, Stalin's Russia (London 1999).

<sup>16</sup> *Michail Ryklin*, Räume des Jubels: Totalitarismus und Differenz (Frankfurt a.M. 2003); *Karen Petrone*, Life has become more Joyous, Comrades. Celebrations in the Time of Stalin (Bloomington/Ind. 2000); *Jeffrey Brooks*, Thank you, comrade Stalin! Soviet Public Culture from Revolution to Cold War (Princeton/N.J. 2000).

<sup>17</sup> Diese Charakterisierung leitet sich her aus *Stephen Kotkin*, Magnetic Mountain: Stalinism as a Civilization (Berkeley 1995).

<sup>18</sup> Von den zahlreichen Arbeiten in komparativistischer Absicht seien nur genannt: *Alan Bullock*, Hitler und Stalin: Parallele Leben (Gütersloh 1993); *Ian Kershaw* (Hrsg.), Stalinism and Nazism: Dictatorships in Comparison (Cambridge 1997); *Richard Overy*, The Dictators. Hitler's Germany and Stalin's Russia (London, New York 2004).

## Das Jahr 1937

Man könnte im Anschluß an den Dichter Alexander Blok sagen, daß im Jahre 1937 kalendarische und historische Zeit zur Deckung gekommen seien. Das historische Jahr 1937 – ein langes Jahr, das *grosso modo* mit dem ersten Moskauer Schauprozeß im August 1936 beginnt und bis zum letzten Schauprozeß im März 1938 geht – überlagert sich mit dem kalendarischen, in dem der 20. Jahrestag der Oktoberrevolution, ein gigantisch inszeniertes *remake* der Gründung durch die Epigonen, stattfindet<sup>19</sup>. Moskau 1937 lebt nicht den Rhythmus eines normalen Jahres. Die schlichte chronikalische Erfassung dessen, was im öffentlichen Raum Moskaus 1937 vor sich geht, ergibt eine dicht gedrängte Sequenz, gleichsam ein Staccato sich ablösender, sich überkreuzender und sich gegenseitig verstärkender, vielleicht auch sich paralyzierender Aktivitäten. Der Rhythmus des öffentlichen Lebens ist der einer mobilisierten, ja übermobilisierten Gesellschaft mit deutlichen Anzeichen von Panik und Hysterie. Die reguläre Zeit zerfällt in eine Abfolge von Kampagnen. Alle Aktivitäten verlaufen in einem rabiatischen Zickzack. Parallel zur öffentlichen Debatte des Entwurfs der neuen Verfassung, an der sich in den folgenden Monaten an die Hunderttausende von Moskauern beteiligen, findet vom 19. bis 24. August der erste Schauprozeß gegen das „trozkistisch-sinowjewistische terroristische Zentrum“ statt, dessen Urteil durch Erschießung gleich im Anschluß an die Urteilsverkündung vollstreckt wird<sup>20</sup>.

Während auf dem außerordentlichen 8. Sowjetkongreß die neue Verfassung angenommen wird, wird bereits der nächste Schauprozeß gegen das „sowjetfeindliche trozkistische Zentrum“, der vom 23. bis 30. Januar stattfindet, vorbereitet. Während Nikolaj Bucharin und Aleksej Rykov, zwei führende Vertreter der sog. „alten Garde“, aus dem Plenum des ZK, das vom 23. Februar bis zum 5. März 1937 tagte, heraus verhaftet werden, werden im Anschluß daran auf allen Ebenen der Partei, des kommunistischen Jugendverbandes und der Gewerkschaften Kampagnen zur Kritik und Selbstkritik und zur Neuwahl der Leitungsorgane in Gang gesetzt – allein in Moskau sind das Zehntausende. Und während im Frühsommer die Vorbereitungen zu den ersten „wirklich

<sup>19</sup> Die umfassendste und detaillierteste Erfassung dieses Zeitraums findet sich bei *Hedeler*, *Chronik* (wie Anm. 4).

<sup>20</sup> *Nicolas Werth*, *Les procès de Moscou. 1936–1938* (Bruxelles 1987); *Pierre Broué*, *Communistes contre Staline. Massacre d'une generation* (Paris 2003).

demokratischen Wahlen“ anlaufen – es sollen allgemeine, freie, geheime sein –, bei denen die in der alten Verfassung noch praktizierte Diskriminierung „sozial fremder Elemente“ aufgehoben wird und unabhängige Kandidaten aufgestellt werden können, kommt es zum NKVD-Befehl 00447 „Über die Operation zur Repressierung ehemaliger Kulaken, Krimineller und anderer antisowjetischer Elemente“ vom 30. Juli 1937 – mit dem Stempel „Vollständig geheim“ –, in dem für einzelne Regionen der UdSSR Quoten (limity) für zu Verhaftende und zu Erschießende festgelegt sind. Der Beginn der Aktion wird für den 5. August 1937 festgesetzt<sup>21</sup>. Der Befehl 00447 sah die Verhaftung von insgesamt 268 950 Personen vor, von denen 75 950 erschossen werden sollten. Auf Moskau und das Moskauer Gebiet entfielen 30 000 zu Verhaftende und 5 000 sofort zu Erschießende. Später wurden die Quoten noch einmal erhöht, in den folgenden Monaten kamen noch andere sog. „Massenoperationen“ hinzu, die gegen bestimmte nationale Gruppen – die polnische, die deutsche, die japanische und andere – gerichtet waren. Für die ohne Gerichtsverfahren, im Zeitraum 1937–1938 zur Exekution freigegebenen Menschen wird die Zahl von 681 692 genannt<sup>22</sup>. Der NKVD-Befehl 00447 ist auch innerhalb der ungeheuerlichen Dokumente des Jahres 1937 und innerhalb des Orkans der Gewalt ein ganz besonderes Dokument, ist es doch die unverstellte Anweisung zum Massenmord nach Planvorgaben.

Der Sinn dieser Ausführungen ist es nicht, eine Kurzfassung einer Geschichte des Terrors zu geben, sondern die Dichte der Sequenz der Ereignisse, das Überfallartige, Kampagnenmäßige, Schockhafte sich vor Augen zu führen. Es ist ein Jahr in ununterbrochener Bewegung, erhöhter Anspannung, die auf vielerlei Weise hergestellt und aufrecht erhalten wird. Dieser Alltag erinnert an einen Belagerungs- und Kriegs- oder Ausnahmezustand. Nervosität, Ängste, Hysterie gehen Hand in Hand.

<sup>21</sup> GULAG (Glavnoe upravlenie lagerej) 1918–1960. Sost. A. I. Kokurin, N. V. Petrov (Moskva 2002) 96.

<sup>22</sup> J. Arch Getty, Oleg V. Naumov (Hrsg.), *The Road to Terror* 470; Reabilitacija: Političeskie processy 30–50-ch godov, pod. red. A. N. Jakovleva (Moskva 1991); Reabilitacija: Kak éto bylo. Dokumenty prezidiuma CK KPSS i drugie materialy. Mart 1953–fevral' 1956, sost. A. Artizov, Ju. Sigačev, I. Sevčuk, V. Chlopov (Moskva 2000); Rolf Binner, Marc Junge, „S étoj publikoj ceremonit'sja ne sleduet.“ Die Zielgruppe des Befehls Nr. 00447 und der Große Terror aus der Sicht des Befehls Nr. 00447, in: Cahiers du Monde russe 43 (2002) 1, 181–228; Rolf Binner, Marc Junge, Wie der Terror „groß“ wurde: Massenmord und Lagerhaft nach Befehl 00447, in: Cahiers du Monde russe 42 (2001) 2–4, 557–614; Baberowski, *Der Rote Terror* (wie Anm. 11).

Es ist längst klar: Man wird eine Geschichte dieser Epoche nicht schreiben können, indem man die Stelle Stalins als Leerstelle behandelt, und genauso wenig, wenn man die Wucht der sozialen Aufstiegsmobilisation ignoriert; man wird die originären Einsichten von der Bedeutung des Terrors nicht ungestraft über Bord werfen noch auch die Einsicht, daß es ein System von Dauer ohne einen gewissen Rückhalt von unten nicht geben kann. Ja umgekehrt: Die Wucht und Stoßkraft der Gewalt wird erst voll verständlich, wenn sie nicht allein als kriminelle Machination von oben betrachtet, sondern aus den Tiefen der sozialen Verwerfungen entwickelt wird<sup>23</sup>. Der Terror war, wenn schon nicht als Masterplan, so doch überlegt und kalkuliert in Gang gesetzt, aber das Problem liegt eher darin, wie sich Terror von oben und Aktivierung von unten ineinander verschränkten und zu einem heillosen und letztlich außer Kontrolle geratenden Ganzen verbanden. Im Grunde geht es darum, wie man die Stärken der Totalitarismus-Schule zusammenbringt mit den Leistungen der modernen Sozialgeschichte. Vieles deutet darauf hin, daß der in Gang gesetzte Prozeß der Mobilisierung, der Kritik von unten – „Stärkung der innerparteilichen Demokratie“ –, des Angriffs auf die Träger der Macht auf den mittleren und auch oberen Ebenen außer Kontrolle geraten ist. Die „gelenkte Demokratie“ des Jahres 1937 griff nicht nur auf die Parteifürsten draußen im Lande, sondern auch auf die Loyalsten der Loyalen, auf die „Stalinisten“ selber über. Die Radikalisierung des nach Innen gewendeten selbstzerstörerischen Terrors, die man mit Hans Mommsen auch eine „kumulative Radikalisierung“ *sui generis*, eine Überdrehung nennen könnte, kommt irgendwann im Jahre 1938 zum Stillstand, ebenso abgestellt wie sie zuvor in Gang gesetzt worden war<sup>24</sup>. Ihr Resultat ist eine in der neueren Geschichte wahrscheinlich präze-

<sup>23</sup> Nach dem Vollzug des Paradigmenwechsels von der Totalitarismus-Schule zur Sozialgeschichte sind vermutlich synthetische Anstrengungen gefragt. Repräsentativ für die biographischen Ansätze: *Simon Sebag Montefiore*, *Stalin, the Court of the Red Tsar* (London 2003); *Dimitri Wolkogonow*, *Stalin. Triumph und Tragödie* (Düsseldorf 1989); *Robert H. McNeal*, *Stalin. Man and Ruler* (New York 1988); *Robert Service*, *Stalin. A Biography* (Cambridge/Mass. 2005). Führend in der Erneuerung des Zugangs *Fitzpatrick*, *Stalinism* (wie Anm. 15); *J. Arch Getty*, *Origins of the Great Purges. The Soviet Communist Party Reconsidered, 1933–1938* (Cambridge 1985); *Fitzpatrick*, *Everyday Stalinism* (wie Anm. 15); *Kotkin*, *Magnetic Mountain* (wie Anm. 17); *Gábor Tamás Rittersporn*, *Stalinist Simplifications and Soviet Complications. Social Tensions and Political conflicts in the USSR 1933–1953* (Chur 1991).

<sup>24</sup> *J. Arch Getty*, „Excesses are not permitted“: *Mass Terror and Stalinist Governance in the Late 1930s*, in: *The Russian Review* 61 (2002) 113–138; die Sequenz ist gut erfaßt in der Form der Chronik bei *Hedeler*, *Chronik* (wie Anm. 4).

denzlose Selbstzerstörung des führenden Machtkerns und der humanen Ressourcen eines großen, im Aufbruch befindlichen Landes<sup>25</sup>.

Die Entfesselung der Gewalt im Jahre 1937 erscheint nicht zuletzt deshalb so rätselhaft, weil wenig zuvor das Land ja pazifiziert und die Partei ihren Sieg gewonnen zu haben schien. In der Parteiführung selbst sprach man ab 1932 – also nach der Zerschlagung des Dorfes – von einer „vollständig neuen Situation“. Aber es gab auch andere Indizien: Solche der Gärung, der Unruhe, der Suche nach Alternativen sowie Widerstand in einer schwer erschütterten und traumatisierten Gesellschaft, die aus den Bahnen der traditionellen Lebensformen mit Gewalt herausgerissen worden war. Die Ermordung des Leningrader Parteichefs Kirov im Dezember 1934, wie immer man sie deuten mag, ist ein Symptom für eine äußerlich befriedete, aber innerlich zerrissene Gesellschaft und eine insgesamt unübersichtliche und chaotische Lage, in der nicht nur die Stellung der Partei gefährdet war, sondern die Existenz der Partei selbst. Sie – und damit die Herrschaft – überlebte nur, wenn sie jeden Anflug von Schwäche, von Spaltung, von Dissidenz im Machtkern selbst tilgte. Die Säuberung der Illoyalen, der unsicheren Kantonisten, der Leute mit oppositionellen Vergangenenheiten, mit zweifelhafter Klassenherkunft, der gegenüber der Realität nicht gänzlich blind Gewordenen war zum Überlebensgebot geworden. Die Selbstbehauptung brauchte den inneren und den äußeren Feind. Die Verschärfung des Klassenkampfes, Stalins zentrale These, verdankte sich nicht einer Klassenanalyse, sondern einem Konzept der Machterhaltung um jeden Preis. Der Kampf gegen den Feind war die innere Achse ihres Selbstverständnisses, die Infragestellung der Rituale einer bedingungslosen Identifizierung und Selbstdisziplinierung wurde zur tödlichen Gefahr. Feindbilder geben Halt. Sündenböcke fangen wenigstens für einen Moment den Haß auf, der sich gegen einen selber richten könnte. Je größer die suggerierte oder wirkliche Gefahr, desto größer der Zwang zur Geschlossenheit der eigenen Reihen. Da es keine Klassen mehr gab, sondern nur noch feindliche Elemente, war alle Auseinandersetzung mit dem Feind immer schon eine mit kriminellen Elementen, die mit Mitteln der Polizei und des Geheimdienstes zu bewerkstelligen war. In einer von epochalen Umwälzungen erschütterten Gesellschaft, die von aus der Lebensbahn geschleuderten Massen erfüllt ist, in der die institutionellen Sicherungen beseitigt sind, mangelte es nicht an Friktionen, Widersprüchen, Feindseligkeiten, Rivalitäten,

<sup>25</sup> Barry McLoughlin, Die Massenoperationen des NKWD. Dynamik des Terrors 1937/38, in: Stalinscher Terror 1934–41, hrsg. von Wladislaw Hedeler (Berlin 2002) 33–50.

Haß, kurzum: Alles erinnerte an eine Situation, in der eher die darwinistischen Regeln eines anonym gewordenen Raumes und des *survival of the fittest* galten als die eines irgendwie institutionell moderierten Konfliktaustrages. Wenn man so will: Feinde gab es zuhauf, Konflikte in Hülle und Fülle. Eine Partei, so verschwindend minoritär wie die Allunions-Kommunistische Partei Rußlands (Bolschewiki), eine Zwei-Millionen-Mitglieder Partei in einem rund 170 Millionen Einwohner umfassenden Land, war verloren, wenn sie sich die Lösung all dieser Konflikte allein zugemutet hätte. Sie war gerettet – für den Augenblick wenigstens –, wenn sie es vermochte, die vorhandenen Konflikte nicht nur für sich zu nutzen, sondern sie in Gang zu halten und zu schüren.

Die Suche nach Feinden, das Aufspüren und Entlarven von Feinden sind zwar einer noch aus Untergrundzeiten stammenden und im Stalinischen Führungskern habituell gewordenen Paranoia geschuldet, vor allem aber brachten sie die überlebenswichtige Erkenntnis zum Ausdruck, daß nichts so sehr einen verzweifelten und gefährdeten Haufen zusammenzuschließen vermag, wie die Bedrohung durch einen überlebensgroßen Feind, noch dazu, wenn er mit dem Ausland in Verbindung steht und ein Agent ist. Die Moskauer Zeitungen, Plakate, Filmwelten des Jahres 1937 sind ein einziger Kriegsschauplatz, der von Spanien bis zur Mandschurei reicht, dessen Fronten mitten durch Moskau verlaufen<sup>26</sup>. In dieser Logik ist nicht wichtig, was einer subjektiv denkt, sondern was die objektive Funktion eines Denkens oder einer Aktion ist. Des Verbrechens macht sich schuldig nicht nur, wer selber ein Verbrechen begeht, sondern wer es unentdeckt läßt aus Mangel an „bolschewistischer Wachsamkeit“. Mangel an Wachsamkeit ist aber in jenem Jahr soviel wie Verrat an der Sache. Alles was geschieht – Bergwerksbrände, Zugentgleisungen, Dammbrüche, Schlangen vor den Geschäften –, ist unter diesem Blickwinkel die Folge von mangelnder revolutionärer Wachsamkeit, die vom Feind ausgenutzt wird. Der Unachtsame wird selber zum Saboteur. Aber es gibt auch das Gegenteil: Wer zu wachsam ist und zu viele denunziert, kann seinerseits wieder zu einem Schädling werden, da er die Massen gegen die Partei aufbringt! Die Welt wird zu einem einzigen Verschwörungszusammenhang, der nach allen Seiten hin fortgesponnen,

<sup>26</sup> Neue Dokumente über das sowjetische Engagement im Spanischen Bürgerkrieg: Spain betrayed: the Soviet Union in the Spanish Civil War, ed. by Ronald Radosh, Mary R. Habeck and Grigory Sevastianov (New Haven, London 2001); über die internationalen Kommunisten in Moskau als Zielgruppe: William J. Chase, Enemy within the Gates? The Comintern and the Stalinist Repression, 1934–1939 (New Haven, London 2001).

weiterverzweigt und weiterentwickelt werden kann<sup>27</sup>. Das Personal, das die ihm zugedachte Rolle spielen wird, findet sich. Man muß es nur aufbereiten, zurechtstellen. In Dutzenden von Schauprozessen werden diese Szenarien aufgerollt und massenpädagogisch und massenkulturell effektiv inszeniert. Die Feinddefinitionen und Szenarien wechseln, Szenarien können veralten, sie müssen auf der Höhe der Zeit sein. Jene, die die Linien ausziehen und die Skripte verfassen, wissen, worum es geht. Die ins Auge gefaßten Verschwörer lernen sich freilich häufig erst bei Gegenüberstellungen und in den Gefängniszellen kennen. Die Betroffenen müssen dann lernen, sich in die ihnen zugedachte Identität hineinzufinden, sich mit ihr zu identifizieren, und den Verhörprotokollen und Geständnissen, die vorab einem bestimmten Szenario folgen, ihre Unterschrift hinzuzufügen. Es ist dann eine Frage des Geschicks, des Durchhaltevermögens, der Geduld, der Grausamkeit des betreffenden Beamten, wie rasch er zum Ziel gelangt und konkrete Person und die ihr zugedachte Rolle zur Deckung bringt<sup>28</sup>. Vor allem in Zeiten der Massenaaktionen im Juli, August und September 1937, als die Planziffern für Verhaftungen, Deportationen und Exekutionen dramatisch in die Höhe geschossen waren und etwa im Moskauer Bezirk Kunczewo manchmal bis zu 50 Geständnisse pro Nacht zu erbringen waren, gab es großes Wehklagen der unter dem Planerfüllungsstreß leidenden NKVD-Beamten. Es kam zu Selbstmorden, weil die Betroffenen dem Druck nicht gewachsen waren. Am Ende gingen sogar die Feinde für die genannten Quoten aus: Es gab nicht mehr genügend Polen, wie die „Polenaktion“ gefordert hatte, irgendwann gab es nicht mehr genügend Deutsche und irgendwann nicht mehr genügend Japaner, die als Agenten hätten fungieren können. Die Manipulation der Nationalität oder des Typus gehört dann mit zur Verfertigung der Feindidentität<sup>29</sup>. In der Willkürlichkeit oder genauer Absurdität der einzugestehenden Verbrechen liegt die Spezifik der

<sup>27</sup> „Schädlingsarbeit“ am Beispiel der Eisenbahn ist analysiert von *E. A. Rees*, *Stalinism and Soviet Rail Transport, 1928–1941* (New York 1995); allgemeiner zum Verschwörungszusammenhang vgl. *Rittersporn*, *Stalinist Simplifications* (wie Anm. 23); Verschwörungspantasien, die zur Karikatur geraten, kann man besichtigen in dem Machwerk von *Albert Kahn*, *Michael Sayers*, *Die große Verschwörung* (Berlin 1994, Reprint).

<sup>28</sup> Auf einen Moskauer Vorort bezogen zeigt dies *Alexander Vatlin*, *Tatort Kunczewo. Opfer und Täter des Stalinschen Terrors 1937/38* (Berlin 2003). Über die erpreßte Anpassung der Aussagen der Opfer an die Anforderungsprofile des NKVD – *file identity* – handelt *Sheila Fitzpatrick*, *Tear Off the Masks! Identity and Imposture in the Twentieth-Century Russia* (Princeton 2005).

<sup>29</sup> Neben *Vatlin*, *Tatort Kunczewo* vgl. auch *Reinhard Müller*, *Menschenfalle Moskau. Exil und stalinistische Verfolgung* (Hamburg 2001).

chaotischen und blinden Gewalt: die Bäuerin, die eine Agentin Trotzki sein soll; der Eisenbahnarbeiter, der für den polnischen Geheimdienst arbeitet; der Radioansager, der am Tage der Urteilsverkündung im Moskauer Schauprozeß Chopins Trauermarsch ankündigt; der Student, der im Esperantoklub eingeschrieben ist; der Bauer, der zufällig am Bahnsteig steht, auf dem NKVD-Trupps ihre Razzien machen, um die Quote an Volksfeinden zu erfüllen. Die Entlarvung des Feindes ist zu einem der Hauptbeweise der Wachsamkeit, der Aufrichtigkeit und Loyalität, ja Vaterlandsliebe geworden. Die Entlarvung und die Kritik des Feindes – wegen seiner angeblichen Vergangenheit, seiner Haltung, seiner Nachlässigkeit usf. – ist der Name für einen doppelten Vorgang: Für die Kritik, ja Rache der Zukurzgekommenen, Unterdrückten, Vernachlässigten an „denen da oben“, aber auch der Name für eine Flut der Denunziation, die nun losgetreten worden ist und unter immer neuen Vorzeichen neu losgetreten werden kann<sup>30</sup>. Überall haben sich Parteifürsten, Seilschaften, Bonzen breitgemacht, und es ist ein leichtes, sie anzugreifen und bloßzustellen, sie zur Selbstkritik zu zwingen<sup>31</sup>. Die Stunde der Kritik ist die Stunde der Denunziation, der Verleumdung, der Begleichung von Rechnungen, der Abrechnung. Die Stunde der Abrechnung ist die Stunde des eigenen Vorankommens und des Aufstiegs<sup>32</sup>. Die Beseitigung des Führungspersonals macht den Weg frei für das eigene Vorankommen. Es geht um große und um kleine Dinge: Man kann einen Liebhaber aus dem Weg schaffen, man kann durch eine Denunziation zu einer Wohnung kommen – einer der in den Protokollen am meisten genannten Gründe für Denunziationen. Die Massendenunziationsbewegung, die die Stalingruppe in Gang gesetzt hat, droht indes nicht nur die zur Kritik freigegebenen Parteifürstentümer zu unterminieren, sondern die Autorität der Partei als ganze.

Wahrscheinlich gab es innerhalb der bolschewistischen Partei tatsächlich eine tiefsitzende Vorstellung, daß Klassenzugehörigkeit gleichsam biologisch-genetisch konnotiert war, und daß endlich Ruhe und sozialer Friede einkehren, wenn die „Überreste der alten Klassen“ liquidiert sein

<sup>30</sup> Die m.E. nach wie vor umfassendste Gesamtdarstellung: *Robert Conquest*, *Der große Terror. Sowjetunion 1934–1938* (München 1993).

<sup>31</sup> Über die Massenkritik von unten vgl. *Getty*, *Origins* (wie Anm. 23); über Zielgruppen und Dynamik vgl. *Bimmer, Junge*, „S etoj publikoj (wie Anm. 22)“; *Bimmer, Junge*, *Wie der Terror* (wie Anm. 22).

<sup>32</sup> *Wendy Goldmann*, *Stalinist Terror and Democracy: The 1937 Union Campaign*, in: *The American Historical Review* 110 Nr. 9 (December 2005) 1427–1453.

würden<sup>33</sup>. Doch die exterministischen Aktionen des Jahres 1937, vor allem die Massenaktionen im Sommer und Herbst, sind weniger von einem dogmatischen Glauben geprägt als von der elementaren Angst der Usurpatoren vor einer Überwältigung des Regimes durch eine außer Kontrolle geratende Bewegung: Also jene Wähler, denen man versprochen hatte, sie könnten zum ersten Mal und welthistorisch einzigartig allgemeine, freie, geheime Wahlen abhalten<sup>34</sup>. Gerade an der Wahlkampagne des Jahres 1937 kann man sehen, wie groß der Schock der regierenden Partei über die aktive Partizipation von Millionen von Menschen am wie auch immer gesteuerten politischen Leben gewesen sein muß – niemand hatte damit gerechnet. Aus all diesen Gründen ist klar, weshalb „Entlarvung“ eine im Jahr 1937 so zentrale Vokabel war: Es reflektiert das Chaos der sozialen Umwälzung und den verzweifelten Versuch einer Partei, darin die Macht der Zuschreibung, der Definition, des Feindmachens zu bewahren. Wenn es innerhalb des verzweifelten und blinden Umsichschlagens doch eine gewisse Richtung der Extermination gegeben hat, dann ist es die eines präventiven, prophylaktischen Mordens, das sich an bestimmte Résistancefähige Gruppen hielt: deportierte Bauern, Nachkommen der Geistlichkeit und des Adels, „Ehemalige“, nicht-russische Nationalitäten an der Peripherie, Ausländer<sup>35</sup>.

Was hier wie eine Zusammenfassung erscheint, wie ein kurzer Nenner, ist nicht nur mein Schluß aus einer bedeutenden Forschung, sondern vor allem aus dem Studium des Protokolls jener Plenumsitzung des Zentralkomitees, das zehn Tage lang in Moskau getagt hatte, vom Dienstag, dem 23. Februar, bis zum Donnerstag, dem 5. März 1937, und das so etwas wie das nervöse gedankliche Zentrum des Jahres 1937 darstellt<sup>36</sup>.

<sup>33</sup> *Nicolas Werth*, *Les Déportations des „populations suspect“ dans les espaces russes et soviétiques 1914–1953. Violences de guerre, ingénierie sociale, excision ethno-historique*, in: *Communisme* 78/79 (2004) 11–43.

<sup>34</sup> *J. Arch Getty*, *State and Society under Stalin: Constitutions and Elections in the 1930s*, in: *Slavic Review* 50 Nr. 1 (spring 1991) 18–35.

<sup>35</sup> Für die Analyse bis zum Vorabend des Großen Terrors vgl. *Golfo Alexopoulos*, *Stalin's Outcasts. Aliens, Citizens, and the Soviet State, 1926–1936* (Ithaca, London 2003); *Nicolas Werth*, *De Quelques Catégories d'exclusion dans l'URSS des années 1920 et 1930: „Gens du passé“ et „éléments socialement nuisibles“*, in: *Stéphane Courtois* (Hrsg.), *Une si longue nuit. L'apogée des régimes totalitaires en Europe 1935–1953* (Paris 2003) 51–136.

<sup>36</sup> Die Protokolle des Februar-März-Plenums sind abgedruckt in: *Voprosy istorii* (VI) 1992, 2/3, 3–44; VI 1992, 4/5, 3–36; VI 1992, 6/7, 3–29; VI 1992/8–9, 3–29; VI 1992/10, 3–36; VI 1993, 2, 3–33; VI 1993, 5, 3–23; 1993, 6, 3–36; VI 1993, 7, 3–24; VI 1993, 8, 3–26; VI 1993, 9, 3–32; VI 1994, 6–7, 3–29; VI 1994, 1, 12–13; VI 1994, 1, 13–28; VI 1994, 2, 3–29; VI 1994, 6, 3–23; VI 1994, 8, 3–29; VI 1994, 10, 3–27; VI 1995, 2, 3–26;

Alles an dieser Versammlung ist bemerkenswert: Der Zeitpunkt des Beginns war verschoben worden wegen des Selbstmordes Sergo Ordžonikidzes, des Volkskommissars für Schwerindustrie und eines Schwergewichtes innerhalb des Führungskerns, am Vorabend; Nikolaj Bucharin und Aleksej Rykov werden auf der Abendsitzung des 27. Februar aus der Plenumsitzung heraus verhaftet. Diese Plenumsitzung ist eine Art *brainstorming*, wie es weitergehen soll. Hier wird ausprobiert, was man im innersten Kern sagen kann. Hier werden die Rituale der Gruppen- und Bandensolidarität und der Aus- und Verstoßung durchgespielt. Man probt, was man dem eigensten, dem harten Kern der engsten Mitstreiter zumuten kann. Es ist ein ungeheures Schauspiel, in vielem die endlich nachlesbare Regieanweisung für das, was kommen soll, der innere Kern der Macht, die sich ihrer Macht ganz und gar unsicher ist. Es würde einer eigenen Edition wert sein, dieses Dokument vollständig zu veröffentlichen: die Stichwortgeber des Niedermachens, die mörderischen Zwischenrufe, die Hysterie und Panik der Provinzbosse, die noch nicht ganz verstanden haben, was gespielt wird, die verlogene Kühnheit der Hinterbänkler, die sich durch besondere Niedertracht bei der Führung einschmeicheln wollen, die Verzweiflung und der Mut der schon zum Tode Verurteilten, Bucharin, der sich erschöpft aus dem Hungerstreik aufs Plenum schleppt, und Rykov, der andere Todgeweihte. Die Tagesordnung des Plenums ist ein wahrer Schlüssel für das Verständnis des Orkans, der in den nächsten Monaten über das Land hinwegfegen wird: Tagesordnungspunkt 1: Der Fall Bucharin und Rykov – oder der Test des Gruppenzusammenhalts. Tagesordnungspunkt 2: Die Entfaltung der innerparteilichen Demokratie – oder wie man die Basis zum Aufstand gegen die Führung bringt, ohne daß er der Führung in Moskau entgleitet. Tagesordnungspunkt 3: Die Vorbereitung auf die allgemeinen Wahlen – von denen man noch nicht ahnt, daß sie ein gefährlicher Bumerang werden könnten. Es geht zum teil sehr persönlich zu: Man erfährt etwas über Stalins und Mechlis' Verhältnis zum Jazz, wer wen mit *vy* (Sie) oder mit *ty* (Du) anredet, über die Praxis vorab erstellter Verhörprotokolle, über Parteikomitees, die sich seit Jahren nach Gesetzen der Vetternschaft reproduzieren. Gerade der O-Ton dieser Versammlung kann einen beh-

ren über die verzweifelte Lage und Stimmung im Zentrum dieser angeblich allmächtigen totalitären Partei<sup>37</sup>.

## Reise auf einen Bauplatz

Zur Situation in Moskau: Auch Moskau sei, so der junge Aufsteiger Nikita S. Chruščev, Erster Sekretär der Moskauer Parteiorganisation auf dem Februar/März-Plenum, durchsetzt von Trotzlisten und Schädlingen. Trotzlistische Verschwörer gäbe es in zahlreichen Moskauer Betrieben: bei Mosenergie, Betrieb Nr. 22, bei den Flugzeugwerken, der Staatsbank, in den Büros des Volkskommissariats für Schwerindustrie. Die Welle der Parteisäuberungen habe, ausgelöst durch Schädlinge, die Partei stellenweise fast vernichtet. Im Betrieb Kalibr seien von 197 Mitgliedern und Kandidaten 113 ausgeschlossen worden – „das ist natürlich eine gewaltige, phantastische Zahl“ (èto konečno ogromnaja cifra, bezobraznaja cifra)<sup>38</sup>. In manchen Betrieben gäbe es nun mehr Ausgeschlossene als Parteimitglieder. Chruščev gesteht ein, daß man die Übersicht verloren habe, zumal in einer so großen Stadt wie Moskau, wo niemand wisse, wer woher komme, wo vollständige Anonymität herrsche, und wo die meisten Parteisekretäre sich fürchteten, auf Versammlungen zu gehen und Rede und Antwort zu stehen. Aber, so Chruščev, er werde mit seiner „gewaltigen Armee von 150000 Mitgliedern „endgültig die feindlichen Klassen, Banditen, Faschisten, Trotzlisten, Zinovjevisten und Rechten, ausrotten.“<sup>39</sup>

Man spürt in Chruščevs Bemerkung etwas von der Wucht der Veränderungen, die in und mit Moskau vor sich gehen, aber auch von der Verzweiflung der Machtpartei, diesem Tumult nicht gewachsen zu sein. Moskau ist der Mikrokosmos der dramatischen politischen, sozialen und kulturellen Veränderungen, die in den letzten zwei Jahrzehnten über Rußland gekommen sind. Es ist nicht nur Hauptstadt, sondern auch Hauptbauplatz, die größte Baustelle der Union. Es konzentriert sich hier nicht nur die politische Macht, sondern auch alle übrige, nach und nach: Der Transfer an Wissen, Kultur, Personal aus der alten Hauptstadt ist abgeschlossen. Die späte Übersiedlung der Russländischen Akademie der

<sup>37</sup> Die zwangsläufig selektive Zitierung in den Zusammenfassungen von *Getty, Naumov*, (wie Anm. 7) und *Hedeler*, Chronik (wie Anm. 4) lassen leider nur wenig von der aufgeweckten und verzweifelten Stimmung in diesem Gremium erkennen.

<sup>38</sup> *Voprosy istorii* (1995) 8, 21.

<sup>39</sup> *Voprosy istorii* (1995) 8, 25.

Wissenschaften 1934, vor allem aber die Verabschiedung des Generalplans zur Rekonstruktion Moskaus 1935, die die Stadt zu einer international konkurrenzfähigen Hauptstadt machen soll, vollenden in gewisser Weise auch äußerlich die *translatio imperii*. Zum 20. Jahrestag 1937 werden auf den Kremлтürmen, von denen einst die Zarenadler heruntergestürzt und Hammer und Sichel aufgepflanzt worden waren, rubinrote Sterne angebracht. Es ist nur folgerichtig, daß die wichtigsten Baumeister des Neuen Moskau – Boris Iofan, Ivan Žoltovskij, Ivan Ščuko und Vladimir Gelfrejch – aus der Petersburger akademischen Tradition kommen, aus einer Tradition freilich, die inzwischen dazugelernt hat: von den Baumeistern der Avantgarde, aber auch und immer wieder von Amerika<sup>40</sup>.

Alles, was die Macht aufbieten kann, wird in die Verwandlung der Stadt investiert. Doch auch hier haben wir wieder einen doppelten Prozeß: einen von oben betriebenen, planmäßigen Umbau, ein *grand design*, einen *Masterplan*, aber auch einen spontanen Prozeß der Urbanisierung, der sich speist aus den Erschütterungen der sozialen Revolution, vor allem der mit Gewalt vollzogenen Kollektivierung des Dorfes, der damit verbundenen Entwurzelung von Abermillionen Bauern, denen kein anderer Weg bleibt als die Flucht in die Städte und auf die sog. „Großbaustellen des Sozialismus“. Moskau ist die größte. Und man könnte dem Stakkato der Ereignisse, von dem vorhin die Rede war – als ich über historische und kalendarische Zeit sprach – nun auch ein Stakkato, eine dichte Sequenz der Transformation des Moskauer Stadtraumes zur Seite stellen.

So wie in 1937 kein Tag vergeht ohne ein einschneidendes, überraschendes Ereignis, so vergeht kein Tag ohne einen gravierenden Eingriff in die Struktur, in die Gestalt des urbanen Raumes. Beides zusammengekommen macht dann jene unauflösliche Kompaktheit des Chronotops aus, von dem Michail Bachtin gesprochen hatte. Die Verwandlung der Stadt unter den Augen der Zeitgenossen hat eine Spur nicht nur auf der Ebene von Zeitungen, Zeitschriften und Filmen hinterlassen, sondern auch in Tagebüchern und Reiseberichten<sup>41</sup>. Die Verwandlung der Stadt,

<sup>40</sup> Allgemein dazu: Alan Ball, *Imagining America: Influence and Images in Twentieth-Century Russia* (New York 2003); von sowjetischer Seite aufschlußreich die in der Zeitschrift „Ogenek“ abgedruckte Photoreportage der Schriftsteller Il'ja Il'f, *Evgenij Petrov*, *Amerikanskije fotografii*, in: *Ogonek* (1936) Nr. 11–23.

<sup>41</sup> Z. B. *Moscow in the Making* by Sir E. D. Simon et al. (London 1937); über die Reisen westlicher Intellektueller vgl. *Paul Hollander*, *Political Pilgrims: Travels of Western Intellectuals to the Soviet Union, China and Cuba, 1928–1978* (New York 1981); *Sylvia R. Mar-*

wie sehr sie dann auch stilisiert und zu einem eigenen auch herrschaftspolitisch wichtigen Topos gemacht worden ist, ist eine anhand des Materials leicht rekonstruierbare Tatsache. Der Generalplan von 1935, dessen Abschluß auf das Jahr 1945 festgelegt war, ausgearbeitet seit 1930, war bereits in Aktion. Aber 1937 mit all seinen Jubiläen und Erinnerungsdaten stimulierte auch die Bauherren. 1937 ist daher nicht nur das Jahr der Erinnerung, des Gedenkens, der Rückschau, des *remake* der Ereignisse von 1917, sondern ein Jahr der Premieren, der Eröffnungen, der Planungen und Visionen. So wie wir vorhin von einem Wirbel der Ereignisse gesprochen haben, so können wir von einem Wirbel der Perzeption des urbanen Raumes sprechen. Es vergeht fast kein Tag, an dem nicht ein neuer Durchblick, eine neue Fassade, eine neue Perspektive eröffnet würden. In Alexander Medvedkins Film „Das Neue Moskau“ von 1939, in dem aus wirklichen und modellierten Bildern die neue Stadt zusammengesetzt wird, geht die Transformation so rasend schnell, daß ein Maler aufhört zu malen, weil sich sein Objekt rascher ändert, als er malen kann. An anderer Stelle scheitern Verabredungen, weil der Platz, auf dem sich das Paar verabredet hat, infolge Umbaus verschwunden ist. In einem anderen Film lautet eine Textpassage wie folgt: „Vor fünf Tagen haben Sie die Straßen Moskaus so gesehen, wie Sie sie seit einem Vierteljahrhundert gekannt haben, und plötzlich ändert sich alles. Vor Ihnen liegen freie Räume, Plätze und breite Prospekte und die Häuserfassaden, im Vergleich zu denen der Riese von gestern – das Haus des Sowjets – nur ein Hausflügel, wenn nicht eine Hütte ist ... Bauschutt, Ziegel- und Eisenabfall, Häuserwände und -ecken stürzten und verschwanden, wie Theaterdekorationen verschwinden. Auf den Straßen und Bürgersteigen stand mancher verwunderte nächtliche Passant. . . , er sah, wie die Mauer verschwand, die er seit seiner Kindheit kennt, wie die letzten Bruchstücke der weißen Mauer weggefahren wurden und die Perspektive der Straßen und Plätze sich unter einem ungewöhnlichen, neuen Blickwinkel öffnete. . . .“<sup>42</sup>

Der neue Moskau-Diskurs der 30er Jahre kreist um die Opposition von altem und neuem Moskau, von vorrevolutionär und nachrevolutionä-

*gules*, The Pilgrimage to Russia: The Soviet Union and the Treatment of Foreigners, 1924–1973 (Madison 1968); V. Herling, Quer durch: Von Dwinger bis Kisch. Berichte und Reportagen über die Sowjetunion aus der Epoche der Weimarer Republik (Königstein 1982). Rachel Mazuy, Croire plutôt que voir? Voyages en Russie Soviétique (1919–1939) (Paris 2002).

<sup>42</sup> Janina Urussowa, Das neue Moskau. Die Stadt der Sowjets im Film 1917–1941 (Köln, Weimar, Wien 2004) 248.

när, adlig-bourgeois und proletarisch-sozialistisch, Stadt der Textil- und Stadt der Metallindustrie, verwinkelt und eng versus gerade und großzügig, staubig und düster versus licht und luftig, anarchisch versus planmäßig. Für das alte Moskau steht der Kutscher, für das neue die Metro und der Trolleybus; das alte Moskau ist behäbig und langsam, das neue schnell. Was immer daran Übertreibung, Stilisierung, Propaganda ist, es bleibt, daß es eine Stadt der rapiden und radikalen Veränderung gewesen sein muß<sup>43</sup>.

Die gravierendste Veränderung ist quantitativ gesprochen die Bevölkerungsexplosion. Moskau war mit 4,1 Millionen Menschen (1939) nach New York, London, Berlin die viertgrößte Stadt der Welt – und man legte immer Wert auf diese Einordnung im Weltmaßstab –, aber das Entscheidende kommt in dieser Angabe noch gar nicht zum Ausdruck. Die Bevölkerung der Stadt hatte sich innerhalb eines Jahrzehnts mehr als verdoppelt, und dies war so einmalig wie der Urbanisierungsvorgang, der dahinter stand. Moskau hatte vor dem Ersten Weltkrieg etwa 1,6 Millionen Einwohner gehabt, in den Wirren von Revolution und Bürgerkrieg war die Einwohnerzahl durch Stadtflucht sogar auf etwa eine Million zurückgegangen. Aber was dann geschah, war ohne Präzedenz: Die faktische Verdoppelung der Bevölkerung in wenig mehr als einem Jahrzehnt. Allein zwischen 1926 und 1937 wächst Moskau jährlich um etwa 162 000 Menschen, die Gesamtbevölkerung von 2 auf 3,6 Millionen. Mosche Lewin hat das „Hyperurbanisierung“ genannt und die Gesellschaft, aus der diese Stadt hervorgegangen ist, eine „Flugsandgesellschaft“<sup>44</sup>. Er meinte damit den säkularen Entwurzelungsvorgang der Kollektivierung des russischen Dorfes, der die städtische Bevölkerung überall hatte anschwellen lassen und der die Landkarte der Sowjetunion radikal verändert hatte.

Es fällt schwer, diesen überstürzten Vorgang als Urbanisierung zu bezeichnen, und Mosche Lewin hat eher von einer Ruralisierung der Städte gesprochen. David Hofmann hat seiner Studie über Moskau den Titel „Peasant Metropolis“ (bäuerliche Metropole) gegeben<sup>45</sup>. Und tatsächlich sind die inneren und soziokulturellen Veränderungen innerhalb der

<sup>43</sup> Typisch für diese Wahrnehmung sind *I. Romanovskij*, *Novaja Moskva. Ploščadi i magistrali* (Moskva 1938); *Lev Nikulin*, *Vot Moskva! Dve-povesti* (Moskva 1937).

<sup>44</sup> Lewin entwickelt diesen fundamentalen Gedanken an verschiedenen Stellen, vor allem in *Moshe Lewin*, *The Making of the Soviet System: Essays in the Social History of Interwar Russia* (New York 1991).

<sup>45</sup> *David L. Hoffmann*, *Peasant Metropolis. Social Identities in Moscow, 1929–1941* (Ithaca, London 1994); *Istorija rabočich Moskva. 1917–1945 gg.* (Moskva 1983).

Stadt noch viel gravierender als die äußeren. Es bedeutete, daß der Anteil der eingeborenen und schon seit Generationen in der Stadt lebenden Bewohner, die „eigentlichen“ Moskauer durch Revolution und Bürgerkrieg, Flucht und Emigration, bereits deutlich geschrumpft war – eine desurbanisierte Stadt gleichsam. Es bedeutete, daß sich das Proletariat, das sich vor 1914 in zwei, drei Generationen herausgebildet hatte, infolge der Stilllegung der Industrie im Bürgerkrieg vorübergehend sogar wieder aufgelöst hatte, und daß wir es im Grunde mit der Neubildung des Industrieproletariats im Zuge der Industrialisierung der späten 20er und frühen 30er Jahre zu tun haben. Moskau brauchte Arbeitskräfte, und aus dem ganzen Land wurden zu den Großbauten des Kommunismus – Metro, Wolga-Moskwa-Kanal, Palast der Sowjets – Arbeiter aus der ganzen Union, vor allem jugendliche Arbeiter, angeworben und in die Stadt gebracht. Moskau ist eine große Stadt und einer jener Orte, an dem jeder untertauchen kann, der dort eine Arbeit sucht<sup>46</sup>. So gibt es viele hervorstechende Züge dieser Metropole: Sie ist eine bäuerliche Metropole, sie ist eine Metropole der Jugend, sie ist eine Stadt, in der die alten Stände und Klassen nur noch fragmentiert und atomisiert, als „Elemente“ fortexistierten, sie ist der Fluchtpunkt von Abertausenden, die das rückständige Land, aber auch die kleine Stadt, das Stetl, hinter sich lassen wollen. Besonders stark ist auch die Zuwanderung aus den Zentren des ehemaligen jüdischen Siedlungsgürtels<sup>47</sup>. Es ist nicht schwer, sich die kulturellen und sozialen Implikationen vorzustellen. Die Stadt spiegelt exakt die Paradoxien und die Kataklysmen der sowjetischen Modernisierung wider. Die Stadt ist auf die große Immigration nicht vorbereitet. Schon das vorrevolutionäre Moskau hatte nur eine schwache Infrastruktur, keinen entwickelten Wohnungsbau, kein Verkehrssystem, das annähernd ausge-reicht hätte<sup>48</sup>. Jetzt drohte sie unter dem Druck der Hunderttausende von Immigranten geradezu zusammenbrechen. Der Generalplan von 1935, was immer auch seine propagandistische Selbstdarstellung war, war ein für die Entwicklung der Stadt lebensnotwendiges, eigentlich längst über-fälliges Projekt – Moskau liegt hier ganz im Trend der Zeit, vielleicht

<sup>46</sup> *I. N. Gavrilo*, *Naselenie Moskvy: Istoriceskij rakurs* (Moskva 2001).

<sup>47</sup> *Gabriele Freitag*, *Nächstes Jahr in Moskau! Die Zuwanderung von Juden in die sowjetische Metropole 1917–1932* (Göttingen 2004).

<sup>48</sup> Dies zu belegen wird die großangelegte Geschichte Moskaus aus sowjetischer Zeit nicht müde, vgl. *Istorija Moskvy. V šesti tomach. Tom šestoj, Period postroenija socializma* (1917 g. – ijun' 1941 g.) (Moskva 1959).

phasenverschoben und in den ihm eigenen rücksichtslosen Formen der Durchsetzung<sup>49</sup>.

Die sowjetischen Behörden hatten immer wieder versucht, des elementaren Stroms der Migration, die sie doch selbst ausgelöst oder forciert hatten, Herr zu werden. Die Einführung von Pässen, eine rigorose Meldepflicht, Zwangsdeportationen von sog. Asozialen oder Ehemaligen Elementen und eine Rückkehr zur „Schollenbindung“ sollten das unkontrollierte Wachstum Moskaus in den Griff bekommen. Die drakonischen Maßnahmen zeigten vorübergehend sogar einen Effekt<sup>50</sup>.

Dennoch blieb die große Stadt für viele ein Überlebensort. In Moskau gab es Schulen, Technika, Fabriken. Moskau war nicht nur der Fluchtpunkt von Entwurzelten und Verzweifelten, sondern das endlich erreichte Sprungbrett für all jene, die vorankommen wollten, und zwar um fast jeden Preis. Man kann die große Verwirrung, die die Signatur des 1937er Jahres ist, nicht verstehen ohne diese große Bewegung, in der sich eine alte Stadt mit ihren Strukturen, Barrieren, Traditionen auflöst und in der durch eine wuchtige, nicht zu bändigende Immigration eine neue Stadt entsteht. Im Grunde ist es ein durch die sozialen Verwerfungen erzeugter Bevölkerungsaustausch, in dem sich einerseits alles Feste auflöst und feste Neubildungen nicht da sind. Wir haben es zu tun mit Immigranten, die aufgehört haben, Bauern zu sein, ohne bereits eine neue und feste Identität – als Industriearbeiter vor allem – ausgebildet zu haben. Es ist eine Stadt im Fluß, der die Traditionen und Lebensgewohnheiten unter den Füßen weggezogen worden sind. Was sonst vielleicht in bestimmten Schüben, über eine längere Zeit hin, über zwei oder drei Generationen verteilt, erfolgte, geschah hier binnen einer historischen Sekunde, als Schock. Was immer die bäuerlichen Immigranten mit in die Stadt genommen haben – und sie haben ihre eigenen Lebenswelten mit in die Stadt gebracht – sie konnten sie nur fragmentiert, parzelliert, atomisiert mitnehmen. Es handelte sich um Übergangside ntitäten, um, wie man heute zu sagen pflegt: Hybride, mit Biographien, denen alles zerbrochen war und die sich um so mehr auf die Versprechen der Zukunft

<sup>49</sup> Harald Bodenschatz, Christiane Post (Hrsg.), Städtebau im Schatten Stalins. Die internationale Suche nach der sozialistischen Stadt in der Sowjetunion 1919–1935 (Berlin 2003).

<sup>50</sup> Gijs Kessler, The Passport System and State Control over Population Flows in the Soviet Union, 1932–1940, in: Cahiers du Monde russe 42 Nr. 2–4 (2001) 477–504; Nathalie Moine, Passeportisation, statistique des migrations et controle de l'identité sociale, in: Cahiers du Monde russe 38 Nr. 4 (1997) 587–600.

einzulassen bereit waren<sup>51</sup>. Es ist ein großes Laboratorium, in dem in einer sehr knappen Zeitspanne die Lernprozesse zurückgelegt werden, für die anderwärts eine ganze Epoche zur Verfügung stand. Wir kennen die damit verbundenen Lernprozesse auch aus anderen Modernisierungsvorgängen: Man muß lernen, wie man sich in einem schnell gewordenen Straßenverkehr bewegt, es gibt Kurse, wie man sich beim Einsteigen oder Verlassen einer Straßenbahn oder Metrozuges zu benehmen hat; man lernt, wie man sich gesittet (*kul'turno*) benimmt; man muß überhaupt erst lernen, was eine Disziplin ist, die der Maschine und der Uhr entspringt und nicht dem Gang der Sonne oder der Jahreszeiten<sup>52</sup>. All die elementaren Schritte der Zivilisationsroutine müssen eingeübt werden in einem großen Sprung hinein in die Welt des Fließbandes und der Planökonomie. Und man tut es nicht ohne Begeisterung, weil es dafür etwas gibt, was man unter den alten Verhältnissen nie bekommen hätte: Abendkurse, Besuch im Tonfilmkinotheater, eine Fahrt auf dem Moskwa-Wolga-Kanal oder einen Vortrag im Polytechnischen Museum – die Symbole eines massenhaften Aufstiegs auf die Höhen des modernen Lebens<sup>53</sup>.

Ist es nach allem, was geschehen ist, übertrieben zu sagen, daß wir es mit einer Neugründung der Stadt auf den Trümmern des russischen Dorfes und der rabiatischen Zerstörung traditioneller Lebensformen auch anderswo – im Stetl etwa oder an der orientalischen „Peripherie“ – zu tun haben? Ist es übertrieben zu sagen, daß es sich um ein wahrhaftiges soziales Laboratorium unter extremen Druckverhältnissen gehandelt hat? Und ist nicht dieser Vorgang, die Auflösung der Sozialstruktur eines ganzen Landes, ja eines ganzen Reiches, eines „Reiches auf Wanderschaft“ (Peter Gattrell) die Basis für die Neuenstehung einer Menschenagglomeration, aus der dann im Laufe vieler Jahrzehnte auch wieder eine Stadt hervorgehen wird? Und bedarf es nicht dieser Zusammenballung von Entwurzelten auf engstem Raume, um zu verstehen, welche Energien hier zusammenkamen, die im Jahr 1937 nach Ausdruck und Verwirklichung suchten? Der Aufstieg von Abertausenden in die mittleren und

<sup>51</sup> Hellbeck, Tagebuch (wie Anm. 3). *Véronique Garros, Thomas Lahusen, Natalija Korenewskaja* (Hrsg.), *Das wahre Leben. Tagebücher aus der Stalinzeit* (Berlin 1998); *Aleksandr Afinogenov, Dnevnik 1937 goda*, in: *Sovremennaja dramaturgija* 1 (1993) 239–253; *Jochen Hellbeck, Revolution on my Mind: Writing a Diary Under Stalin* (Cambridge 2006).

<sup>52</sup> *Sheila Fitzpatrick* (Hrsg.), *The Cultural Front. Power and Culture in Revolutionary Russia* (Ithaca, London 1992).

<sup>53</sup> *G. V. Andreevskij, Povsednevnaja žizn' Moskvy v stalinskuju epochu 1930–1940e gody* (Moskva 2003); *Georgij Andreevskij, Moskva. 20–30-ye gody* (Moskva 1998).

zum Teil oberen Etagen der Macht, der Institutionen, die durch die Säuberungen geräumt und frei geworden waren, ist die eine Form. Die Umgestaltung der Stadt im großen Stil und auf Dauer ist die andere.

Moskau ist nicht nur die große Menschenzentrifuge, sondern auch der Bauplatz, der den Besuchern den Atem verschlägt. Wie kann man die Idee des Generalplans von 1935 kurz resümieren? In den gründlichen und heftigen Auseinandersetzungen vor seiner Ratifizierung hatte sich eine klare Entscheidung für eine kritische Weiterentwicklung Moskaus herauskristallisiert – also gegen die radikalen Varianten von Abriß und Neubau (unter ihnen Le Corbusier), aber auch gegen die bloße Bewahrung der vorhandenen Struktur<sup>54</sup>. Die radiale Struktur sollte erhalten bleiben und durch weitere Ringe ausgebaut werden. Große Magistralen in Nord-Süd und Ost-West-Richtung sollten die Stadt, deren Bevölkerung die Fünf-Millionen-Grenze nicht überschreiten sollte, verkehrsmäßig erschließen. Diese Achsen wurden entweder durch Verbreiterung vorhandener oder Durchbrüche neuer Straßen hergestellt. Die neuen Magistralen und neu angelegten Plätze waren das Hauptfeld der Bautätigkeit seit 1935. Nicht Einzelbauten, sondern organische Ensembles sollten errichtet werden. Die neuen Musterbauten antizipierten durch Stil, Traufhöhe, Volumen das Moskau der Zukunft. Die Architekten hatten sich von der Formensprache der Konstruktivisten verabschiedet: Palladio, Art Deco, die sog. Stalinsche Moderne, ein monumentaler, aber doch auch lakonischer Stil, waren prägend: die Militärakademie, das Hotel Moskva, die Lenin-Bibliothek, einige Wohnhäuser an der Gorki-straße<sup>55</sup>. Alle Bautypen, die für die Umgestaltung in eine moderne Metropole in Frage kamen, firmierten zentral im Generalplan: ob Kinos oder Hafenanlagen, Pumpstationen oder Brücken, Wohnkomplexe für die Elite – Komponisten, Schriftsteller usw. – oder Kulturpaläste, Kultur- und Erholungsparks. Es handelte sich um ein gewaltiges und eindrucksvolles Rekonstruktionsprogramm, innerhalb dessen drei besonderes Gewicht hatten: Erstens der Bau der Metro, deren erste Linie mit 12 Kilo-

<sup>54</sup> *Istorija Moskvy*, t. VI, period postroenija socializma (1917g.–ijun 1941 g.), kniga vtoraja, (Moskva 1959) 68–113; besonders eindringlich wird die Transformation dargestellt in: *Moskva rekonstruiroetsja. Albom diagramm, toposchem i fotografij po rekonstrukcii gor. Moskvy*, Moskva: Institut izobrazitel'noj statistiki sovet'skogo stroitel'stva i chozjajstva CUNChU Gosplana SSSR 1938.

<sup>55</sup> *Alexej Tarkhanov, Sergej Kavtaradze, Architecture of the Stalin Era* (New York 1992); *Vladimir Papernyj, Kul'tura Dva* (Moskva 1996) engl. Ausgabe: *ders.*, *Architecture in the Age of Stalin. Culture Two* (Cambridge 2002); *Hugh D. Hudson, Blueprints and Blood. The Stalinization of Soviet Architecture, 1917–1937* (Princeton 1994); *Peter Noever* (Hrsg.), *Tyrannie des Schönen. Architektur der Stalin-Zeit* (München, New York 1994).

metern bereits 1935 eröffnet worden war<sup>56</sup>. Zweitens der Wolga-Moskva-Kanal, der Moskau nicht nur zur Hafenstadt der fünf Meere machte, sondern Probleme der Wasserversorgung der Hauptstadt, der Regulierung der Hochwasser usf. löste<sup>57</sup>. Der Kanal, der in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt verläuft, wurde im übrigen von den Häftlingen des Dmitlag errichtet – bei Baubeginn 1935 waren es 196 000 Zwangsarbeiter, und bei der Auflösung des Lagers soll es zu einem großen Massaker gekommen sein<sup>58</sup>. Das dritte Großprojekt war jener aus einem prominent besetzten Wettbewerb hervorgegangene Palast der Sowjets, in dessen Sockel Raum für 15 000 Menschen vorgesehen war. Der Palast, der an der Stelle der mit 7 Tonnen Ammonal und 1500 elektrischen Zündern gesprengten Christ-Erlöser-Kathedrale errichtet werden sollte, bezeichnete das neue Zentrum der Stadt und war überhaupt das Symbol für die semantische Umkodierung Moskaus<sup>59</sup>. Der Abriß und die Sprengung von Dutzenden, ja Hunderten von Kirchen, Klöstern, aber auch bedeutenden Profanbauten waren nicht erst eine Erfindung des Jahres 1937 – die Masse war schon der Kulturrevolution nach 1929 zum Opfer gefallen – aber 1937 gibt es noch einmal eine Welle<sup>60</sup>. Nicht viel hätte gefehlt, und auch die Basilius-Kathedrale wäre zugunsten der Verbreiterung des Zugangs zum Roten Platz abgerissen worden. Auch hier gibt es wieder Opfer: Peter Baranovskij, der Oberste Denkmalschützer Moskaus, war wegen seines Protestes, verhaftet und verbannt worden, die Anklage lautete: Attentatsversuch auf Stalin. Vladimir Nevskij, der die Kremklöster vor dem Abriß schützen wollte, wurde 1937 erschossen. Es gibt kein Feld, in dem die Gewalt nicht gewütet hätte<sup>61</sup>.

<sup>56</sup> Dietmar Neutatz, *Die Moskauer Metro. Von den ersten Plänen bis zur Großbaustelle des Stalinismus (1897–1935)* (Köln, Weimar, Wien 2001).

<sup>57</sup> Architektura kanala Moskva-Volga (Moskva 1939).

<sup>58</sup> Oleg Chlevnjuk, zit. in: Colton, Moscow (wie Anm. 13) 835; vgl. auch N. Fedorov, Strana „Dmitlag“, in: Butovskij Poligon (Moskva 2004) 219–260.

<sup>59</sup> A. F. Ivanov, *Tajny Chrama Christa* (Moskva 1995); L. D. Polinovskaja (Hrsg.), *Chram Christa spasitelja* (Moskva 1996); Naum Gabo und der Wettbewerb zum Palast der Sowjets Moskau 1931–1933, hrsg. v. der *Berlinischen Galerie* (Berlin 1993); nach wie vor unentbehrlich für das Verständnis der Gesamtentwicklung: Selim O. Chan-Magomedow, *Pioniere der sowjetischen Architektur. Der Weg zur neuen sowjetischen Architektur in den zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre* (Dresden 1983).

<sup>60</sup> Ju. N. Solov'eva, *Moskva ušedšaja. Istoričeskij putevoditel' s ispol'zovaniem svedenij iz adresnoj knigi „Vsja Moskva“* (Moskva 1993); S. Romanjuk, *Moskva. Utraty* (Moskva 1992); *Razrušenie Chrama Christa Spasitelja* (London 1988); *Razrušennye i oskvernennye chramy. Moskva i srednjaja Rossija s poslesloviem „Predely vandalizma“* (Frankfurt a. M. 1980); Dmitrij Chmel'nizki, *Architektur Stalins. Ideologie und Stil 1929–1960* (Online-Publikation, Diss. TU Berlin 2003).

<sup>61</sup> vgl. Colton, Moscow (wie Anm. 13) 267.

Es muß so etwas wie einen Wandel in der Selbstwahrnehmung der Stadt gegeben haben. Hierzu zählt die permanente und sichtbare Anwesenheit von Zehntausenden von Bergarbeitern, die Tunnels für die Metrolinien gruben; die Verschiebung ganzer Häuserblöcke dort, wo man sie für erhaltenswert hielt; der Einsatz von Baggern und Abrißbirnen; die Taucher, die an den Brückenpfeilern arbeiteten, und immer wieder Sprengkommandos, die Dutzende, ja Hunderte von Gebäuden, die im Wege standen, vor allem aber Kirchen und Klosterbauten in die Luft jagten. Während das alte Moskau der verwinkelten Straßen, der zweistöckigen Häuserzeilen, der unzähligen Kirchen und Glockentürme über weite Strecken hin verschwand, wuchs ein anderes: ein breites, pompöses, monumentales, an vielen Punkten am Amerika des New Deal maßnehmendes Moskau empor, das sich zunächst wie eine Ansammlung von Solitären ausnahm, die in absehbarer Zeit sich zu einem neuen Relief mit einer neuen Maßstäblichkeit und einer neuen Räumlichkeit fügen würden. Der Inbegriff dieser neuen Stadt, ihr offen proklamiertes Zentrum war der Palast der Sowjets, mit dessen Bau begonnen worden war, und von dem im Jahre 1937 bereits die Fundamente zu sehen waren: Jenes Gebäude, das mit seinen 420 Metern Höhe das Empire State Building übertreffen und jener Punkt sein würde, um den die ganze Stadt in Zukunft kreisen würde. Aber fast ist es so, als würden dieser Turm und all die Magistralen und Boulevards nicht nur dazu dienen, das Neue Moskau konkret zu antizipieren, sondern der Stadt, wie sie war, Halt zu verleihen<sup>62</sup>. Moskau war, wie man sich leicht ausmalen kann, eine Doppelstadt, *dual city*, wie Timothy Colton sie genannt hat: die steinerne, grandiose, demonstrative, monumentale. Aber es war auch und vor allem für die dort Lebenden die Stadt der Holzhäuser, der Vorstädte, in die keine Straßenbahn führte, und von der die Arbeiter täglich zwei Stunden zur Arbeit und zwei Stunden nach Hause zu Fuß gehen mußten, der Quartiere, in denen Hunderttausende ohne Wasserleitungen und Kanalisation hausten, und in denen die Immigranten mit ihren Familien in Baracken, Kellerwohnungen, provisorischen Unterkünften wohnten. 35% des gesamten zwischen 1935 und 1937 gebauten Wohnraums waren Baracken. 60% der Arbeiter des Großbetriebes „Hammer und Sichel“ lebten in solchen Unterkünften. Ein britischer Sympathisant, E. D. Simon, schrieb in seinem Moskau-buch von 1937, daß die Moskauer Familien glücklich wären über Woh-

<sup>62</sup> Eine gute Vorstellung vom Tempo des Umbaus gibt der Jahrgang 1937 der Zeitschrift „Stroitel'stvo Moskvj“, 1937.

nungen, die man in Manchester längst abgerissen hätte<sup>63</sup>. Man kann von dem Druck und der sozialen und politischen Temperatur der Stadt im Jahr 1937 nichts verstehen, wenn man zur sichtbaren Stadt nicht die unsichtbare hinzudenkt: die Nachtasyle, die Fabrikhallen, in denen die Arbeiter nicht nur tagsüber arbeiteten, sondern auch übernachteten, die Bahnhöfe, die die Schleusen zwischen Stadt und weitem Land waren, die Parks, in denen man sich wenigstens außerhalb der Arbeit ergehen und treffen konnte – kurz alle jene Unorte, an denen sich „Flugsandgesellschaften“ (Moshe Lewin) für einen Augenblick wenigstens kondensieren und kristallisieren können. Es gehört zu den größten Problemen der Forschung, diese „Unorte“ (Marc Augé), an denen sich das soziale Leben Hunderttausender von Menschen und von vielen Generationen kristallisiert hat, überhaupt fassen zu können. Die junge Moskauerin Nina Lugovskaja etwa notierte in ihrem bemerkenswerten Tagebuch, das im Januar 1937 nach Hausdurchsuchung und Beschlagnahmung abbricht, was sie in der Tram an Gesprächen mitgehört hatte: „Ich ging auf und ab und horchte auf die Gespräche der Passanten. Mir gelang es, einige Worte aufzuschnappen, aus denen Überraschung und zum Teil auch boshafte Ironie herauszuhören waren.“<sup>64</sup> Oder am Bahnhof: „Was die Zugereisten aus der Provinz nicht alles erzählen! ... Stetig und unaufhaltsam strömen die Flüchtlinge in die großen Städte. Mehr als einmal wurden sie bereits zurückgetrieben, in langen Zügen in den sicheren Tod geschickt. Doch im Kampf ums Dasein bleibt das Leben Sieger, die Menschen sterben zwar in Zügen und auf Bahnhöfen, doch einige gelangen nach Moskau.“<sup>65</sup> Vieles von dem, was sich in der Grauzone und im Abseits der Unorte abspielt, findet sogar Eingang in die kontrollierte Hauptstadtresse des Jahres 1937: Meldungen über Raubmorde, Diebstahl, Unregelmäßigkeiten in der Lebensmittelversorgung, Schlangestehen und die immer wieder unvorstellbare Wohnungsnot der Immigranten. Erst die Barackenstadt, die Moskau damals war, und das Moskau der Nomenklatura, der stalinistischen *high society*, das wir aus den schönen Zeichnungen des Generalplans und den Veduten des Neuen Moskau kennen, erst beides zusammen ergibt den Stoff, aus dem Moskau 1937 gemacht ist.

<sup>63</sup> Colton, *Moscow* (wie Anm. 13) 342.

<sup>64</sup> Nina Lugovskaja, *Ich will leben. Ein russisches Tagebuch 1932–1937* (München, Wien 2005) 43 (Eintrag vom 12. November 1932).

<sup>65</sup> Lugovskaja, *Ich will leben* 107, 108 (Eintrag vom 31. August 1933).

## Räume des Jubels, Räume des Terrors

Zu den schockierendsten und zugleich wichtigsten Erfahrungen bei diesem Sichhineinarbeiten in eine uns, den Nachgeborenen, fremde Zeit, gehört die von der Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit, die vom Nebeneinander von Terror und Normalität, von Gewöhnlichem und Sensationellem, von Schlagzeile und Kleingedrucktem, von politischem Leitartikel und Anzeigenprosa, von retuschiertem Propagandaphoto und belangloser Reklame, wie sie einem bei der Lektüre von Zeitungen – etwa in einem politischen Zentralorgan wie der „Pravda“ oder in einem hauptstädtischen Massenblatt wie „Večernjaja Moskva“ (Moskauer Abendzeitung) – entgegentreten. Die Zeitungen bilden als Protokollanten der laufenden Ereignisse nicht nur die chronikalische Sequenz ab, jenes Stakato, von dem einem auch im Nachhinein noch Hören und Sehen vergehen kann. Sie bilden auch die Orte ab, an denen alles spielt. Zusammengekommen ergeben sie den Raum der geschichtlichen Handlung. Alles steht hier nebeneinander, geht ineinander über: die Räume des Jubels und die Räume des Terrors, die Bühnen des Triumphes und die Tische, an denen die zum Tode Verurteilten Platz nehmen, die neu gestalteten öffentlichen Plätze der Hauptstadt und die abgelegenen Orte der Tag für Tag durchgeführten Exekutionen. Man könnte als Beispiel einen x-beliebigen Tag oder eine x-beliebige Woche etwa aus der Zeitung „Večernjaja Moskva“ oder der „Pravda“ nehmen. Hier stehen neben der Verkündung der Todesurteile im Prozeß gegen Pjatakov die Ankündigung eines Klavierwettbewerbs; Berichte über die Ausweitung des Netzes von Friseursalons und chemischen Reinigungen neben den Meldungen über wachsende Kriegsgefahr; neben einer Berichterstattung über die Parade der Sportler auf dem Roten Platz die Instruktion, wie man Spione erkennt; der von Schädlingen ausgeführte Sabotageakt neben einem Bericht über den Internationalen Geologenkongreß; die Verkündung des Todesurteils neben der Ankündigung der freiesten Wahlen der Welt; das Kreuzworträtsel neben der Ordensverleihung für einen Stachanov-Arbeiter; die Anleitung zum Bau einer Datscha neben einem Aufruf zur Solidarität mit dem kämpfenden Spanien. Neben Hetzbildern mit Physiognomien, die unzweifelhaft die Züge der alten russischen – und jüdischen – Intelligenzija tragen, finden wir die Porträts der ordensgeschmückten Stachanov-Arbeiter in weißem Hemd und Krawatte. Die Reklame für den neuen Tonfilm „Velikij Graždanin“, der auch eine Anleitung zum Kampf gegen Saboteure und Schädlinge ist, steht neben der Reklame für eine solide Klassikerausgabe. Die Serie zum 100. Todestag Puschkins geht Hand in

Hand mit der Entlarvung der Volksfeinde. Der Etagenplan für das Zentrale Universal-Geschäft CUM, das sich an Macy's in New York orientiert, steht neben dem Bericht über den Bau des Wolga-Moskva-Kanals, der von den Zwangsarbeitern des Dmitlag errichtet wird. Die Reklame für die Urlaubsreise nach Kislovodsk oder Sotschi findet sich neben der Meldung über eine Eisenbahnkatastrophe, die von Agenten des japanischen Geheimdienstes provoziert worden sein soll.

All dies spielt sich auch auf engstem Raume ab. Das alte Moskau wird zur Kulisse für die Inszenierung der Macht. Der Oktobersaal des Gewerkschaftshauses, also ehemals das Gebäude der Adelsversammlung, wird das Ambiente für die großen Schauprozesse. Für die Hauptveranstaltungen, in denen der 20. Jahrestag der Revolution, der Gründung der Tscheka oder der Roten Armee gefeiert werden, ist das pompöse Ambiente des Bolschoi-Theaters gerade gut genug. An Orten des Glücks und der Entspannung – etwa im Gorki-Park oder in den Parks von Sokolniki und Izmajlovo – übertragen Lautsprecher die Gerichtsverhandlungen und Hetzreden<sup>66</sup>. Konfettiparaden für die aus Amerika heimgekehrten Piloten, die erstmalig im Nonstopflug auf der Polroute geflogen waren, wechseln ab mit Massenversammlungen, auf denen der Tod der Volksfeinde gefordert wird<sup>67</sup>. Das Politbüro, das die Tötung der militärischen Führung beschlossen hat, nimmt die Parade der 40000 Sportler auf dem Roten Platz ab. Die Eröffnung eines der größten und interessantesten Bibliotheksgebäude der Welt – der Lenin-Bibliothek von Scuko – geht einher mit der Säuberung der Bestände und der Einrichtung eines Spezialtresors für verbotene Literatur. Im Kinotheater „Udarnik“ laufen sowjetische Kinokomödien à la Hollywood, während sich die Wohnungen im benachbarten „Haus der Regierung“ infolge der Verhaftungen leeren<sup>68</sup>. Die Gefängnisse sind in Sichtweite neu errichteter Schulen, und

<sup>66</sup> Eine kulturgeschichtliche Untersuchung liegt vor von *Katharina Kucher*, *Freizeitkultur im Stalinismus. Der Moskauer Kultur- und Erholungspark 1928–1941* (im Erscheinen).

<sup>67</sup> Über den Fliegerkult der Zeit vgl. *John McCannon*, *Red Arctic. Polar Exploration and the Myth of the North in the Soviet Union, 1932–1939* (New York, Oxford 1998); *Scott W. Palmer*, *Dictatorship of the Air. Aviation Culture and the Fate of Modern Russia* (Cambridge 2006); *Leonid L. Kerber*, *Stalin's Aviation Gulag: A Memoir of Andrei Tupolev and the Purge Era* (Washington 1996); *Ju. A. Kaminskij*, *Kremlevskie perelety* (Moskva 1998); *Hans Günther*, *Stalinskie sokoly: analiz mifa tridcaty ch godov*, in: *Voprosy literatury* 11/12 (1991) 122–141.

<sup>68</sup> Über „Hollywood in Moskau“ vgl. *Stalinism and Soviet Cinema*, hrsg. v. *Richard Taylor* and *Derek Spring* (London, New York 1993); über das „Haus der Regierung“ neben dem Kino „Udarnik“ vgl. *Karl Schlögel*, *Der Mercedes-Stern auf dem „Haus an der Moskwa“*. Vom Kommunehaus zur bewachten Wohneinheit: Der Komplex, den Stalin für seine Partielite errichten ließ, hat heute Bewohner gefunden, von denen der einstige Bauherr

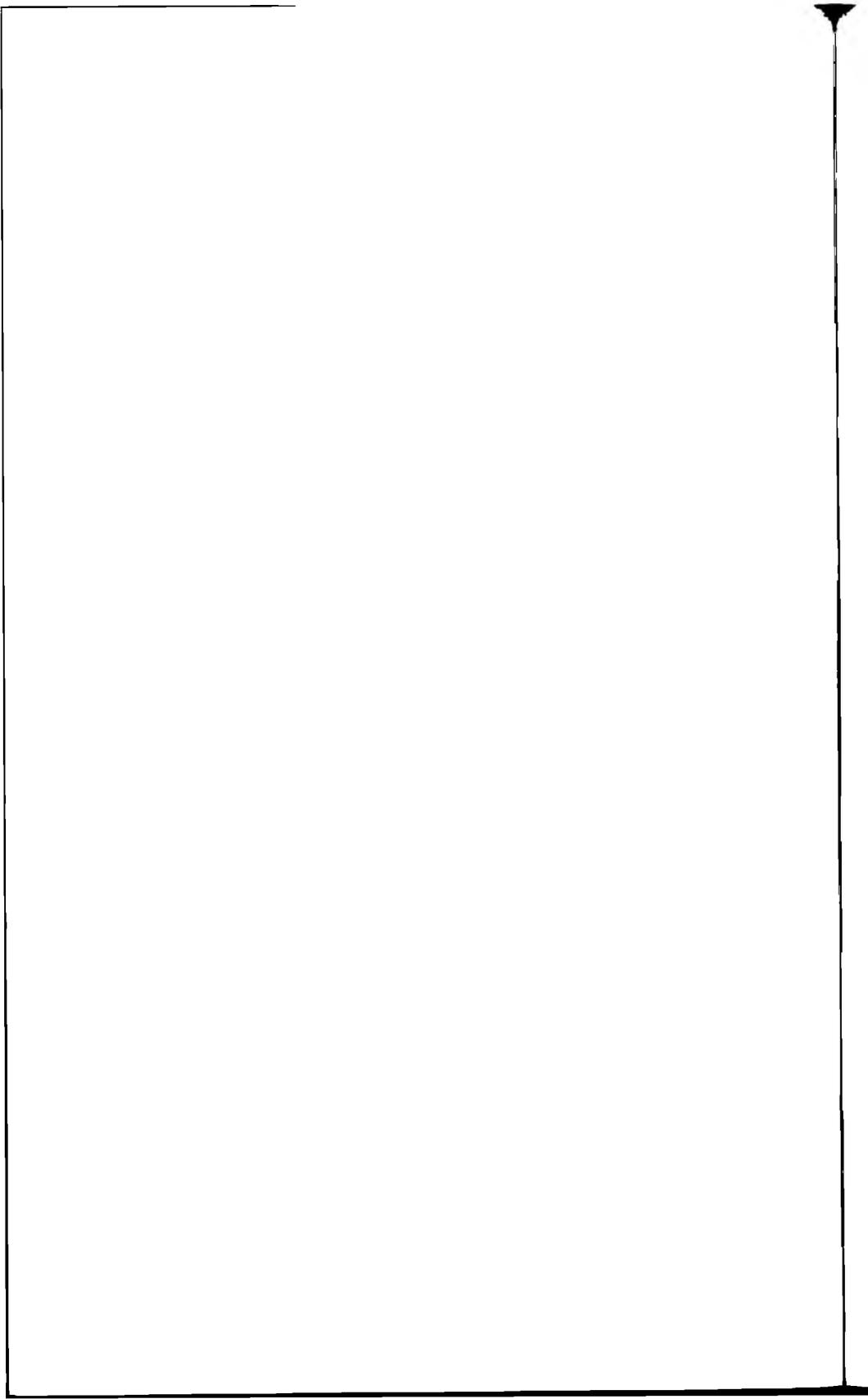
jeder weiß, was die schwarzen Lieferwagen transportieren. Die Bauarbeiten am Kanal gehen in Sichtweite der Datschensiedlungen vorstatten. In der Kanalzone gibt es eine Lagerzeitung, in der von der „Umschmiedung“ von Kriminellen in „Neue Menschen“, von Häftlingen in Bestarbeiter berichtet wird.

Es handelt sich nicht nur um eine physische Kopräsenz und Koexistenz, sondern um weit mehr, so wie ein Stadtraum weit mehr ist als nur die Anordnung von physischen Objekten, Bauten, Plätzen. Stadträume sind konstituiert durch die Bewegung von Menschen, durch Beziehungen und Nachbarschaften, durch Verkehr. In ihnen zirkulieren mit den Menschen Bücher, Gedanken, Ideen, Gerüchte. Städte sind Zentren menschlicher Vergesellschaftung. Das Moskau des Jahres 1937 läßt sich kartieren: als Topographie der Macht und als Topographie der Angst, als Topographie der Einschließung und der Verbannung, als Topographie des kleinen Glücks und als *mental map* der Verschwörungen. Man kann darin einzeichnen, was Alexander Solschenizyn den „Maschinenraum“ und was Elias Canetti die „Eingeweide der Macht“ genannt hat. Übereinandergelegt oder zusammengesehen ergibt sich, was man heutzutage *patchwork* nennt, ein Flickenteppich von ineinandergreifenden, sich überlappenden oder auch sich gar nicht berührenden Lebenswelten. Zusammengenommen ergeben sie das Objekt, das uns hier interessiert: Moskau 1937.

Dieses Neben- und Ineinander zu konstatieren, ist epistemisch folgenreich. Man kann in gewisser Weise nicht mehr zurück in die Separierung bestimmter Aspekte und deren isolierte Behandlung. Der Ort impliziert so etwas wie ein Komplexitätsgebot, oder weicher gesprochen: Er ist immer eine Einladung zum Mitdenken des Nebeneinander und Gegenüber. Wer sich auf Orte einläßt, läßt sich auf Schauplatz und einen Tatort ein, auf denen er immer allen am Drama Beteiligten begegnet: den Tätern und den Opfern, den Opfern und den Tätern. In unserem Falle ist dies außerordentlich folgenreich. Es bedeutet, daß man beides zusammen im Auge hat: den Jubel und das Verstummen, das Gesicht der Aufsteiger und die Geste der zum Untergang Verurteilten, Terrorismus und Parade, die makellosen Körper der neuen Menschen und die zerschlagenen Glieder der Gefolterten, den Untergang des alten Moskau und die Geburt einer Lebensform, die das Rußland des 20. Jahrhunderts – und nicht nur dieses – für lange Zeit prägen wird.

## Schlußsatz

Es wäre schön, wenn man am Ende eine versöhnende, synthetisierende, alles zu einem guten Ende bringende und vielleicht sogar wieder ins Narrativ des Fortschritts einmündende Bemerkung machen könnte. Aber es gibt keine, denn an dem, was in diesem Spalt, in diesem Bruch des Jahres 1937 verschwunden ist, läßt sich nichts mehr ändern. Wir können nur versuchen, über einen Abgrund hinweg, einen Augenblick zu vergegenwärtigen, der sich noch immer der Aufklärung zu entziehen scheint. Wir können den Toten, die verstummt sind, unsere Stimme leihen. Für viele ist das zu wenig, für mich ist es das Schwierigste, ja fast Unmögliche. Denn wir müssen – wenngleich nur im Nachhinein, also im geschützten Raum des *post festum* – die Aporien aushalten, an denen die Angehörigen jener Generation zerbrochen sind. All das hier Ausgeführte ist noch nicht die Geschichte, sondern eine Vorbedingung für Geschichtswahrnehmung, auf die dann vielleicht auch eine Darstellung folgen kann. Es bleibt die noch zu lösende Aufgabe, für diesen Wirbel, für diesen Ausnahmezustand, für dieses Nebeneinander der Räume des Jubels und der Räume des Terrors, eine angemessene Darstellungsform zu finden. Die Idee, daß man im Stile Walter Benjamins durch Moskau 1937 flanieren könnte, führt in die Irre. Das habe ich inzwischen gelernt. Die Figur des Flaneurs ist auf diesen monumentalen Plätzen nicht nur verdächtig, sondern ein lebensgefährlicher Anachronismus. Marschkolonnen, Paraden, Sportsleute und ihr Rhythmus sind hier eher angemessen. Vielleicht halten wir uns besser an Sergej Eisenstein und machen dort weiter, wo er sich sein Bild von Moskau 1937 zu machen versuchte: irgendwo im Auge des Orkans.



*Claire Gantet*

## Seele und persönliche Identität im

Heiligen Römischen Reich, ca. 1500 – ca. 1750.

### Ansätze zu einer kulturellen Wissenschaftsgeschichte

Um 1680 schrieb Leibniz in einem Brief an den Abt Fouché:

„Denn, wenn eine unsichtbare Macht darin Vergnügen fände, uns mit dem früheren Leben gut verbundene und untereinander schlüssige Träume erscheinen zu lassen, könnten wir sie von den Wirklichkeiten erst danach, im Wachzustand, unterscheiden. Denn was hindert, daß der Ablauf unseres Lebens nicht ein eitler, wohl geordneter Traum sei, der uns im nächsten Augenblick eines Besseren belehren könnte. ... Es ist wahr, je mehr wir einen Zusammenhang in dem, was uns geschieht, sehen, desto mehr sind wir in der Meinung bestätigt, die wir von der Wirklichkeit unserer Erscheinungen haben. Es ist ebenfalls wahr, je eingehender wir unsere Erscheinungen untersuchen, desto mehr erkennen wir sie als zusammengehörig, wie Mikroskope und andere Mittel eines Experimentes einen etwas erkennen lassen. Diese fortdauernde Übereinstimmung verleiht eine große Sicherheit, die jedoch nur moralisch ist, solange der Mensch den Ursprung der Welt, die wir sehen, nicht a priori entdeckt und aus dem Seinsgrund, warum die Dinge der Art und Weise sind, wie sie erscheinen, schöpft. Dann wird er bewiesen haben, daß das, was uns erscheint, eine Realität ist, und daß es unmöglich ist, daß wir davon niemals enttäuscht werden. Ich denke jedoch, daß dies sich wohl der beseelenden Vision nähern würde, und daß es in unserem Zustand äußerst schwierig ist, danach zu streben. Dennoch lernen wir daraus, daß die Erkenntnis, die wir allgemein von den Körpern und der Materie besitzen, verwirrt werden muß, da wir glauben, sicher zu sein, das es eine solche gibt, und wir schließlich finden, daß wir uns täuschen könnten.“<sup>1</sup>

<sup>1</sup> „Car si une puissance invisible prenoit plaisir de nous faire paroistre des songes bien liés avec la vie précédente et conformes entre eux, les pourrions-nous distinguer des réalitez qu'après avoir esté éveillés. Or, qui est ce qui empêche que le cours de nostre vie ne soit un vain songe bien ordonné dont nous pourrions estre détrompés en un moment ... : il est vray que d'autant plus que nous voyons de la liaison dans ce qui nous arrive, d'autant plus som-

In diesem Brief hob Leibniz die Schwierigkeit einer empirischen Definition der Realität hervor. Dem Wesen ließe sich nur im Zustand der „beseelenden Vision“ nähern. Die Erkenntnis der Realität, d. h. unseres Körpers und der Materie, sei deshalb verwirrend, weil deren Evidenzcharakter nur scheinbar sei. Wie Descartes vierzig Jahre früher, so betrachtete Leibniz die Realität durch ihre Kohärenz und die Kontinuität der Wahrnehmung im Gegensatz zu der Inkohärenz und der Diskontinuität der Bilder des Traumes. Leibniz aber rekurrierte nicht, wie Descartes, auf das Argument der Existenz Gottes, um die Realität zu beweisen, sondern betonte einfach die Hinfälligkeit des empirischen Beweises. Denn trotz seines Evidenzcharakters besäßen wir auch keine eindeutige Erkenntnis unseres Körpers.

In diesem Brief faßte Leibniz eine westeuropäische, christliche, epistemische Tradition zusammen, indem er den Traum und die Vision im Zusammenhang mit der Erkenntnis betrachtete. Er warf aber gleichzeitig ein neues Problem auf: das der Erkenntnis des eigenen Körpers. Bislang war der Mensch als eine substantielle Verbindung von Seele und Körper angesehen worden. Erst im Todesfall trennten sich vorläufig Seele und Körper, bevor sie sich im verklärten Zustand am Tage der Auferstehung wieder vereinigten. D. h.: Die persönliche Identität bestand aus der Einheit von Seele und Körper. Die Seele selbst wurde, der aristotelischen Tradition folgend, einerseits als ‚Form des Körpers‘, als Prinzip des Lebens und der Bewegung, andererseits als rationaler, vom Körper abtrennbarer und ewiger ‚Geist‘ angesehen. Als ‚Form des Körpers‘ bzw. ‚Form der Materie‘ war die Seele eine Substanz. Die Gedanken selbst waren als Produkt der Vermittlung der Wahrnehmung der fünf äußeren Sinne über die Imagination zu Gedächtnis und Verstand definiert. Mit anderen Worten: Der Mensch könne ohne Körper nicht denken. Da die Verbindung des Körpers und der Seele substantiell war, und da sie es war, die Gedanken und Erkenntnis erlaubte, bestand im Verständnis der damaligen Zeit das Problem der Erkenntnis des eigenen Körpers schlichtweg noch nicht.

mes nous confirmés dans l'opinion que nous avons de la réalité de nos apparences; et il est vray aussi que d'autant que nous examinons nos apparences de plus près, d'autant les trouvons-nous mieux suivies comme les mycrosopes et autres moyens de faire des expériences font voir. . . . Mais je croy que cela approcheroit fort de la vision béatifique, et qu'il est difficile d'y prétendre dans l'état où nous sommes. Cependant nous apprenons par là combien la connoissance que nous avons communément des corps et de la matière doit estre confuse, puisque nous croyons d'estre assurés qu'il y en a, et que nous trouvons, au bout du conte [sic], que nous pourrions nous tromper.“, *Gottfried Wilhelm Leibniz*, Brief an Fouché, ca. 1679–1684, in: *Lettres et opuscules inédits, précédés d'une introduction par Louis Alexandre Foucher de Careil* (Hildesheim, New York 1975) n.p.

Dieses Problem entstand erst, als in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Übereinstimmung der Seele und des Körpers eher harmonisch oder interaktiv statt substantiell konzipiert wurde. Leibniz kennzeichnete sie als eine „prästabilisierte Harmonie“<sup>2</sup>. Als im 17. und 18. Jahrhundert die Definition von Substanz vielfach hinterfragt wurde und sich zugleich auch eine korpuskulare Philosophie der Materie entwickelte, die nicht mehr die materielle Kontinuität als Bedingung der Identität postulierte, wurde die Interaktion von Körper und Seele zu einem Hauptproblem der Philosophie und der Naturwissenschaften. Von nun an ging es weniger um die metaphysische und theologische Bestimmung des Menschen, als um die angemessene Methode, die Qualitäten, Eigenschaften, Talente, Neigungen, später die Funktionen seiner Psyche zu untersuchen. Im Laufe dieser Entwicklung wurde die persönliche Identität zunehmend durch die Seele und deren geistiges Vermögen gekennzeichnet: Der Mensch sei vor allem eine Seele, ein Geist, sogar ein Gehirn. Der Mensch *sei* nicht mehr ein Körper, sondern *habe* einen Körper<sup>3</sup>.

Ich wurde mit dieser wesentlichen Entwicklung im Zuge meiner Forschungen über die Interpretationen des Traumes und des Traumprozesses in der Frühen Neuzeit konfrontiert<sup>4</sup>. Meine erste Idee war, mich auf Selbstzeugnisse zu beziehen und Ansätze der historischen Anthropologie zu entwickeln. Bald zeigte sich jedoch, daß die Untersuchung der zeitgenössischen Auffassungen des ‚Ich‘, der ‚Person‘ oder der ‚persönlichen Identität‘ eine starke Historisierung der anthropologischen Begriffe benötigten. Demnach sollten die Ansätze der historischen Anthro-

<sup>2</sup> *Gottfried Wilhelm Leibniz*, *Monadologie*. Französisch / Deutsch, hrsg. und ins Deutsche übersetzt von *Hartmut Hecht* (Universal-Bibliothek 7853, Stuttgart 1998) 54–57: „Diese Prinzipien haben es mir erlaubt, auf natürliche Weise die Vereinigung oder besser die Übereinstimmung von Seele und organischem Körper zu erklären. Die Seele folgt ihren eigenen Gesetzen und der Körper den seinen, und sie stimmen überein kraft der prästabilisierten Harmonie zwischen allen Substanzen, da sie alle Vorstellungen eines und desselben Universums sind.“

<sup>3</sup> Vgl. *Michael Hagner*, *Homo cerebrialis. Der Wandel vom Seelenorgan zum Gehirn* (Frankfurt a.M., Leipzig 2000). *Fernando Vidal*, *Le sujet cérébral: une esquisse historique et conceptuelle*, in: *Psychiatrie, Sciences humaines, Neurosciences* III/11 (2005) 37–48. *Ders.*, *Les Sciences de l'âme, XVI<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècle (Les dix-huitièmes siècles 95, Paris 2006)*.

<sup>4</sup> Dieser Aufsatz, welcher aus einem Vortrag am Historischen Kolleg hervorgeht, faßt einige Überlegungen und Ergebnisse meiner Habilitationsschrift, betitelt „Traum und Wissen im Heiligen Römischen Reich, ca. 1500 – ca. 1750“, zusammen. Eine erste Skizze wurde in einem früheren Aufsatz, „*Ame et identité dans le Saint Empire (début du XVI<sup>e</sup> – début du XVIII<sup>e</sup> siècle)*“, in: *Homme et Société* (2007 [im Druck]), dargestellt.

pologie durch eine wissenschafts- und wissenschaftliche Perspektive ergänzt werden.

Unter ‚Wissenschaftsgeschichte‘ verstehe ich nicht die Geschichte einer wissenschaftlichen Disziplin, sondern die historische Epistemologie, die sich vor allem in den angelsächsischen Ländern entwickelt hat, und die sich mit der historischen Entwicklung und den kulturellen und sozialen Bedingungen wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse befaßt. Sie untersucht die Entwicklung von Grundbegriffen des wissenschaftlichen Denkens wie ‚Natur‘, ‚Realität‘, oder ‚Beweis‘, sowie den Wandel der Auffassungen über Erkenntnisprozesse<sup>5</sup>. Somit zielt sie auf eine Historisierung von Begriffspaaren, die oft in der Philosophie verwendet werden, wie z. B. Vernunft vs. Imagination, Realität vs. Imaginär bzw. Fiktion usw. Da mein Augenmerk sich weniger auf die Begriffe selbst richtet, sondern primär auf die sozialen, kulturellen und intellektuellen Rahmenbedingungen ihrer Entstehung, Verwendung und Entwicklung, ist diese Studie auch ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte. Dies bedeutet, daß ich die Zirkulation der Vorstellungen von der Seele in der deutschen Gesellschaft und Kultur der Frühen Neuzeit untersuche. Denn obgleich insgesamt europäisch – infolge der Rezeption antiker Philosophie, besonders der Seelenlehre des Aristoteles, und infolge der Christianisierung im Mittelalter – trug die Problematik je nach kulturellem, sozialem und nationalem Kontext spezifische Akzente.

Dieser Aufsatz ist kein Beitrag zur Geschichte der Subjektivität. Die Subjektivität wurde zum ersten Mal von Immanuel Kant, später auch von Johann Gottfried Herder thematisiert. Die Verwendung der Subjektivität als Kategorie in der Wissenschaft wurde erst in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts, nämlich von Maine de Biran, formuliert, der sich auf das Vermögen des Menschen, sich bewußt zu werden, bezog, um je nach Gesichtspunkt eine Wissenschaft des Subjekts bzw. der Person (‚une science du sujet‘), nämlich die Psychologie, von einer Wissenschaft der Objekte (‚une science des objets‘), der Physik und der Physio-

<sup>5</sup> Vgl. Steven Shapin, Simon Shaffer, *Leviathan and the air-pump. Hobbes, Boyle, and the experimental life. Including a translation of Thomas Hobbes, Dialogus physicus de natura aeris, by Simon Shaffer* (Princeton 1985). Peter Dear, *Miracles, Experiments, and the ordinary Course of Nature*, in: *Isis* 81 (1990) 663–683. Steven Shapin, *A Social History of Truth. Civility and Science in Seventeenth-Century England* (Chicago 1994). Lorraine Daston, *The Moral Economy of Science*, in: *Osiris* 10 (1995) 2–24. Stuart Clark, *Thinking with Demons. The Idea of Witchcraft in Early Modern Europe* (Oxford 1997). Lorraine Daston, Katharine Park, *Wonders and the Order of Nature 1150–1750* (New York 1998).

logie, zu unterscheiden<sup>6</sup>. In den Naturwissenschaften tauchte der Subjektivitätsbegriff gar noch später, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, auf<sup>7</sup>. Demnach ist die Verwendung des Subjektivitätsbegriffs für die Frühe Neuzeit anachronistisch.

Ich habe soeben die Frage nach einer Wissenschaft von der Seele erwähnt. Es soll dennoch betont werden, daß die Psychologie als akademische Disziplin noch nicht bestand. Der Terminus ‚Psychologia‘ taucht zwar bereits im Jahre 1594 im Titel eines Traktates aus der Feder des Marburger Professors der Physik und der Logik Rudolph Goclenius auf. Dies bedeutete aber weder die Geburt einer neuen Wissenschaft noch deren Beförderung in einem protestantischen Milieu, das im allgemeinen die Modernität und den Individualismus bzw. die Innerlichkeit begünstigen sollte. Der Inhalt dieses Traktates entspricht der aristotelischen ‚Wissenschaft von der Seele‘. Goclenius hatte aus bloßen ästhetischen und kommerziellen Gründen den Ausdruck ‚scientia de anima‘ hellenisiert. Am Ende meiner Untersuchungsperiode, ab den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts, gab es nach wie vor weder Lehrstühle noch autonome Fakultäten für Psychologie an deutschen Universitäten. Psychologie wurde dennoch unterrichtet und besaß eine eigene Stellung in den Hierarchien der Wissenschaften. Mein Vortrag versteht sich aber nicht als Beitrag zur Geschichte der Psychologie, zumal selbst im 19. Jahrhundert die Definition der Psychologie alles andere als einheitlich war.

Im folgenden werde ich demnach weder eine ‚Geschichte der modernen Subjektivität‘ noch eine ‚Vorgeschichte der Psychologie‘ entwickeln, sondern eine kulturelle wissenschafts- und wissenshistorische Geschichte der persönlichen Identität skizzieren. Ich werde vor allem die Entwicklung des Seelenverständnisses im Zusammenhang mit der konfessionspolitischen Diskussion<sup>8</sup> und den Zuordnungen der Wissenschaften erläutern und dabei drei Perioden unterscheiden: zunächst die Zerstückelung und Zerstreuung der Auffassung über die Person im 16. Jahrhundert, die zunehmend undurchsichtige Grenze zwischen Körper und Seele und ihre vielfache Hinterfragung im 17. Jahrhundert, und anschließend die Diskussion über die Selbsterkenntnis im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts.

<sup>6</sup> Vgl. Bernard Baertschi, *Les Rapports de l'âme et du corps. Descartes, Diderot et Maine de Biran* (Bibliothèque d'histoire de la philosophie, Paris 1992) 44–45.

<sup>7</sup> Vgl. Lorraine Daston, Peter Galison, *The Image of Objectivity*, in: *Representations* 40 (1992) 81–128.

<sup>8</sup> Dabei stütze ich mich insbesondere auf Charles Webster, *From Paracelsus to Newton. Magic and the Making of Modern Science* (Cambridge u. a. 1982).

Wenngleich im 16. Jahrhundert die persönliche Identität als eine wesensmäßige Verbindung des Körpers und der Seele aufgefaßt wurde, waren die Vorstellungen über die Person uneinheitlich und in mehreren Disziplinen zerstreut. Unter dem Einfluß von spiritualistischen Bewegungen wurde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine neue Teildisziplin gegründet, die Pneumatologie oder Wissenschaft der Geister. Als der Konfessionsstreit zwischen Lutheranern, Katholiken und Calvinisten zum Religionskrieg wurde und die Gefahr der Fanatisierung auf Grund religiöser Äußerungen wuchs, beschäftigten sich viele Zeitgenossen mit dem Problem des göttlichen Eingreifens in den historischen Ablauf und den menschlichen Körper sowie mit dem Vorgang der Wahrnehmung. Damit wurde in zunehmendem Maße weniger das Wesen der Seele, sondern wurden deren Eigenschaften hinterfragt.

Bis Ende des 16. Jahrhunderts war das Seelenverständnis aristotelisch geprägt. Nach Aristoteles war die Seele als die ‚Form‘ eines natürlichen Leibes definiert, die das Leben potentiell besaß<sup>9</sup>. Die Seele war ein Prinzip des Lebens und konnte deshalb vom Leib nicht wirklich unterschieden werden. Die von der Seele verursachten Funktionen, d. h. die Vermögen, teilten sich in drei Bereiche: die vegetative Seele (d. h. Ernährung, Wachstum, Fortpflanzung), die sensitive und bewegende Seele (d. h. alles, was die inneren und äußeren Sinne betrifft) und die rationale Seele. Nur der Mensch besaß alle drei Seelen. Die Tiere hatten nur zwei: eine vegetative und eine sensitive Seele, die Pflanzen nur eine, die vegetative Seele. Deshalb bezeichnete bis Ende des 17. Jahrhunderts der Terminus ‚Psychologia‘, der ab den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts verwendet wurde, eine allgemeine Wissenschaft der Lebewesen. Die intellektuelle Seele – auch ‚Geist‘ – verursachte ihrerseits früh Probleme, da sie als unsterblich und vom Körper trennbar definiert wurde. Die aristotelischen Mediziner unterschieden drei Hauptvermögen der Seele im engen Sinne: die Wahrnehmung (*sensus communis*), den Verstand und das Gedächtnis. Im 13. Jahrhundert erklärte die Kirche, daß die Seele eine unteilbare Substanz und die rationale Seele die ‚Form‘ des Körpers sei.

Im Laufe der Zeit wurde das aristotelische Raster durch die Physiologie von Galen überlagert. Im 2. Jahrhundert hatte Galen die Gesundheit als ein Gleichgewicht zwischen vier Körpersäften charakterisiert, nämlich zwischen dem Blut, der gelben Galle, der schwarzen Galle und dem

<sup>9</sup> *Aristoteles*, Über die Seele, griechisch-deutsch, Mit Einleitung, Übersetzung (nach W. Theiler) und Kommentar herausgegeben von Horst Seidl (Philosophische Bibliothek 476, Hamburg 1995) 3 (402a)–7 (402b).

Schleim. Diese Körpersäfte bestanden aus einer Mischung der vier Elemente und ihrer Eigenschaften (Feuer-warm, Luft-kalt, Wasser-feucht, Erde-trocken). Deren Zusammenstellung und Dosierung im Körper bildeten die ‚Temperamente‘: Der Sanguiniker besaß viel Blut, der Choliker viel gelbe Galle, der Melancholiker viel schwarze Galle und der Phlegmatiker viel Schleim. Mit anderen Worten: Der Mensch war eine Zusammensetzung von Körper und Seele, die untereinander in ständiger Interaktion standen<sup>10</sup>.

Nach Galen geschah diese Kommunikation durch ein materielles, wenn auch sehr feines und flüchtiges Medium: den *spiritus* oder das *pneuma*. Das in der Leber erzeugte Blut wurde durch die Adern in den Rest des Körpers befördert, wo es in Form eines ‚Naturgeistes‘ (*spiritus naturalis*) zu Nahrung und Wachstum des Körpers diente. Nachdem es sich in den Lungen mit Luft angereichert hatte und das Herz passiert hatte, verwandelte es sich in zwei Arten von *pneuma*: Ein Teil wurde zum ‚Lebensgeist‘ (*spiritus vitalis*), der die lebenswichtigen und beweglichen Funktionen lenkte; der andere Teil wurde im Gehirn zu ‚Sinnggeistern‘ (*spiritus animalis*), die die Empfindungen und die intellektuellen Funktionen verwalteten. Die Tätigkeit dieses *spiritus* hing von der jeweiligen Natur des Blutes einer Person und dem entsprechenden Temperament ab<sup>11</sup>.

Auf einem Holzschnitt (Abb. 1), der in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts hergestellt wurde, ist eine gegen Ende des Mittelalters übliche Darstellung der Seelenvermögen zu sehen. Die drei Seelenvermögen (die Imagination, welche an die Stelle der aristotelischen Wahrnehmung tritt, der Verstand und das Gedächtnis) stehen in drei Gehirnventrikeln<sup>12</sup>, zwischen welchen die ‚Sinnggeister‘ (*vermis*) zirkulieren. Die Daten der äußeren Sinne (des Mundes-*gustus*, der Nase-*olfactus*, des Ohres-*auditus*) sind durch die Wahrnehmung (*sensus communis*) verbunden. Zunächst treten sie in den vorderen Ventrikel der Imagination (passive ima-

<sup>10</sup> Siehe Galen, *On the constitution of the art of medicine*. Introduction, translation and commentary by David Emil Dean Jones (Ann Arbor 1993). Zu der darauffolgenden Kosmologie, vgl. das immer noch erhellende Buch von Raymond Klibansky, Erwin Panofsky, Fritz Saxl, Saturn und Melancholie. Studien zu Geschichte der Naturphilosophie und Medizin, der Religion und der Kunst, Aus dem Engl. übersetzt von Christa Buschendorf (Frankfurt a.M. 1990, erste Fassung 1923, erste erweiterte Veröffentlichung 1964).

<sup>11</sup> Vgl. Owsei Temkin, *On Galen's Pneumatology*, in: *Gesnerus* 8 (1951) 180–189. Leonard G. Wilson, Erasistratus, Galen, and the *Pneuma*, in: *Bulletin of the History of Medicine* 33 (1951) 293–314.

<sup>12</sup> Zu dieser Tradition vgl. Walther Sudhoff, Die Lehre von den Hirnventrikeln in textlicher und graphischer Tradition des Altertums und Mittelalters, in: *Archiv für Geschichte der Medizin* 7/3 (1913) 149–205.

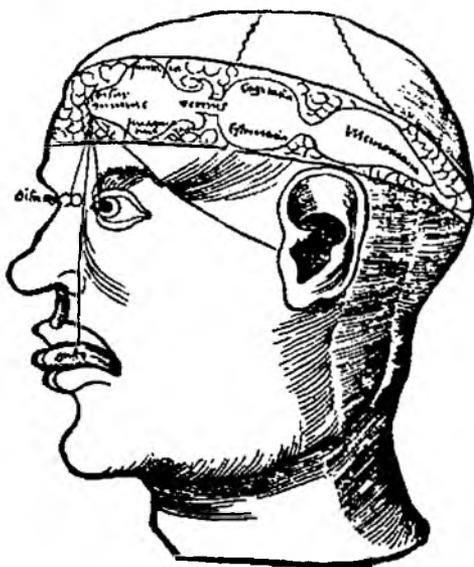


Abb. 1: Gregor Reisch, *Margarita philosophica Libri XII* (Argentoratum 21504) (1. Aufl. 1599).

ginatio und aktive *fantasia*) ein, dann werden sie durch den Verstand (*cogitativa, estimativa*) erwogen und letztendlich im Gedächtnis (*memoria*) gespeichert. Mit Hilfe der durch die Imagination vermittelten sinnlichen Bilder bildet der Verstand Begriffe.

Gegen Anfang des 16. Jahrhunderts bestand das eigentliche Problem der Definition der Seele – einerseits als rationaler und unsterblicher Geist, andererseits als Form und Komponente des Leibs – zunächst in der Frage nach ihrem Weiterleben nach dem Tod und nach ihrer Natur als ‚Abbild‘ bzw. ‚Ebenbild Gottes‘ oder *imago Dei*. Nachdem einige neuplatonische Humanisten in Italien die Auferstehung des Leibes bestritten hatten, behauptete der aus Padua stammende Mediziner Pietro Pomponazzi, daß die rationale Seele wie die sensitive Seele sterblich seien, insofern sie nach dem Todesfall der Imagination beraubt seien, die ihnen ihren Gegenstand verlieh<sup>13</sup>. Die Debatte verbreitete sich jenseits der ge-

<sup>13</sup> Siehe Pietro Pomponazzi, Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, Lateinisch-Deutsch, übersetzt und mit einer Einleitung herausgegeben von Burkhard Mojsisch (Philosophische Bibliothek 434, Hamburg 1990). Vgl. dazu Andrew Halliday Douglas, Charles Douglas, R. P. Hardie, *The Philosophy & Psychology of Pomponazzi*, Reprod. Nachdr. d. Ausg. 1910 (Hildesheim 1962) 67. Martin L. Pine, *Pietro Pomponazzi, Radical Philosopher of the Renaissance* (Centro per la Storia della Tradizione Aristotelica nel Veneto, Saggi e Testi 21, Padova 1986).

lehrten Kreise, als seit den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts einige spiritualistische oder anabaptistische Bewegungen die Auffassung vertraten, daß die Seele nach dem individuellen Todesfall und vor dem Jüngsten Tag schliefe und deshalb nichts empfinde. Diese Diskussion betraf vor allem die Protestanten, da sie ebenfalls die Möglichkeit der Aktivität der Seele, d. h. der weiteren Heiligung oder Reinigung durch das Fegefeuer, abstritten. Die Auseinandersetzungen stützten sich auf unterschiedliche Auffassungen von der Seele.

Bereits im Jahre 1519 wurde sie zum Gegenstand einer Kontroverse zwischen Luther und Johann Eck<sup>14</sup>. Der katholische Johann Eck unterschied deutlich das ‚Fleisch‘ (*caro*) vom ‚Geist‘ (*animus* oder *mens*), welcher die Fähigkeit der Erkenntnis und die Neigung zum Guten bezeichnete. Da der Mensch nach dem Bild Gottes geschaffen wurde, besaß er auch einen Geist, der für das Bild Gottes stand. Dieser Geist mußte jedoch ständig gegen das Fleisch kämpfen. Um das Thema der *imago Dei* mit der Idee eines inneren Streits zu versöhnen, hatten die meisten Katholiken eine vorrangig instrumentelle Auffassung vom Körper entwickelt. Das Thema der *imago Dei* bedeutete für die Katholiken auch, und dies blieb eine Konstante bis in das 17. Jahrhundert hinein, daß die Seele die Fähigkeit besaß, die Zukunft vorherzusehen. Im Laufe des 16. und noch im 17. Jahrhundert betonten einige Orden, vor allem die Jesuiten und die Kapuziner, ihre Gottesnähe; sie wirkten Wunder, bekamen und verbreiteten Prophetien bzw. ‚göttliche Träume‘. Um diese Thematik mit dem allgemeinen posttridentinischen Streben nach einer schärferen Unterscheidung zwischen dem heiligen und dem profanen Bereich zu vereinbaren, hatten sie die Rückläufigkeit göttlicher Träume mit der Weltferne in Verbindung gebracht: Gott vertraute sich nach ihrer Vorstellung nur Mönchen, Mystikern und Eremiten durch Träume und Visionen an<sup>15</sup>.

Die lutherische Antwort auf die Frage der *imago Dei* war unsicherer. Die Annahme, daß ‚Geist‘ und ‚Fleisch‘ zwei unterschiedliche Substanzen im Menschen bildeten und ‚Geist‘ die rationale Seele bezeichnete, sei, so Luther, ein Irrtum<sup>16</sup>. Luther lehnte jene scharfe Unterscheidung

<sup>14</sup> Siehe Martin Luther, *Resolutiones Lutheraniae super propositionibus suis Lipsiae disputatis* (1519), in: Martin Luther, *Werke*. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe) Bd. 11 (Weimar 1900) 415.

<sup>15</sup> Zu den Kapuzinern vgl. Hillard von Thiessen, *Die Kapuziner zwischen Konfessionalisierung und Alltagskultur. Vergleichende Fallstudie am Beispiel Freiburgs und Hildesheims, 1599–1750* (Rombach Wissenschaft: Reihe Historiae 13, Freiburg i. Br. 2002).

<sup>16</sup> „Causa erroris est, quod subiectum gratiae dant solam animam eiusque nobiliorem parte, deinde quod carnem et spiritum distinguunt metaphysice tanquam duas substantias, cum totus homo sit spiritus et caro, tantum spiritus quantum diligit legem dei, tantum carum

zwischen Körper und Seele ab. Der ganze Mensch, Körper und Seele, und nicht die rationale Seele allein, sei dem Seelenheil oder der Verdammnis unterstellt. Luther war der Auffassung, die Seele habe eine materielle Dimension, weshalb sie ein Schlachtfeld zwischen dem Bösen und dem Guten sei. Später warfen ihm Zwingli und darauffolgend Calvin diese Idee von der Einmischung des Körpers in die Seele vor, wobei sie selbst die göttliche Allmacht über alle lebenden Wesen, mit anderen Worten auch über den Körper, hervorhoben<sup>17</sup>.

Das anthropologische Problem der Übereinstimmung von Seele und Körper, Geist und Materie, war eigentlich eine umstrittene theologisch-konfessionelle Frage. Denn die Abendmahlslehre bildete den Hintergrund dieser Auseinandersetzungen<sup>18</sup>. Um die Allmacht und Vorhersehung Gottes festzulegen, hatte Zwingli die katholische Betonung der Werke für das menschliche Heil abgelehnt und zwar gemäß Johannes 6 [63]. Zwingli interpretierte „Fleisch“ als materiellen Körper Christi. Jedoch bestehe der heilende Glaube an Christus als Gott, und nicht an Christus als Mensch. Erasmus von Rotterdam folgend, unterschied Zwingli deutlich Seele und Körper voneinander. Zur Zeit des Marburger Kolloquiums überzeugte er sich davon, daß die von Christus am Ölberg geäußerten Worte „hoc est corpus meum“ „dies bedeutet mein Körper“ meinten. Das Abendmahl sollte demnach Christus, der seinen Körper den Menschen gegeben hatte, für seinen Tod danken.

Die Vorstellung von Christus als fleischgewordenem Wort Gottes war demgegenüber zentral in Luthers Theologie. Dieser interpretierte auch die Sakramente als Versprechen der Vergebung der Sünden. Die Worte „hoc est corpus meum“ seien deswegen notwendig in der Eucharistie, weil sie das Zeichen des Versprechens der Sündenvergebung vorwegnahmen<sup>19</sup>. Da die Vergebung der Sünden erst durch den Glauben an Christus als fleischgewordenes Wort Gottes erlangt werden könne, sei Christus notwendig und wirklich präsent im Abendmahl. Gegen die Spiritualisten und Anabaptisten, welche er seit 1521 als „Schwärmer“ ver-

quantum odit legem dei“: *Resolutiones Lutherianae super propositionibus suis Lipsiae disputatis* (1519), in: *Martin Luther, Werke* (Weimarer Ausgabe) Bd. 11, 415. Siehe auch *ders.*, *Lectiones super Galatias*, in: *Martin Luther, Werke* (Weimarer Ausgabe) Bd. 27 (Weimar 1903) 364.

<sup>17</sup> Vgl. *W. S. Stephens, The Theology of Huldrych Zwingli* (Oxford 1986) 139–153. *Sachiko Kusukawa, The Transformation of Natural Philosophy. The Case of Philipp Melancthon* (Ideas in Context, Cambridge 1995) 75–123.

<sup>18</sup> Vgl. dazu *Kusukawa, The Transformation of Natural Philosophy* 75–77.

<sup>19</sup> Siehe beispielsweise *Martin Luther, Werke* (Weimarer Ausgabe) Bd. 28 (Weimar 1903), *Predigten über das 5. Buch Mose* (1529) 501–703, hier 574.

spottete, hob er weiter den Zusammenhang zwischen Geist (Gottes Wort) und Körper (Materie) hervor<sup>20</sup>. Die Auseinandersetzung betraf nicht nur das Abendmahlsverständnis, sondern auch die Natur der Dreieinigkeit und des Menschen.

Vor diesem Hintergrund wurde der Traum als Zusammenspiel von Seele und Körper zu einem zentralen Streitpunkt, vor allem bei den Lutheranern. Denn das Traum-Motiv wirkte als Kristallisationspunkt der Auseinandersetzungen. Als körperliches bzw. übernatürliches Medium, als Produkt der Einbildungskraft, als Folge von Bildern in Abwesenheit ihrer Gegenstände, als Tätigkeit der Seele im Schlaf, als der Vision, der Ekstase und dem Wunder unterlegene Form der Kommunikation mit dem Göttlichen, faßte es alle umstrittenen Fragen zusammen. Da die übernatürlichen Komponenten der Seele kaum von den natürlichen unterschieden werden konnten, konnten die Lutheraner die Frage der Prophetie auch nicht eindeutig beantworten.

Der lutherische Humanist Philipp Melanchthon (1497–1560) trug zu der Institutionalisierung dieser Debatte an den Universitäten bei. Sein

<sup>20</sup> Martin Luther, Werke (Weimarer Ausgabe) Bd. 23 (Weimar 1901) 38–320: Daß die Worte Christi „Das ist mein Leib“ noch 1527 fest stehen wider Schwärmgeister, hier 137, 139, 173: „Hie las nu die schwermer antworten. Leib hat mit Leib ja noch ein vergleichung und muegen sich zu samen reymen, als brod ist ein leib, wein ist ein leib, Christus fleisch ist ein leib, Hie mag einer ynn eym andern sein, wie ich ynn der lufft und ynn eym kleyd odder haus sein kan, wie gelt ynn eim beutel, wein ym fasse und kannen. Aber hie, da nicht leib, sondern geist, je wer weis was ist, das Gott heist? Es ist uber leib, uber geist, uber alles was man sagen, hoeren und dencken kan: wie an ein solchs zu gleich gantz und gar ynn einem iglichen leibe, creatur und wesen allenthalben sein gegenwertig und widderumb ausser und uber alle creatur und wesen nyrgent sein mus noch kan, wie unser glaube und die schrifft beides von Gott zeuget? ... Hat er nu die weise funden, das sein eigen goettlich wesen kan gantz und gar ynn allen creaturn und ynn einer iglichen besondern sein, tieffer, ynnerlicher, gegenwertiger denn die creatur yhr selbs ist, und doch widderumb nyrren und ynn keiner mag und kan umbfangen sein, das er woll alle ding umbsehete und dnynnen ist ... Es ist ja unser glaube, wie die schrifft uns leret, das unser Herr Jhesus Christus wesentlicher natuerlicher rechter Gott sey und ,die gottheit ynn yhm gantz und gar leibhaftig wonet' [Col. 2, 9] Da wuerden bald alle alte ketzerey herein schwermen mit hauffen, die da sagen, Christus habe nicht natu[e]rlich fleisch und blut gehabt, sey auch nicht recht mensch gewest, weil sie ahen, das vom fleisch so viel boeses ynn der schrifft gesagt wird, als die Manichei, Valentiniani etc. Und zwar saufen auch dem Zwingel schon solthe humeln umb den kopff un stehen fluy an, da er widder D. Ecken zu Baden schreibt also: ‚Wird Christus fleisch geessen, so wird nichts denn fleisch draus, weil alles was aus fleische geborn wird, fleisch ist‘, wie wir hoeren wollen. Pfu das uns der teuffel so schendlich nerren und effen sol, das wir umb solchs losen geschwetz willen muessen so helle offenberliche wort leichen ‚Das ist mein leib‘ und fur geben, die schrifft sey widdermander und zwinge uns dahin.“ Siehe auch *ders.*, Werke (Weimarer Ausgabe) Bd. 18 (Weimar 1908) 37–214: Wider die himmlischen Propheten. Ebd. Bd. 19 (Weimar 1897) 474–523: Sermon von dem Sacrament des Leibes und Blutes Christi, wider die Schwarmgeister, 1526.

„Commentarius de anima“ (welcher 1539 abgeschlossen wurde und 1540 erschien), ein Universitätshandbuch, welches aus Vorlesungen hervorging und ständig bis 1553 weiterentwickelt wurde, und welches er in einer veränderten Fassung unter dem Titel „Liber de anima“ veröffentlichte, war die Frucht seiner steten Sorge, daß jeder Theologe sämtliche gelehrten Überlegungen über die Seele, die fünf äußeren Sinne, die Erkenntnis und das Wissen sowie den Willen beherrschen sollte. Diese Traktate sollten die „richtige“, „rechtgläubige“ und „methodische“ Übereinstimmung von Seele und Körper illuminieren. Die Werke erfreuten sich einer sehr breiten Rezeption. Denn infolge der Reorganisation der protestantischen Universitäten wurden sie bis 1600 stets als Handbuch sowohl für Künstler als auch für Mediziner benutzt<sup>21</sup>.

Schon in der Vorrede des „Commentarius de anima“ wiederholte Melanchthon, daß die Gelehrtheit notwendig für die Wiederherstellung der Ordnung und der Disziplin in der Gesellschaft und der Kirche sei. Im Unterschied zu Aristoteles' „De anima“, welche eine Wissenschaft aller Lebewesen behandelt, zielte Melanchthon auf die Menschen: auf die Vermögen (*potentiae*) und Kräfte (*vires*) der menschlichen Seele und des Körpers, d. h. auf die „gesamte Natur des Menschen“. Um die spiritualistischen Ansichten besser widerlegen zu können, hob er die Wichtigkeit der Anatomie bei der Untersuchung der Seele hervor – ein Anliegen, welches in dem veränderten „Liber de anima“ unter Berücksichtigung der Anatomie Vesals noch stärker betont wurde<sup>22</sup>. Um die Philosophie

<sup>21</sup> Melanchthons ‚Commentarius de anima‘ (1540) und dessen erweiterte Fassung ‚Liber de anima‘ (1553) wurden in den 15 folgenden Jahren fünfzehnmal ediert. Vgl. Wolfgang U. Eckart, Philipp Melanchthon und die Medizin, in: Günther Frank, Stefan Rhein (Hrsg.), Melanchthon und die Naturwissenschaften seiner Zeit (Melanchthon-Schriften der Stadt Bretten 4, Sigmaringen 1998) 183–202. Riccardo Pozzo, Die Etablierung des naturwissenschaftlichen Unterrichts unter dem Einfluß Melanchthons, in: ebd., 273–287; Jürgen Leonhardt, Melanchthon als Verfasser von Lehrbüchern, in: ders. (Hrsg.), Melanchthon und das Lehrbuch des 16. Jahrhunderts (Rostock 1997) 13–33. Günter Frank, Philipp Melanchthons *Liber de anima* und die Etablierung der frühneuzeitlichen Anthropologie, in: Michael Beyer, Günther Wartenberg (Hrsg.), Humanismus und Wittenberger Reformation, Festgabe anläßlich des 500. Geburtstages des Praeceptor Germaniae Philipp Melanchthon am 16. Februar 1997 (Leipzig 1996) 313–327. Hans-Theodor Koch, Bartholomäus Schönborn (1530–1585). Melanchthons *de anima* als medizinisches Lehrbuch, in: Heinz Scheible (Hrsg.), Melanchthon in seinen Schülern (Wolfenbütteler Forschungen 73, Wiesbaden 1997) 323–339.

<sup>22</sup> Die „De humanis corporis fabrica libri septem“ Vesals erschien 1543 in Basel. Melanchthon erfuhr sofort von ihnen durch die Ärzte, mit welchen er einen Briefwechsel führte. Er las Vesal deshalb innerhalb kurzer Zeit, verfertigte sogar eine eigene Kopie und korrigierte die anatomischen Irrtümer seines „Commentarius de anima“, welche sich aus der Tatsache ergaben, daß Galen seine Traktate über die menschliche Seele und den Körper lediglich an

von Aristoteles in die Theologie besser integrieren zu können, schlug er zwei unterschiedliche Definitionen der Seele vor, nämlich die aristotelische „Form des Körpers“ und die christliche Betonung des Geistes und seiner Unsterblichkeit<sup>23</sup>. Darüber hinaus war für ihn die Untersuchung der inneren Natur des ganzen Menschen, d. h. ihrer Anordnung und ihres Zweckes, zentral. Nach einer Schilderung der inneren Organe des menschlichen Körpers ging er auf Galens Lehre der vier Körpersäfte ein. Obwohl Galens Werk erst seit 1525 durch die griechische Edition der Nachfahren Manuces in Venedig zugänglich war, wurde seine Interpretation der Seelenvermögen dennoch bereits durch die neuen anatomischen Entdeckungen entkräftet. Die präzise Lokalisierung der psychischen Vorgänge in Hirnventrikeln löste auch schon viele Kritiken aus, etwa von Vesal<sup>24</sup>.

Der Medizin Galens folgend unterschied Melanchthon in seinem „Commentarius de anima“ weiterhin drei Seelenvermögen, welche ganz traditionell ihren Sitz in Gehirnventrikeln hatten. Die von Melanchthon definierten drei Seelenvermögen („sensus communis“ oder Wahrnehmung, Verstand, Gedächtnis) stünden in drei Gehirnventrikeln, zwischen welchen die Sinngelüste zirkulierten. Melanchthon legte weiter dar, daß die rationale Seele (der Geist) aus Verstand und Willen bestehe. Der

Hand von Vivisektionen von Affen verfaßt hatte. Ein Abdruck des „Liber de anima“ befindet sich in: *Carolus Gottlieb Bretschneider, Henricus Ernestus Bindseil* (Hrsg.), *Corpus Reformatorum. Philippi Melanthonis Opera quae supersunt omnia*, Bd. XIII (Brunsvigae 1854) Sp. 5–178. Auszüge in: „Liber de anima, 1553“, in: *Melancthons Werke in Auswahl*, hrsg. von *Robert Stupperich*, Bd. III, *Humanistische Schriften*, hrsg. von *Richard Nürnberger* (Gütersloh<sup>2</sup> 1969) 305–372. Zum „Commentarius de anima“ folge ich der sehr guten Analyse von *Kusukawa*. *The Transformation of Natural Philosophy* 83–114. Vgl. auch den erhellenden Aufsatz von *Vivian Nutton*, *The Anatomy of the Soul in Early Renaissance Medicine*, in: *G. R. Dunstan* (Hrsg.), *The Human Embryo. Aristotle and the Arabic and European Traditions* (Exeter 1990) 136–157, und *Jürgen Helm*, *Die Galenrezeption in Philipp Melancthons de anima (1540/1552)*, in: *Medizinhistorisches Journal* 31 (1996) 298–321. Vgl. auch *Jürgen Helm*, *Zwischen Aristotelismus, Protestantismus und zeitgenössischer Medizin: Melancthons Lehrbuch De anima (1540/1552)*, in: *Leonhardt* (Hrsg.), *Melancthon und das Lehrbuch 175–191*. *Hans-Theodor Koch*, *Melancthon und die Vesal-Rezeption in Wittenberg*, in: *Frank, Rhein* (Hrsg.), *Melancthon und die Naturwissenschaften seiner Zeit* 203–218.

<sup>23</sup> Vgl. dazu *Dino Bellucci*, *Science de la Nature et Réformation. La physique au service de la Réforme dans l'enseignement de Philippe Mélancthon* (Rom 1998) 321–360. *Günter Frank*, *Philipp Melancthons Idee von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele*, in: *Theologie und Philosophie* 68 (1993) 349–367.

<sup>24</sup> Vgl. *Jürgen Helm*, *Die ‚spiritus‘ in der medizinischen Tradition und in Melancthons ‚Liber de anima‘*, in: *Frank, Rhein* (Hrsg.), *Melancthon und die Naturwissenschaften seiner Zeit* 219–237, hier 224, 226, 230.

Wille war als eine obere Potenz gekennzeichnet, die trainiert werden sollte, damit das Individuum durch rationale Affekte gelenkt würde. Der Verstand war als das Vermögen definiert, das die Singulare, die Univer-sale und das angeborene Wissen (*noticiae*) erkennen konnte. Dazu zählte Melanchthon die von Gott gegebenen „natürlichen Gesetze“, auf die er sich berief, um die Todesstrafe gegen die Widertäufer zu rechtfertigen.

Das Bemühen, den „richtigen Glauben“ als „richtiges“ Bild Gottes im Geist physiologisch zu erklären, führte Melanchthon zu einem höchst ungewöhnlichen Verständnis vom Gottesbild. Denn seine italienischen humanistischen Vorfahren hatten es als starke Eingebung charakterisiert, welche die Macht und das Überwiegen des menschlichen Willens lobte<sup>25</sup>. Da diese Eingebung als Rechtfertigung der Visionen und Träume der ‚Schwärmer‘ dienen konnte, betonte Melanchthon dagegen die physiologischen Grundlagen des Glaubens. Dadurch führte er eine bedeutungsschwere Veränderung herbei, welche von der gesamten Melanchthonforschung übersehen wurde. Er verschwieg das eigentliche Vermögen der Eingebung, nämlich die Imagination, welche im Mittelalter an die Stelle der von Galen als Seelenvermögen betrachteten Wahrnehmung getreten war.

Die Widerlegung der Schwärmer hatte Melanchthon zu Aristoteles und Galen zurückgeführt. Die physische Erläuterung geistiger Vorgänge gewann dabei jedoch kaum an Verständlichkeit. Denn in seinen Traktaten „De anima“ bezeichnete der Terminus „spiritus“ ebenso die von Gott eingehauchte Erleuchtung der immateriellen Seele (Geist) wie auch die vom Blut beförderten Korpuskeln der ‚materiellen‘ Seele.

Die Kontroverse um die Bedeutung des Traumes war tatsächlich entstanden, als einige anabaptistische und spiritualistische Kreise, insbesondere um Melchior Hoffman (ca. 1500–1543), in der Nähe von Straßburg die Visionen sogenannter ‚Enthusiasten‘ oder ‚neuer Propheten‘ unterstützten und sie dadurch in der breiten Öffentlichkeit bekanntmachten. Die erste deutsche Übersetzung des einzigen Traumbuches der Antike, das vollständig bewahrt war, nämlich des Artemidor von Daldis<sup>26</sup>, erschien im Jahre 1540 im Kreis von Melchior Hoffman und bezog sich auf das anabaptistische Geist-Prinzip sowie auf die Weissagung in Träu-

<sup>25</sup> Vgl. *Charles Edward Trinkaus*, In our Image and Likeness: Humanity and Divinity in Italian Humanist Thought. 2 Bde. (Ideas of Human Nature Series, London 1970); *ders.*, The Scope of Renaissance Humanism (Ann Arbor 1983).

<sup>26</sup> Vgl. dazu *Gregor Weber*, Kaiser, Träume und Visionen in Prinzipat und Spätantike (Historia, Einzelschriften 143, Stuttgart 2000).

men und Visionen<sup>27</sup>. Um die Traumdeutung zu kontrollieren und den Buchmarkt zu diesem Thema zu erobern, versuchten gemäßigte Lutheraner sich dieser Gattung zu bemächtigen und eine ‚rechtgläubige‘ Interpretation zu verbreiten. Bereits im Jahre 1554 erschien eine neue deutsche Übersetzung dieses Traumbuches, und zwar nochmals in Straßburg, jedoch bei einem anderen Verleger; sie enthielt als Vorwort eine Kompilation des Traktats „De Anima“ von Melanchthon, das von nun an alle weiteren Ausgaben enthalten sollten. Die Nachfrage nach Traumbüchern und das Bedürfnis, eine ‚lutherisch-rechtgläubige‘ Interpretation zu liefern, waren so groß, daß zwischen 1555 und 1616 regelmäßig etwa alle drei Jahre ein Nachdruck erschien. Dies trug zu einer beachtlichen Verbreitung der ursprünglich auf Gelehrtenkreise beschränkten Diskussion über die natürlichen und übernatürlichen Komponenten der Seele bei.

Im Gegensatz zu der anabaptistischen Hochschätzung des Geistes unterstrichen die ‚Rechtgläubigen‘ die aristotelische Definition der Seele als Form des Körpers. Der Zürcher Gelehrte Conrad Gesner (1516–1565) lieferte dabei einen wichtigen Beitrag<sup>28</sup>. Er veröffentlichte im Jahre 1563 einen Traktat über die Seele, der aus Vorlesungsnotizen hervorging und vor allem didaktischen Zwecken diente. Dies ist vermutlich der Grund dafür, daß er ihn mit eigenen Illustrationen zu seinen Seelevorstellungen versah. Es handelte sich bei diesen jedoch nicht mehr um physiologische Abbildungen der Gehirnventrikel, auch nicht bloß um ramistische Diagramme, sondern um symbolische und emblematische Abbildungen der Seelenvermögen. Die allgemeine Botschaft war aristotelisch geprägt. Er bebilderte beispielsweise (Abb. 2) den Erkenntnispro-

<sup>27</sup> Warhaftige/ ge wisse/ und unbetrüglliche underweisung/ wie alle Tro[e]jum/ Erscheinungen/ unnd Na[e]chtliche gesicht/ die uns von der seelen/ wan[n] sich der leib zu[e]ru[e]lgen begeben hat/ eingebildt und fürbracht wer den/ wie solche natürlich und recht erkl[e]rt/ unnd außgelegt werden sollen/ als dan[n] solchs von den alten Philosophis unnd weissagern der Heyden durch langwirigen brauch/ unnd fleissige nachtrachtung warhaftig und gewisß erfunden ist/ Dardurch künfftige zu[e]lfa[e]ll/ glücks un[n] unglücks erfahren und erlernt werden mo[e]ge[n]/ on einige entziehung oder abbruch/ des gewalts und der kraft Gottes. Newlich durch M. Gualtherum H. Ryff inn truck verordnet. Johel. Am xj. capit. Ich will mein geyst außgiessen über alles fleysch/ und eüwere sün und to[e]chter sollen weissagen/ eü were a[e]llisten sollen tro[e]jum habe[n]/ und ewere jüng ling gesicht sehen/ spricht der Herr. Mit Kün. Maie. Freihey in vj. jaren nit nachzu[e]truckten/ bey peen x. Marck lo[e]ftigs golds. Anno. M.D.XL. Vgl. dazu *Ludger Grenzmann*, Traumbuch Artemidori. Zur Tradition der ersten Übersetzung ins Deutsche durch *W. H. Ryff* (Saecvla spiritalia 2, Baden-Baden 1980).

<sup>28</sup> Vgl. dazu *Eduard-Rudolf Müllener*, Konrad Geßners Illustrationen zu ‚De Anima‘, in: Gesnerus 22 (1965) 160–175.

Singulis circulis in centro addidimus vinctulum, quo centrum quodcunque cum alterius circuli circumferentia colligatur. Non enim natura vnum sunt hæc fac ultres, sed locis & actionibus distinctæ: & sensus separatur à phantasia, hæc à ratione, illa à mente. *Ex Gesneri inuentione.*

A. Vinculum sensus cum phantasia, in centro circuli primi, linea 1. 2. seruiunt sensui tactus & gustus, quia eorum actio corpori semper coniuncta, nunquam extra extenditur. 3. Olfactus longius. 4. Auditus adhuc longius. 5. Visus longissimè.

B. Vinculum sensus cum phantasia in centro circuli primi.

C. Vinculum rationis cum mente.

Sin verò subtiliorem figuram quis desideret, quæ simul & meditatio mortis quædam sit, & animæ vtrius distinctio possit hoc modo ingeniosè depingi, Gesnerus.



D. Supra D. ad dextram paulo pingatur angelus, qui trahat funiculo aureo (fido simplici) religato in coniunctione lineæ transuerse cum circulo primo in ipso D. nodum, Animam rationalem.

B. Diabolus insidians, tenens & ipse funiculum, nigrum, circulo non alligatum, ad sinistram.

N. Pingatur cælum cum stellis.

K. In contrahit duorum circulorum fiat iterum nodus, cuius funiculus suspensus duplex trahitur ab L. infra omnes circulos descripto ad dextram. Pingatur autem eo in loco Sceleton alicuius manus insidentis phantæ, & altera manu horologium tenentis.

M. Cit.

Abb. 2: Conradi Gesneri de Anima liber, sententiosa breuitate, veluti-que per tabulas & aphorismos magna ex parte conscriptus, philosophiæ, rei medicæ ac philologiæ studiosis accommodatus: in quo de tactilibus qualitatibus, saporibus, odoribus, sonis, & coloribus, copiose accurateque tractatur (Tigvri s. d. [1563]) 188.

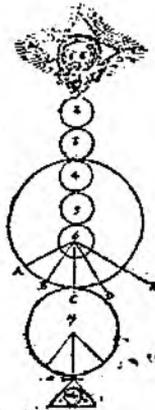
190

MEDITATIONVM PHYSICARVM

8. *Adrota.*  
 9. Circulus absolutus & alarus, mens, ratio, quæ circulo magno, integro, & perfecto, vti ipsa perfecta est, & quasi reliquarum facultatum vinculum, & receptaculum est.  
 An præstabit Vegetatiuam in circulo absoluto esse? Sic etiam sensus interiores & exteriores esse in suo circulo, eis verb adiungi *debetur.*

Figura alia, huic sexta non ita dissimilis.

1. DEVS, vt vnica, à qua reliqui numeri, vt à Deo omnes anime facultates.
2. Mens.
3. *Adrota.*
4. Memoria.
5. Phantasia.
6. Sensus cõmunis.
- a. b. c. d. e. Sensus exteriores.
7. Vegetatiua.
8. Magnes, quasi anima infimus gradus, vt in magnete.



- DEVS. 1.  
 Mens, vt angelus. 2.  
*Adrota*, vt homo. 3.  
 Memoria  
 Phantasia  
 Sensus cõmunis } vt bos. 4.  
 Vegetatiua, vt animal. 5.  
 Herba. 6.

FIGURA SEPTIMA



Tres imi huius figurae circuli *quoniam* animæ facultate representant, quæ in altricem, auctricem & generatricem triplici circulo diuiditur.

Supra hanc, alij describuntur quinque circuli, qui sensuum exteriorum sunt, quorum extremus continens reliquos, & communissimus tactus est: intimus verò visus.

Sequuntur hos proxime sensus interiores, K. L. H.

Et K. quidem à latere sinistro positum, Sensus communis nota est, in quem exteriores degunt, & in quo omnes conueniunt, quique singulis se, & omnibus infundit.

A dextro latere, prope numerum 2. I. locatur, index Phantasiæ.

H. ad latus rotundi circuli, Memorix est signum.

S. appositum triangulo, cuius angulus acutus desinit in coniunctione duorum semicirculorum transfuersalium, inferior verò eius pars, seu basis coniungitur circulo memoriæ destinato, *vt* omnia significare volumus: hoc enim seu vinculo rationalis anima alligatur inferiori (duo autem

Abb. 3: Conradi Gesneri de Anima liber, sententiosa breuitate, veluti que per tabulas & aphorismos magna ex parte conscriptus, philosophiæ, rei medicæ ac philologiæ studiosis accommodatus: in quo de tactilibus qualitatibus, saporibus, odoribus, sonis, & coloribus, copiose accuratè tractatur (Tigvri s. d. [1563]) 190.

zeß mit (unten rechts) fünf Strichen für die Daten der fünf äußeren Sinne, welche den Punkt des ‚sensus communis‘ oder der Wahrnehmung (A) erreichen, weiter durch die Imagination (B) zur Vernunft und abschließend zum Geist (C) emporsteigen. Zwei wirkliche Neuerungen in Bezug auf die Seele erscheinen auf diesem Blatt bemerkenswert. Erstens üben die Sterne einen Einfluß auf die Seele (N) aus. Zweitens ist der Spiritualisierungsprozeß der Gedanken durch die unmittelbare Präsenz des Teufels (B oben rechts) in der Seele gefährdet. Das Blatt ist auch moralisch gefärbt, mit einem ‚memento mori‘ unten links (L). Es drückt das Bemühen aus, die physiologische Seelenlehre in einen metaphysischen und protestantischen Rahmen einzufügen.

Die Seelenvermögen und die Erkenntnisgewinnung präzierte Gesner in einem weiteren Bild (Abb. 3). Er (oder der Holzstecher, welcher seine Skizzen ausführte) stellte die dreiteilige vegetative Seele, darüber die fünfteilige bzw. fünf sinnige *Anima sensitiva exterior* dar. Der Buchstabe K symbolisiert den ‚sensus communis‘, in welchem die Daten der fünf Sinne konvergieren, darüber die *Phantasia* (I), die *Memoria* (H) und das Dreieck S der *Dianoia*, das die Verbindung zwischen dem Gedächtnis und der rationalen Seele herstellt. Der nach unten gekehrte Halbkreis endet einerseits in einem Quadrat, das die *Ratiocinatio* darstellt, andererseits in einem Dreieck, das die aus dem *Sylogismus* gewonnene *Opinio* (*Doxa*) wiedergibt. Die vertikal durchgehende Linie, die in A endet, ist der aktive Geist (die ‚*mens in actu*‘); der Kreis A ist der oberste Teil der ‚*mens*‘, welcher Gott erkennen kann. Die Kreise der vegetativen und sensitiven Seelenbereiche sind unabgeschlossen, womit die Zirkulation des *Spiritus* und damit auch eine gewisse Dynamik angedeutet werden sollten.

Hier wie in anderen Figuren versuchte Gesner, diese Dynamik durch Verknüpfungen und Überscheidungen der Kreise abzubilden. Die symbolische Darstellung mag die zunehmende Schwierigkeit ausdrücken, die unsichtbaren, obgleich materiellen, Komponenten der Seele zu veranschaulichen, da die zuvor dominante Ventrikellehre von den neuen anatomischen Untersuchungen nicht bestätigt worden war. Dies bedeutete dennoch, daß die Seele als Lebensprinzip nicht mehr im Herzen, wie in der aristotelischen Tradition, sondern mit ihren Vermögen im Gehirn lokalisiert wurde.

Die Polemik gegen die Spiritualisten bzw. Schwärmer brachte die Medizin jedoch auch noch auf eine ganz andere Art und Weise ins Spiel. Die Protestanten, die die Spiritualisten und Anabaptisten als ‚Schwärmer‘ verspotteten, bezeichneten diese als Irre. In einem der einflußreichsten

Traktate im Heiligen Römischen Reich deutete der Zürcher Heinrich Bullinger (1504–1575) 1560 an, daß die Träume und Visionen der Schwärmer nichts weiter als Epilepsiezuckungen seien<sup>29</sup>. Ihre spezifische Pathologie sei, laut Bullinger, daß sie den Wahrheitsstatus des Traumes nicht einschätzen könnten. Das Charakteristikum des Traumes sei, nach Auffassung Bullingers und der Lutheraner, daß der Mensch beim Aufwachen den Wachzustand vom Traum unterscheiden könne. Das Eigentliche der ‚Schwärmerei‘ oder ‚Träumerei‘ oder in lateinischer Sprache *delyrium* sei hingegen, daß der Mensch die Fiktion für die Realität halte. Hierdurch suggerierten die ‚Anti-Enthusiasten‘ eine neue Auffassung der Imagination als gefährlichem Vermögen, Fiktionen zu generieren, Glauben und Aktionen hervorzurufen<sup>30</sup>. Die aristotelische Bestimmung der Imagination als passive Vermittlungsinstanz zwischen den fünf äußeren Sinnen und den drei Seelenvermögen war obsolet geworden. Da die Imagination Bilder auch ohne Gegenwart des Gegenstands hervorbringen konnte, verwies sie eher auf einen gefährlichen psychischen Innenraum der Versuchung als auf die Realität. Mediziner und Anatomen untersuchten demnach den Seh- und Wahrnehmungsvorgang.

Im Jahre 1608 erschien in Wittenberg eine Sammlung von Disputationen unter der Leitung eines kaum bekannten Mediziners, Tobias Knobloch. Der Titel dieses Sammelwerkes enthüllte jedoch den Ehrgeiz des Autors, welcher ein neuer Vesal werden wollte<sup>31</sup>. Dieses Werk kann deshalb als exemplarisch für die in Wittenberg für begründet gehaltenen Vorstellungen verstanden und kommentiert werden. Eine dieser Disputa-

<sup>29</sup> Siehe *Heinrich Bullinger*, *Der Widertaeuffern Ursprung, fuergang, Secten...* (Zyrich 1560). Eine zweite Auflage erschien bereits im Jahre 1561. Der Ausdruck „comitalis morbus“, welcher in der sofortigen lateinischen Übersetzung verwendet wurde, wies explizit auf die Epilepsie hin. Siehe *H. Bullingeri Adversus Anabaptistas Libri VI, Nunc Primum E Germanico sermone in Latinu[m] conversi, per Iosiam Simlerum Tigurinum, Addita etiam est Anabaptistarum Apologia, in qua causas exponunt cur no[n] ad ecclesias seu sacros coetus nostros accedant, eodem interprete* (Tiguri 1560) 34 r°. Vgl. dazu Michel Heyd, „Be sober and reasonable“: The Critique of Enthusiasm in the Seventeenth and Early Eighteenth Centuries (Brill’s Studies in Intellectual History 63, Leiden, New York, Köln 1995) 16–18. Zum englischen Kontext: *Catherine Wilson*, *Enthusiasm and its Critics: Historical and Modern Perspectives*, in: *History of European Ideas* 17/4 (1993) 461–478.

<sup>30</sup> Vgl. dazu *Claire Gantet*, *Zwischen Wunder, Aberglaube und Fiktion: Der Traum als politisches Medium in Frankreich, ca. 1550 – ca. 1620*, in: *Gregor Weber, Peer Schmidt* (Hrsg.), *Traum und Politik* (Berlin 2007, im Druck).

<sup>31</sup> *Tobias Knobloch*, *Disputationes Anatomicæ explicantes mirificam corporis humani fabricam & usum...* (Witebergæ 1608). Der Titel spielt eindeutig auf Vesals berühmte „De humanis corporis fabrica libri septem“ an.

tionen, von Nicolaus Olschlegel verfaßt, beschäftigte sich mit der Definition der Seele<sup>32</sup>.

Olschlegels Dissertation versuchte nicht weiter, die Seelenvermögen zu lokalisieren. Statt dessen konzentrierte er sich auf die Untersuchung des Verstandes. Dieser bestehe in der Erkenntnis (*cognitio*), welche über das Wahre und das Falsche urteile, und im Affekt (*appetitus*), welcher entweder gut oder böse sei. Der Wille sei also die „Kraft“ (*vis*) der Seele, welche aus den vom Verstand wahrgenommenen und erfaßten Daten den Menschen zum Wählen und Handeln führe. In dieser Dissertation, wie im gesamten Sammelwerk, geriet nicht mehr das Wesen der Seele a priori, auch nicht mehr die statische Beschreibung der Seelenvermögen, sondern die Tätigkeit, das „Handeln“ (*operatio*) a posteriori der Seele in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Die Seele hing demnach vom Körper nicht nur wesentlich, sondern tatsächlich ab. Obwohl Olschlegel (aus konfessionellen Gründen?) den spanischen Jesuiten Francisco Suárez nicht einmal erwähnte, hatte er vermutlich dessen weit verbreitetes Werk gelesen<sup>33</sup>. Olschlegel ließ die Imagination völlig außer Betracht. Zur Wahrnehmung schrieb er nur, daß es sich um einen höchst komplizierten Prozeß, kein simples Verhältnis zum Objekt, handle<sup>34</sup>.

Im selben Sammelwerk verwandte Samuel Stangius eine Dissertation auf das Thema des Gehirns und des Rückenmarks. Dem Titel gemäß handelte es sich um eine anatomische Untersuchung des Gehirns. Nun wurden alle Sinne auf dessen Organe, die Nerven, zurückgeführt<sup>35</sup>. Der menschliche Körper wurde also als ein Netz von Nerven angesehen. Zwischen den motorischen und den empfindlichen Nerven machte der Autor keinen Unterschied in der Beurteilung des Wertes: Die Bewegung

<sup>32</sup> Nicolaus Olschlegel, Disputatio XXI. De Anima in genere, eius definitionem, originem, sedem, & immortalitatem explicans. Quam D.O.M.A. Svb Præsidio Tobiaë Knoblochii, Marcobrettani Fr., Med. & Phil. D. In celeberrima Witebergensium Academia... (Witebergae 1607).

<sup>33</sup> Zu Suárez, vgl. Salvador Castellote Cubells, Die Anthropologie des Suarez. Beiträge zur spanischen Anthropologie des XVI. und XVII. Jahrhunderts (Symposium, Freiburg, München 1962); Jean-Paul Coujou, Suárez et la refondation de la métaphysique comme ontologie. Étude et traduction de l'Index détaillé de la Métaphysique d'Aristote de F. Suárez (Philosophes médiévaux 38, Louvain-la-Neuve, Paris 1999). Suárez' Werk wurde in Deutschland sofort, sogar in den protestantischen Universitäten, rezipiert.

<sup>34</sup> Olschlegel, Disputatio XXI. 699–700.

<sup>35</sup> Samuel Stangius, Institutio Anatomiarum Disputatio XIV. De cerebro; cerebello; & Spinali medulla. Quam D.O.M.A. Svb Præsidio Tobiaë Knoblochii, Marcobrettani Fr., Med. & Phil. D. In celeberrima Witebergensium Academia defendendam suscipiet Samuel Stangius Oldenburg. Frisius... (Witebergae 1607) fol. B B 4 v°, C 2 r° – C 3 v° (Cap. IV: „De Nervis seu sensuum organis“).

Hoc verò dístico septem hac conjugationes comprehendunt.

Opæca prima, oculus movere altera, retina gustat, Quarta, quæ audit, vix sextæ, septima lingua est. Hæc figura conjugationes nervorum cerebri ostendit.



A. A. Varicosa pars cerebri.  
 B. Cerebellum.  
 C. C. Medulla cerebri.  
 D. E. E. Medulla spinalis seu dorsalis.  
 F. Nervi optici, id est, opticum par.  
 G. Secundum Archangelum nervi obitatus, id est, secundum par. sed ceteri Anatomici hoc par vocant, ut supra distinximus.  
 H. Nervi motores oculorum, id est, tertium par.  
 I. Nervi motores palpebrarum & partium circumscriptarum, id est, quartum par.  
 K. Nervi gustatori, id est, quintum par.  
 L. Nervi auditivi, id est, sextum par.  
 M. Nervi motores, & sensitives interitum ciferum, id est, sextum par. ut vocatur, Archangelo septimum par est.  
 N. Nervi lingue motores, id est, septimum par, Archangelo platum.

CAP. V.  
 De Spinali medulla.

Spinalis five dorsalis medulla Græciæ maxime quæritur, id est, spinalis medulla, quam nonnulli cerebrum oblongum spectant.

tant. alij fluxum cerebri vocant. Sapiens in Ecclesiaste elegit. sed obliosa allegoria. funem vocat argenteum illius tantum conceptus ab humilibus Iherosolimitis.

Est autem flos est que cerebri dicitur. nec minus de ista conversatione plura sunt. Natura quam de cerebri esse. Differt autem à cerebro, quod maxum non habet, nec datam unquam in se esse dicitur.

Dividitur in alia medulla licet continuata sit in aliquo stilo, ut supra par. Ex interitum; reliqua pars tantum cerebri sit. Differt par. interitum à capite ad desum primum conjugationem est. Et crassissima & frons attenuatur. Ad desum cum par. interitum, ita in funiculos & filamentos tandem sit copiam referentia absque ut medulla penetrat, vel dispersum, ut vult Barham.

Usum suum est, ut sit origo nervorum. Nam cum à cerebro omnes nervi in universum corpus ferri possent, necesse fore conjugationem vix admodum ad istam, pedes & musculos unquam tantum distingerentur. Et vix distingerentur musculos movere possent. Medulla itaque creat Deus, cuius in nervis profuganda vita esset servanda.

CAP. VI.  
 De Nervis à Spinali medulla ortis.

Nervorum ex cerebro vertebra proferturum conjugationem sunt. Quorum Prima in prima vertebra emanant, ut si ad radicem posteriores regionem ipsam cum capite cervicalium existit. distrahuntur, in musculos capiti, scapula, & dorso.

Secundum

Abb. 4: Samuel Stangius, Institutionum Anatomicarum Disputatio XIV, in: Tobias Knobloch, Disputationes anatomicæ... (Witebergæ 1608) C 2 v.

war in seinen Augen gleichwertig mit der Empfindung. Der Sehsinn sei der höchste, nicht weil er geistiger als die anderen sei, sondern weil er die Erfahrung lenke, der Hörsinn hingegen lediglich Disziplin und Gelehrsamkeit ermögliche. Standius unterschied zwei Arten von Nerven nach ihrem jeweiligen Ursprung, im ‚Gehirnmark‘ oder im Rückenmark. Lange vor Descartes’ Traktat „De l’homme“ skizzierte er in rein physiologischen Worten den Sehvorgang, wobei diese Darstellung der Anatomie kaum entspricht (Abb. 4).

Die Schwärmer selbst blieben jedoch nicht passiver Gegenstand der Verspottung und Pathologisierung ihrer Gegner. Ungeachtet ihrer jeweiligen Divergenzen bezüglich des Seelenverständnisses und des Verhältnisses von Seele und Körper, schlossen die Katholiken, die Lutheraner und die Calvinisten aus der Untersuchung der Seele nicht auf eine Selbsterkenntnis. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde das Studium der Seele an den Universitäten differenziert. Die Studierenden befaßten sich zunächst mit der Physik und erörterten am Ende des Physikkurses die Seele als Lebensprinzip, bevor sie zur Metaphysik übergin-

gen, wo sie zunächst die Seele als ewigen Geist, später als Wissenschaft von den Engeln und Gott studierten. Diese letzte neue Teildisziplin der Geister wurde ‚Pneumatologia‘ oder ‚Pneumatica‘ genannt. Der einflussreichste Kritiker dieser Einteilung des Wissens war ein Arzt, der aus den spanischen Niederlanden stammte und wegen Schwärmerei angeklagt wurde, Johann Baptista van Helmont (1579–1644). Im Jahr 1643 vollendete van Helmont einen Traktat, in welchem er die akademische Einteilung der Wissenschaft von der Seele anprangerte, da sie „die Erkenntnis der Seele als Erkenntnis von sich selbst“ nicht erlaube. Er empfahl, die Untersuchung der Seele nicht in der Metaphysik, sondern am Ende der Naturphilosophie zu behandeln<sup>36</sup>.

Im 17. Jahrhundert zeichnete sich eine dreifache Entwicklung ab, die sich gewissermaßen aus der Wahrnehmung der kollektiven Gewalt im Dreißigjährigen Krieg ergab. Während des Dreißigjährigen Krieges, insbesondere nach dem Eintritt Schwedens, nahm die Zahl der Enthusiasten bzw. ‚Schwärmer‘ zu, welche behaupteten, göttliche Träume und Visionen zu haben. Das Novum war jedoch, daß diese eine politische Botschaft zugunsten des schwedischen Königs beinhalteten – dies allerdings, ohne daß die schwedische Regierung solche Visionen unmittelbar verursacht oder instrumentalisiert hätte. Das Problem der Schwärmerei wurde nun im Zusammenhang ihres Verhältnisses zu Wahrheit, Politik und Wissenschaft erörtert. Parallel dazu befaßten sich Gelehrte in zunehmendem Maße mit den Affekten, die die menschlichen Handlungen lenkten. Als sich die Debatte von den Universitäten an die Höfe verlagerte, als sie sich entsprechend politisierte und als eine wissenschaftliche Streitkultur sich verbreitete, verschob sich die Diskussion auch inhaltlich weg von der menschlichen Unterwerfung der Affekte und hin zu deren Übertragung auf andere Personen mittels Sprache und Gebärden. Auf der einen Seite tendierten die Gegner der ‚Schwärmer‘ dazu, die Seele mit dem Verstand und der Vernunft zu identifizieren, auf der anderen Seite charakterisierten sie die Seele als treibende Kraft der Handlungen. Mit anderen Worten: Innerhalb des aristotelischen Rahmens entwickelte sich eine zunehmend spirituelle Auffassung von der Seele. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Seele war entsprechend durch den Eklektizismus geprägt.

Die Auseinandersetzungen über die Schwärmerei veränderten sich. Die deutschen Visionäre, welche eine breitere Öffentlichkeit erreichten,

<sup>36</sup> Siehe *Ioanne Baptista van Helmont, Ortvs Medicinae. Id est, initia physicae inavdita. Progressus medicinae novus, in morborum ultionem. Ad vitam longam* (Nachdr. der Ausgabe Amsterodami 1648, Brüssel 1966) 317–319.

waren oft in der schwedischen Armee von Gustav Adolf als lutherische Feldprediger tätig; ihre Träume und Visionen verherrlichten den charismatischen König, und dies bereits 1631, d. h. nur knapp ein Jahr nach dem schwedischen Kriegseintritt. Sie lobten ihn noch nach dem Tod des schwedischen Königs, sogar nachdem die schwedische Armee 1635 allein, ohne Sachsen, den Krieg führte. Die ‚rechtgläubigen‘ Theologen behaupteten zwar erneut, daß die Schwärmer Melancholiker seien, welche durch die Anwendung der kollektiven Gewalt, genauer durch das von den drastischen Religionsänderungen verursachte Exil, verrückt geworden seien. Als die Religion den Horizont der Politik kaum mehr bildete, wurden die Fundamente der öffentlichen Ordnung hinterfragt. Das ‚Gewissen‘ wurde in den zeitgenössischen Traktaten als eine der Grundlagen der gesellschaftlichen und ethischen Ordnung dargestellt<sup>37</sup>.

Einige ‚rechtgläubige‘ Theologen priesen eine Religion, welche unmittelbar das „Gewissen“ treffen sollte. Sie leiteten das Wort „Gewissen“ von „Sicherheit“ ab, d. h. von „dem wahren Wissen“ – gegen die Scholastiker wie die Skeptiker – und von „Wissen“, d. h. von dem Wissen, das, nachdem es von Menschen geteilt wurde, zu einer „guten Wissenschaft“ führte. Die Wissenschaft könne demnach als Gegenmittel gegen den Enthusiasmus dienen<sup>38</sup>.

Infolge der Rezeption der großen Diskussion über das Wunder, die zeitgleich mit den Kriegsgeschehnissen in den 40er und 50er Jahren des 17. Jahrhunderts in England entstand<sup>39</sup>, konzentrierten sich weiterhin die Auseinandersetzungen auf die Problematik des Wunders. Die Schwärmer verwendeten ihre persönlichen Träume und Visionen als Beweis ihrer göttlichen Sendung und behaupteten, wie die Katholiken, daß die Ära der Wunder noch nicht abgeschlossen sei. Als Gegenreaktion auf diesen individualisierenden Umgang mit der Wahrheit und dem Göttli-

<sup>37</sup> Im folgenden fasse ich einige meiner Untersuchungen zusammen: *Claire Gantet*, Exil, songes et nostalgie de la paix durant la guerre de Trente ans (1618–1648), in: *Rémy Cazals, Nicolas Offenstadt* (Hrsg.), *Paroles de paix en temps de guerre* (Carcassonne 2006, im Druck). *Dies.*, Hans Engelbrecht's (1599–1642) ‚miracles‘ and the Protestant Delineations of the Supernatural, 16<sup>th</sup>–17<sup>th</sup> c., in: *Fernando Vidal* (Hrsg.), *Miracles as Epistemic Things* (Den Haag 2006, im Druck).

<sup>38</sup> Siehe beispielsweise *Jacob Stolterfoth*, *Conscientia in genere*, Das ist Gruendlicher Bericht Vom Gewissen ins gemein Daß es sey; Was es sey; Warumb es sey; und wie es recht zu pruefen und zu forschen sey... (Lu[e]beck 1654). Im folgenden beziehe ich mich vorwiegend auf diesen Traktat.

<sup>39</sup> Vgl. dazu *R[obert] M. Burns*, *The Great Debate on Miracles*. From Joseph Glanvill to David Hume (London, Toronto 1981).

chen strebten ‚Rechtgläubige‘ danach, die Natur und die Eigenschaften der Seele genauer zu definieren.

Gegen die Hochschätzung der Imagination bei den Visionären hoben diese den Verstand hervor. Zwar besäßen einige Zeitgenossen, wie Luther, eine prophetische Gabe. Es handele sich aber um außergewöhnliche Figuren, welche eher einen redseligen Diskurs denn eine visionäre Absicht entwickelten. Diese Akzentverschiebung könnte zu einer neuen Auffassung von Erkenntnis führen, die die Erkenntnis nicht mehr im aristotelischen Sinne als Vermittlung von Bildern der Sachen durch die fünf äußeren Sinne zur Imagination und Verstand, sondern als Diskurs und Urteil konzipierte. ‚Rechtgläubige‘ behaupteten weiterhin, daß die Schwärmer verrückt seien – nicht mehr wie im vorigen Jahrhundert, weil ihre Imagination gestört sei, sondern weil sie Worte äußerten, die „gegen den Sinn und die menschliche Vernunft“ gingen.

Die Hervorhebung des Prinzips der Vernunft durch die orthodoxen Theologen in der Auseinandersetzung mit den Schwärmern erwies sich als wegweisend. Denn die Auffassung von der Seele wurde entsprechend gewissermaßen spiritualisiert. Das in der Öffentlichkeit einflußreichste Werk wurde nicht von einem Akademiker verfaßt, sondern von einem Gelehrten, der am Wolfenbütteler Hof tätig war, nämlich Justus Georg Schottelius (1612–1676). Im Jahre 1669 veröffentlichte er die erste Synthese über die Seele in deutscher Sprache. Er definierte den Menschen wie folgt:

„Der Mensch bestehet in Leib und Seel. Der Leib ist sichtbar/ an sich unbeweglich/ unverständlich und sterblich: Die Seel ist unsichtbar/ beweglich/ verstendig und unsterblich: Der Leib ist Fleisch/ Koht/ irrdisch und das geringste am Menschen/ die Seele ist ein Geist/ reinlich/ himmlisch und das vornemste am Menschen, Die rechte Vereinigung und Beisammenheit Leibes und der Seel machet also einen Menschen.“<sup>40</sup>

Innerhalb des aristotelischen Rahmens der Seele als Lebensprinzip wurde also die Seele als Geist definiert. Schottelius erklärte weiter, daß die Seele bzw. das „Gemüt“ aus Verstand und Willen bestehe. Der Verstand sei zwar der Sitz der Gedanken und des rationalen Urteils. Jedoch, um zustande zu kommen, folge jener Gedanke einem komplexen Weg: Nachdem er aus dem „sensus communis“ hervorgegangen sei, passiere er die „Phantasia“, das Gedächtnis, dann die „Begierde“ (oder „appetitus“) und letztlich die „Bewegungskraft“. Wenn der Wille dem Verstand

<sup>40</sup> Justus Georg Schottelius, *Ethica. Die Sittenkunst oder Wollebenskunst*, hrsg. von Jörg Jochen Berns (Bern, München 1980) 70.

gehörche, sei der Gedanke rational. Meist aber sei das prekäre Gleichgewicht der Seele durch den Willen und die Affekte, d. h. die Instanz, die den Willen in Handlungen umsetzt, bestimmt. Die Affekte oder „Herzneigungen“, welche entweder negativ – ggf. verursachten sie die Sünde – oder positiv, wenn sie Tugend und Gesundheit förderten, wirkten, seien ein Korrektiv der Seele. Diese Tätigkeit habe einen inneren Richter, den Schottelius das „Gewissen“ nannte:

„Das Gewissen ist ein unbetriegliches Zeuge und rechter Richter bey uns über Tugend und Untugend. Das Gewissen ist eine innerliche Erkenntniß, auch Gericht und Urteil über alles Tun und Lassen... unser Schuldbuch.“<sup>41</sup>

Dadurch, daß sie die Zusammenhänge zwischen der rationalen Seele und dem Körper für den Menschen undurchsichtig machten, riefen die Affekte die Selbstbeobachtung, also ein Abstandnehmen des Selbst von sich, hervor.

Schottelius' Werk, das den Titel „Ethica“ trägt, gehört zu der Gattung der ‚Fürstenspiegel‘ und war für den Kronprinz des Wolfenbütteler Hofes konzipiert. Es ging um die Erziehung, um die Dressur des Willens, um das Modellieren des Verstands, um die moralische Bildung der künftigen Regenten. Die Untersuchung der Seele wurde auch deshalb zum Gegenstand einer neuen Gattung, der ‚Moralistik‘.

Die meisten politischen Werke, die um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verfaßt wurden, waren von dem Neustoizismus beeinflusst, der sich durch die Rezeption von Justus Lipsius (1547–1606) verbreitet hatte. Obwohl Lipsius die „Constantia“, die Beständigkeit, gelobt hatte, sahen die deutschen Autoren in der „Prudentia“ oder „Klugheit“ die Haupttugend des Fürsten. Ihrer Ansicht nach erlaubte die „Vernunft“ das „Durchschauen“ des anderen, sei er Fürst oder Untertan, und das Vorhersehen seiner Reaktion. Der herausragende Sinn wurde das Auge, durch welches der Mensch beobachten, entziffern und vorhersehen konnte. Das Titelblatt des Werkes von Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658) „Kluger Hofmann“, das 1655 erschien (Abb. 5), zeigt beispielsweise einen Höfling (einen Reiter) im Vordergrund, der mit einem Fernrohr den Kampf des Theseus gegen den Minotaurus im Labyrinth beobachtet<sup>42</sup>. In seinem Kommentar erläuterte Harsdörffer, daß der Mi-

<sup>41</sup> Ebd., 602–603.

<sup>42</sup> Mr. Du Refuge Kluger Hofmann: Das ist, nachsinnige Vorstellung deß untadelichen Hoflebens, mit vielen lehrreichen Sprüchen und denkwürdigen Exempeln gezieret... Gedolmetscht, und mit vielen Gedichten, Anmerkungen und seltenen Betrachtungen beleuchtet

notaurus die Sünde des Hoflebens symbolisiere, die der Höfling bekämpfen solle. Sein Fernrohr intensiviere den Gesichtssinn und vermittele ihm, was zuvor noch nicht gesehen worden war: Es fungiere als ein Emblem der politischen Klugheit, das ihm schließlich erlaube, den Faden der Ariadne auszukämmen. Da der Weg der Daten der fünf äußeren Sinne nicht mehr direkt über die Imagination verlaufe, wie früher in der aristotelischen Tradition, brauche man ein Werkzeug, wie hier das Fernrohr, um den Menschen durchschauen zu können. Das Gemüt war nun nicht mehr durch den täuschenden Schein der Dinge, wie im 16. Jahrhundert, sondern durch die Reizbarkeit der Affekte betrübt. Das Augenmerk richtete sich vor allem auf das Vermögen, diese Erregung der Sinne einem anderen zu übertragen, sowie auf die Verinnerlichung der Affekte. Mittel dieser Übertragung waren die „Lust“ und die „Belustigung“ des Lesers, die zur charakteristischen Tonart dieser Literatur wurden. Die angemessene Erregung der Affekte bewirkte die „delectatio“, d. h. das Vergnügen der rationalen Seele, welche auf der psychische Ebene den Zweck der Rhetorik verwirklichte, nämlich die „persuasio“, die Überzeugung.

In der politischen Literatur der letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts wurde der Zweck des Vergnügens und der Unterhaltung durch den „Geschmack“ thematisiert, der als Erfahrung des Besonderen konzipiert war und als solches eine sinnliche Auffassung des Selbst ausdrückte. Der „Geschmack“ wurde dennoch auch in seinem ästhetischen Sinne, als literarischer Kanon, verstanden<sup>43</sup>. Die Verhältnisse zwischen Seele und Körper waren nicht mehr bloß ein Gegenstand der Theologie und der Semiotik, sondern auch der Ästhetik.

Die allgemeine Tendenz, die Seele nicht mehr ontologisch in ihrem Verhältnis zum Leib, sondern ihre Tätigkeit, die Erfahrung der Verbindung von Seele und Körper zu behandeln, wirkte sich ebenfalls auf die Mediziner aus. So bestimmte die neue Sicht der Seele beispielsweise die Rezeption Descartes'. Sein unmittelbarer Anhänger, der calvinistische Philosoph und Theologe an der medizinischen Universität Duisburg Johann Clauberg (1622–1665), beschäftigte sich nicht mit dem Problem der Seele als Substanz oder mit der Frage nach ihrem Sitz, sondern mit den einzelnen Handlungen, in welchen sich die Verbindungen der Seele

Durch ein Mitglied der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft [i. e. *Georg Philipp Harsdörffer*] (Frankfurt, Hamburg 1655).

<sup>43</sup> Cf. *Gotthardt Frühsorge*, *Der politische Körper. Zum Begriff des Politischen im 17. Jahrhundert und in den Romanen Christian Weises* (Stuttgart 1974). *Rüdiger Campe*, *Affekt und Ausdruck. Zur Umwandlung der literarischen Rede im 17. und 18. Jahrhundert* (Studien zur deutschen Literatur 107, Tübingen 1990).



Abb. 5: Mr. Du Refuge Kluger Hofmann: Das ist, nachsinnige Vorstellung deß untadelichen Hoflebens, mit vielen lehrreichen Sprüchen und denkwürdigen Exempeln gezieret... , Gedolmetscht, und mit vielen Gedichten, Anmerkungen und seltnen Betrachtungen beleuchtet Durch ein Mitglied der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft [i.e. Georg Philipp Harsdörffer] (Franckfurt, Hamburg 1655) Titelblatt.

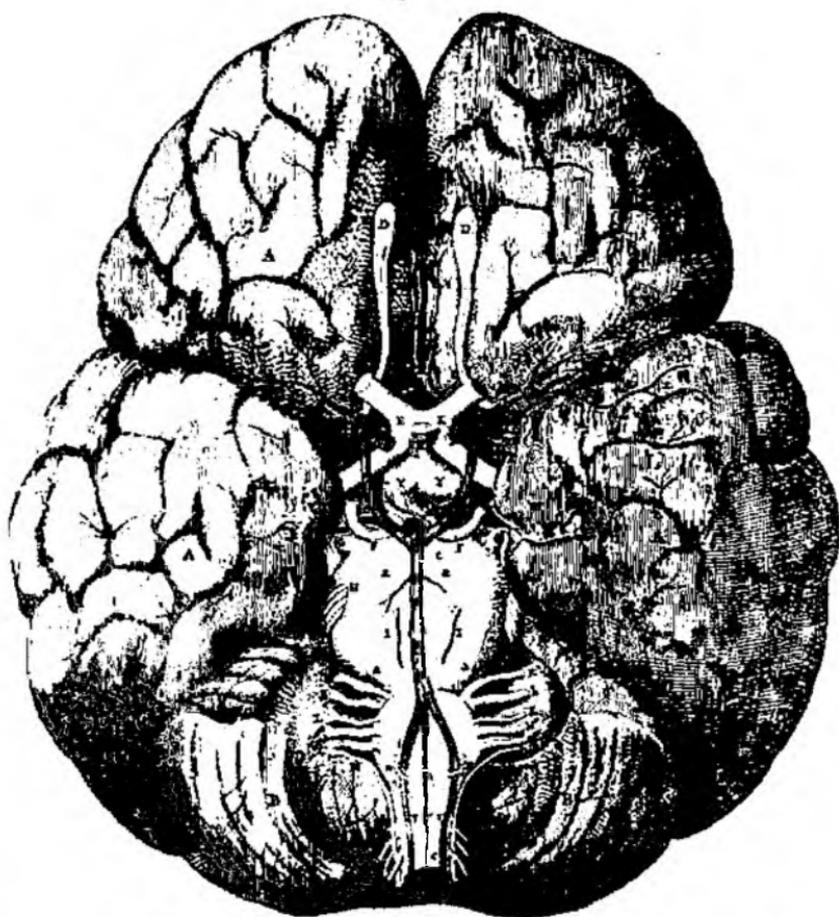
mit dem Körper manifestierten<sup>44</sup>. Diese Tendenz zu einer pragmatischen Erforschung der Seele förderte die Untersuchung der unterschiedlichen Modi der Präsenz der Seele im Körper: des Schlafes, der Träume, des Wahns. Die cartesianische Definition der Seele als „res cogitans“ und des Körpers als „res extensa“ wurde verändert: Nun wurde die zwischen dem Gedanken und der Ausdehnung stehende Reizbarkeit betont.

Der Anfang des 18. Jahrhunderts könnte in Folge der früheren Entwicklungen als Sieg einer rein physiologischen Auffassung von der Seele angesehen werden. Die zunehmende Verlegung des geistigen Lebens des Menschen ins Gehirn verschärfte jedoch die Unsicherheiten bezüglich der Lokalisierung der geistigen Vermögen, der Kommunikation zwischen Körper und Seele und der Definition vom Menschen. Die Mediziner, die sich auf die Untersuchung der Nerven konzentrierten, entwickelten zunächst keine Vorstellung von der persönlichen Identität. Die Philosophen schlugen ihrerseits Definitionen von der Identität vor, in denen die medizinischen Kenntnisse unterschiedlich kombiniert waren und wenig ‚psychologisch‘ in unserem Sinne blieben.

Zwar beschäftigten sich die Ärzte und Anatomen in zunehmendem Maße mit dem Nervensystem als Berührungspunkt zwischen Seele und Körper. Damit entwickelten sie ein funktionales Raster der Kommunikation zwischen Seele und Körper und begünstigten die empirische Erforschung des geistigen Lebens des Menschen. Sie vermochten jedoch kaum eine eindeutige Antwort im Hinblick auf die Grundlagen des Verhältnisses von Körper und Seele zu geben. Wie gestaltete sich der Verlauf der Hirnnerven? War der Ursprungsort der sensorischen Nerven identisch mit dem Sensus communis? Waren die Seelenvermögen, d. h. der Verstand, die Imagination und das Gedächtnis in der Hirnsubstanz selbst verortet?

Einige Ärzte versuchten, eine direkte Korrelation zwischen der anatomischen Struktur und den psychophysischen Funktionen festzulegen, wonach beispielsweise, wie bei dem englischen Mediziner und Anatomen Thomas Willis, der Corpus striatum (der Streifenkörper) der Sitz des Sensus communis, der corpus callosum (der ‚Balken‘, d. h. die weiße Substanz) der Sitz der Imagination, das Kleinhirn der Sitz der Affekte, Begierde und vegetativen Funktionen, und die Hirnrinde der Sitz des Ge-

<sup>44</sup> Cf. *Francesco Trevisani*, *Descartes in Germania. La ricezione del cartesianesimo nella Facoltà filosofica e medica di Duisburg (1652–1703)* (Mailand 1992). *Ders.*, *Einflüsse des Cartesianismus an der Universität Duisburg*, in: *Irmgard Hantsche* (Hrsg.), *Zur Geschichte der Universität. Das „gelehrte Duisburg“ im Rahmen der allgemeinen Universitätsentwicklung* (Duisburger Mercator-Studien 5, Bochum 1997) 85–105.



de medio T. vid. pag. 328

Abb. 6: Thomas Willis, *Cerebri Anatomie, Cui accessit Nervorum Descriptio & Usus* (Amstelodami 1667) 15.

dächtnisses seien<sup>45</sup>. Die Untersuchung der Seele wurde zur Anatomie des Gehirns (Abb. 6). Dieser Auffassung nach waren die geistigen Vermögen, wie beispielsweise der Sensus communis und die Imagination, topographisch im Gehirn sowie epistemologisch getrennt. Andere Mediziner, die vom Sensualismus beeinflusst waren, hielten an den Sinnes-

<sup>45</sup> Siehe Thomas Willis, *Cerebri Anatomie, Cui accessit Nervorum Descriptio & Usus* (Amstelodami 1667).

wahrnehmungen als Grundlage von Denken, Vernunft und Imagination fest.

Es herrschte also kein Konsens darüber, ob der Interaktionsort von Seele und Körper identisch mit dem Sitz der Seele oder des Seelenorgans war. Insgesamt bezogen sich die Ärzte und Anatomen auf eine immer unschärfere Definition des Seelenorgans. Deshalb beschäftigten sie sich in zunehmendem Maße mit dem Nervensystem als Berührungspunkt zwischen Seele und Körper. Das 18. Jahrhundert war deswegen das Jahrhundert der „Empfindlichkeit“, weil es eine Auffassung vom Menschen entwickelte, die den Nerven eine große Rolle in der Physiologie des Körpers und der Seele zuschrieb<sup>46</sup>. Später jedoch, um die Jahrhundertmitte, wurde die physiologische Empfindlichkeit als konstitutiv für die menschliche Identität betrachtet.

Die meisten Gelehrten strebten ihrerseits danach, die Verhältnisse zwischen Seele und Körper zu erhellen, dies vorrangig sowohl, um die mechanistischen Erklärungen des Verhältnisses zwischen Seele und Körper als auch, um die ‚neuen Schwärmer‘, nämlich die Pietisten, die die Fragestellung der prophetischen Inspiration wieder belebten, zu widerlegen<sup>47</sup>. An dieser Stelle möchte ich nur drei Beispiele kurz erläutern: drei Gelehrte aus Sachsen, alle drei lutherischen Bekenntnisses; sie schrieben dem Körper eine wesentliche Rolle zu, aber sie formulierten ganz unterschiedliche Auffassungen von der seelischen und körperlichen Dimension der Identität.

Die Affektenlehre wurde zunächst um die Jahrhundertwende von einem Vermittler zwischen den Universitäten und den Höfen zusammengefaßt, dem Juristen Christian Thomasius (1655–1728), Professor an der Universität Halle. Gegen Descartes' Philosophie, welche er für mechanistisch und atheistisch hielt, behauptete er, daß der Mensch, der aus einem Leib und einer rationalen Seele bestehe, keine Vorstellung seines eigenen Wesens erreichen könne, ohne sich Gedanken über seinen Körper zu machen. In zwei Werken, die beide 1691 erschienen, postulierte er, daß die wahre Erkenntnis die Erkenntnis seiner selbst sei, und hob auf das Individuum ab, da die sinnliche Erkenntnis immer eine Erkenntnis eines Individuums sei. Er stellte der Möglichkeit der Erkenntnis drei Prämis-

<sup>46</sup> Vgl. dazu *Fernando Vidal*, *The Eighteenth Century as ‚Century of Psychology‘*, in: *Jahrbuch für Recht und Ethik* 8 (2000) 407–434.

<sup>47</sup> Vgl. *Valerio Marchetti*, *L'Orthodoxie luthérienne et le piétisme*, in: *Anne Lagny* (Hrsg.), *Les Piétismes à l'âge classique. Crise, conversion, institutions* (Racines et modèles, Villeneuve-d'Ascq 2001) 167–203.

sen voran: einen gesunden Leib, einen gesunden Verstand und den Wachzustand. Der Schlaf und der Traum waren hingegen in den Bereich des Irrealen und der Täuschung zurückgeworfen. In seinen Ethikhandbüchern entwickelte Thomasius seine Affektenlehre, welche nicht mehr als „Hertzneigungen“, sondern als „Gemüts-Neigungen“ bezeichnet wurden: Sie ergaben sich einerseits aus dem steten Schwanken des Willens zwischen Vernunft und Wahn – diese stete schwankende Bewegung nannte Thomasius eine „Neigung“ – und andererseits aus dem „Trieb“, d. h. dem ruhigen oder unruhigen Laufen dieser Bewegung des Willens. Die rationale Seele bzw. das Gemüt war demnach keineswegs der Ort der reinen Gedanken<sup>48</sup>.

Thomasius schlug eine neue Einordnung der Wissenschaften vor, die er als „Philosophie“ gegenüber der „Theologie“ und der „Ontologie“ bezeichnete. Die „Philosophie“ sollte sich seiner Ansicht nach in drei Wissenschaften teilen, nämlich die „Instrumental-Philosophie“ (d. h. Grammatik, Dichtung, Geschichte, Rhetorik, Logik), die „theoretische Philosophie“ (darin schloß er die Pneumatik, die Ethik oder „Sittenlehre“, die Staatswissenschaft oder „Staatskunst“) und die Haushaltungskunst. Obgleich Thomasius die Wissenschaften also von der Theologie partiell abkoppelte, beließ er die Wissenschaft von der Seele zerstreut zwischen der Pneumatik, der Physik, der Logik und der Ethik. Diese Zerstreung ergab sich gewissermaßen aus der politischen Dimension von Thomasius' Vorhaben. Er strebte danach, ein Erziehungsprogramm für die Höfe zu entwerfen, das die von ihm als „nützlich“ bezeichneten Wissenschaften fördern würde: die Ethik, die Politikwissenschaft, die Anthropologie (die in der Physik eingeschlossen war), die Medizin, die Algebra und vor allem die Wirtschaftslehre. Dieser Zerstreung entsprach eine eklektische Verwendung des Vernunftbegriffs, der manchmal in seinem Verhältnis zum Gedanken, manchmal in seinem Verhältnis zum Körper oder zur Materie und zu den Affekten, manchmal je nach dem Laster oder der Tugend, und manchmal nach der Sünde und der Krankheit benutzt wurde. Thomasius hatte jedoch ein neues, praktisches Anliegen. Um seine „Ausübung der Sittenlehre“ vorzubereiten, veranstaltete er Seminare und

<sup>48</sup> Siehe *Christian Thomasius, Einleitung zur Vernunftlehre*. Mit einem Vorwort von *Werner Schneiders* (Nachdr. der Ausgabe Halle 1691, Hildesheim 1968). *Ders., Ausübung der Sittenlehre*. Mit einem Vorwort von *Werner Schneiders* (Nachdr. der Ausgabe Halle 1696, Hildesheim 1968). *Ders., Versuch vom Wesen des Geistes oder Grund-Lehren so wohl zur natürlichen Wissenschaft als der Sitten-Lehre*, hrsg. von *Kay Zenker*; *Ausgewählte Werke* 12, (Nachdr. der Ausgabe Halle 1699, Hildesheim, Zürich, New York 2004). Vgl. *Friedrich Vollhardt* (Hrsg.), *Christian Thomasius (1655–1728). Neue Forschungen im Kontext der Frühaufklärung* (Frühe Neuzeit 37, Tübingen 1997).

Kurse, in welchen die Studierenden die Seele des anderen durch gezielte Fragen und gedankliche Assoziationen prüften. Diese Seminare wurden jedoch so wenig ernst genommen, daß Thomasius sein Vorhaben aufgeben mußte. Thomasius hatte also eine ethische Auffassung von der Person vorgeschlagen, die abstrakt bleiben mußte.

Die zweite einflußreiche Untersuchung der Seele aus der Zeit um die Jahrhundertmitte stammte von dem damaligen Professor für Medizin der Universität Halle und ersten Mediziner am Brandenburg-Preußischen Hof, Georg Ernst Stahl (1659–1734). Dieser vertrat die These einer Synergie oder gegenseitigen Verschachtelung von Seele und Körper und nannte diesen beseelten Körper einen „Organismus“. 1708–1709 führte er einen Briefwechsel mit Leibniz, welcher seine Überlegungen in der „Theodizee“ (1710) veröffentlichte. Im Jahre 1720, d.h. vier Jahre nach dem Tode von Leibniz, publizierte Stahl ihren gesamten Briefwechsel.

Nach Leibniz bestanden der Körper und die Seele aus Monaden, d.h. aus einfachen Substanzen. Die körperlichen Monaden waren aber endlich und nur zu verwirrten Perzeptionen fähig, während die seelischen Monaden bewußte und vernünftige Perzeptionen, die mit Gedächtnis ausgestattet waren, formten. Die Seele wurde zur „forma substantialis“, d.h. zu Form und Bewegungsprinzip des Körpers. Über beide herrschte dennoch eine göttliche Harmonie, auf welcher die Verbindungen zwischen Seele und Körper beruhten. Die Übereinstimmung zwischen Seele und Körper war eine Folge von Ursachen, die ihren Ursprung und ihren Zweck in Gott fanden.

Stahl sah die Seele ebenfalls als eine Bewegungskraft („motus“) im lebenden Körper an, die durch zwei Vermögen gekennzeichnet war, nämlich durch Klugheit und Willen. Stahl stellte nicht Seele und Körper, sondern das Organische (das Lebende) und das Anorganische gegenüber. Die von Leibniz herangezogene Kausalität zwischen Seele und Körper ermöglichte, Stahls Meinung nach, nicht die Erklärung des organischen Wechsels. Stahl hob sich weiter von Leibniz durch die Auffassung der Vernunft und des Bewußtseins ab. Nach Stahl waren alle Perzeptionen bewußt, da der Körper auf sie reagierte; es bestand demnach kein bevorzugtes Verhältnis zwischen Vernunft und Bewußtsein. Stahl untersuchte die Verhältnisse zwischen Seele und Körper nicht ontologisch, wie Leibniz, sondern mittels einer Interpretation der Symptome der Gesundheit bzw. Krankheit und der Affekte. Die Traktate von Stahl schlossen eine Sammlung von Gesundheitsrezepten in der Tradition der ‚Diätetiken‘ ein. Stahl schlug demnach keine differenzierte psychische Therapie vor

und zielte auch entsprechend nicht auf eine Interpretation der Selbsterkenntnis ab<sup>49</sup>.

Leibniz hingegen verwandte ein ganzes Werk auf die Widerlegung der Definition der persönlichen Identität, welche John Locke 1694 in der zweiten Ausgabe seines „Essay Concerning Human Understanding“ dargelegt hatte. Als Entgegnung auf Locke, der aus dem Beispiel des Schlafes ohne Träume schloß, daß die Seele nicht ständig tätig sei, behauptete Leibniz in seinem „Essais concernant l'entendement humain“ (1703–1705), daß jedwede Substanz eine Tätigkeit habe, und daß die Seele nicht ohne Perzeptionen, seien diese deutlich oder undeutlich, sein könne. Beide Gelehrten kennzeichneten also die persönliche Identität durch das reflexive Bewußtsein. Locke definierte sie dennoch nicht als Substanz, sondern durch die Kontinuität des Gedächtnisses und des Bewußtseins. Leibniz charakterisierte sie dagegen durch die „moralischen Eigenschaften“ und „das Bewußtsein oder das innere reflektierende Gefühl auf das, was sie ist“<sup>50</sup>. Die Verbindung zwischen der Seele und dem Körper, die nicht physisch, sondern metaphysisch sei, „bewirkt, daß Seele und Körper ein *Zugrundeliegendes* oder das bilden, was man eine *Person* nennt“<sup>51</sup>. Leibniz favorisierte demnach eher eine metaphysische als eine psychische Definition der Person. In einem Fragment, das nach 1696 geschrieben wurde, bestimmte Leibniz die Psychologie als die

<sup>49</sup> Siehe G. W. Leibniz, *Essais de théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal*, hrsg. und übersetzt von Herbert Herring (Philosophische Schriften 2, 2 Bde., Französisch und Deutsch, Frankfurt a.M. 1996). Georg Ernst Stahl, *Über den mannigfaltigen Einfluß von Gemütsbewegungen auf den menschlichen Körper* (Halle 1695). *Über die Bedeutung des synergischen Prinzips für die Heilkunde* (Halle 1695). *Über den Unterschied zwischen Organismus und Mechanismus* (1714). *Überlegungen zum ärztlichen Hausbesuch* (Halle 1703), eingeleitet, ins Deutsche übertragen und erläutert von Bernhard Josef Gottlieb (Sudhoffs Klassiker der Medizin 36, Leipzig 1961). Vgl. Johanna Geyer-Kordesch, *Pietismus, Medizin und Aufklärung in Preußen im 18. Jahrhundert. Das Leben und Werk Georg Ernst Stahls* (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung 13, Tübingen 2000). *Dies., Passions and the Ghost in the Machine: or what not to ask about science in Seventeenth- and Eighteenth-Century Germany*, in: Roger French, Andrew Wear (Hrsg.), *The Medical Revolution of the Seventeenth Century* (Cambridge u. a. 1989) 145–163. *Dietrich von Engelhardt, Alfred Gierer* (Hrsg.), *Georg Ernst Stahl (1659–1734) in wissenschaftshistorischer Sicht* (Acta historica Leopoldina 30, Halle a.d.S. 2000), insbesondere Fritz Hartmann, *Die Leibniz-Stahl-Korrespondenz als Dialog zwischen monadischer und dualistisch-„psycho-somatischer“ Anthropologie*, 97–124.

<sup>50</sup> „ils confondirent l'indestructibilité avec l'immortalité, par laquelle on entend dans l'homme, non seulement que l'âme, mais encore que la personnalité subsiste: c'est-à-dire en disant que l'âme de l'homme est immortelle, on fait subsister ce qui fait que c'est la même personne, laquelle garde ses qualités morales, en conservant la conscience ou le sentiment réflexif interne de ce qu'elle est“, Leibniz, *Essais de Théodicée* 338.

<sup>51</sup> Ebd. 294.

Wissenschaft der Monaden und teilte sie in eine Theorie der Perzeption und eine Theorie der Geister. Die Pneumatologie wurde also zwar in die Psychologie integriert, deren Inhalt schöpfte sich aber aus der Physik und der Metaphysik<sup>52</sup>.

Abschließend kann man mit Michel Foucault behaupten, daß der philosophische Status des Menschen durch den medizinischen Gedanken geprägt wurde. Diese allgemeine Aussage muß jedoch nuanciert werden.

Von Anfang des 16. Jahrhunderts an bis ins 18. Jahrhundert hinein wurde im Heiligen Römischen Reich der Mensch als eine Verbindung zwischen Seele und Körper definiert. Innerhalb des aristotelischen Rasters von der Seele als ‚Form des Körpers‘ entwickelten sich jedoch neue Auffassungen von der Seele und der persönlichen Identität. Im 16. Jahrhundert wurde die Verbindung zwischen Seele und Körper als substantiell konzipiert. Das Hauptproblem betraf die Definition und die Verortung der göttlichen Komponente der Seele. Die Auseinandersetzungen über die ‚Schwärmerei‘ trugen zu einer Abgrenzung zwischen den natürlichen und den übernatürlichen Bereichen bei. Gegen die Hochschätzung des Geistes und der Träume bei den ‚Schwärmern‘ begegnete man mit zunehmendem Mißtrauen der Imagination, die als eine gefährliche Irrtumspotenz angesehen wurde, die eher auf einen Innenraum der Versuchung als auf die Realität verwies, und man hob dagegen den Verstand als erstes Seelenvermögen hervor. Statt eine dualistische Auffassung von Seele und Körper zu entwickeln, betonte man im 17. Jahrhundert die Stellung der Affekte zwischen dem Gedanken und dem Körper. Diese Akzentverschiebung lenkte das Augenmerk auf die Selbstbeobachtung. Im 18. Jahrhundert verschärfte die zunehmende Verlegung der seelischen Qualitäten ins Gehirn die Unsicherheiten bezüglich der Lokalisierung der Seelenvermögen und der Identität des Menschen. Die Kommunikation zwischen Seele und Körper wurde manchmal moralisch (bei Thomasius), manchmal organisch (bei Stahl), manchmal metaphysisch (bei Leibniz), und manchmal funktionell (wie bei vielen Medizinern) angesehen. Diese Geschichte bleibt also eine offene Geschichte. Bis in die 20er Jahre des 18. Jahrhunderts hinein hielt man an der Vorstellung eines ‚Seelenorgans‘, eines ‚sensus communis‘ und an der Zirkulation von ‚Spiritus‘ im Gehirn wie im Körper fest. Auffallend ist, wie die Diskussion nicht nur religiös, sondern auch konfessionell blieb. Da der maßge-

<sup>52</sup> Vgl. *Fernando Vidal, La Place de la psychologie dans l'ordre des sciences*, in: *Revue de Synthèse* 3-4 (1994) 327-353, hier 331.

bende Ansatz in der Unterscheidung zwischen den natürlichen bzw. physiologischen und den göttlichen Komponenten der Seele bestand, erwies sich das Problem der ‚Schwärmerei‘ bzw. des ‚Enthusiasmus‘ als tonangebend. Deshalb beschäftigten sich viele Lutheraner mit der Seele und deren Verhältnissen mit dem Körper. Obgleich konfessionell motiviert, wurden die Untersuchungen der Seele inhaltlich weitgehend akonfessionell betrieben, als ob die konfessionelle Zugehörigkeit einen Antrieb, jedoch kein festes Muster bieten würde.

Ein Topos der Sekundärliteratur über die Subjektivität ist, daß das 17. und das 18. Jahrhundert eine ‚Psychologisierung‘ der Auffassungen vom Menschen kreiert haben. Inwiefern kann man von ‚Psychologisierung‘ sprechen? Meine Untersuchungsperiode endet mit den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts und dem Werk von Christian Wolff, der die akademische Psychologie als die Beobachtung „dieses Prinzips, das in uns spürt, daß es denkt, daß es Ideen der Dinge, die außer ihm sind, nämlich die Seele oder der Geist“ definierte. Wolff charakterisierte die nicht mathematisierbare empirische Psychologie durch das Bewußtsein dessen, was in uns geschieht und durch die externe Beobachtung, durch Ausschluß der Anatomie und der Physiologie<sup>53</sup>. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurde jedoch das Vorhaben einer empirischen Wissenschaft der seelischen Vermögen formuliert, insoweit als es sich in einen moralischen, metaphysischen oder religiösen Plan einfügte<sup>54</sup>.

Einige Begriffe wurden aber im 18. Jahrhundert obsolet oder umgedeutet. Es wurde nun beispielsweise der Substanzbegriff vermieden und eher auf die Kommunikation zwischen Seele und Körper abgehoben. Mit seinem Versuch einer ontologischen Untersuchung der Seele, des Körpers und der Person stand Leibniz isoliert da. In Folge der Entdeckung der Assoziationen von Ideen wurden die „Gedanken“ eher als psychischer denn als logischer Vorgang betrachtet. Obgleich man sich im 18. Jahrhundert mit den konkreten Manifestationen der Verbindung zwischen Seele und Körper beschäftigte, blieb diese Kommunikation unklar: Handelte es sich um einen Einfluß der Seele auf den Körper oder umgekehrt des Körpers auf die Seele, oder noch um ein Miteinander beider? Um weder des Materialismus noch des Dualismus beschuldigt zu werden, ließ man die Definitionen unscharf. Da das Seelenorgan die

<sup>53</sup> Siehe *Christian Wolff*, *Psychologie ou traité sur l'âme. Contenant les Connoissances, que nous en donne l'Expérience* (Nachdr. der Ausgabe Amsterdam 1745, Hildesheim, Zürich, New York 1998) 31–33: „tout ce qui touche au corps doit être traité dans la physique“.

<sup>54</sup> Cf. *Fernando Vidal*, *Psychology in the 18th Century: A View from Encyclopaedias*, in: *History of the Human Sciences* 6 (1993) 89–119.

Komplexität der seelischen Phänomene, insbesondere der Emotionen, Leidenschaften und Träume nicht genauer erklären ließ, beschränkte man sich auf die Nerven. Statt um eine ‚Psychologisierung‘ ging es also eher um eine begrenzte Physiologisierung der geistigen Fähigkeiten und deren Fragmentierung.

Diese Diskussion kann aus heutiger Sicht sehr befremdlich wirken. Denn im 19. Jahrhundert verschwand der Terminus ‚Seele‘ aus den Geisteswissenschaften zugunsten der Begriffe ‚Geist‘, ‚Gehirn‘ und vor allem ‚Bewußtsein‘.

Dennoch – ist uns diese Geschichte völlig fremd? Seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts ist der Terminus ‚Seele‘ wieder aufgetaucht. Der berühmte Neurologe Oliver Sacks verwendete ihn im Jahre 1990, im Zusammenhang mit von lethargischen Gehirnentzündungen Betroffenen<sup>55</sup>. Wenn die von Sacks beobachteten Erkrankten nach vielen Jahren wieder zur Fassung kamen, hatten sie den Sinn der persönlichen Einheit verloren. Sacks betonte damit die Fortdauer eines offen gebliebenen Problems, das in der Frühen Neuzeit mit dem Seelenbegriff unmittelbar verbunden war: die Frage nach der Einheit des Ich und die Bedingungen und Mechanismen des Bewußtseins. Dieses Wiederaufleben des Seelenterminus ist Ausdruck einer breiteren Aufwertung des Gehirns als Ort der persönlichen Identität. Seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden zahlreiche Fiktionen veröffentlicht, die beispielsweise Sterbende darstellten, die in der Form ihres Gehirns überleben wollten. In diesen Fiktionen ist das Gehirn das einzige Organ, das für die Existenz des Ich und die Bewahrung der persönlichen Identität notwendig ist. Diese Verwendung der Fiktion über das Gehirn geschah parallel zu der fortschreitenden institutionellen und finanziellen Entwicklung der neurowissenschaftlichen Forschung und der Überzeugung, daß diese Forschung entscheidend für die Zukunft der Menschheit sei<sup>56</sup>.

Die Idee, daß wir unsere Seele bzw. unser Gehirn sind, ist jedoch schon vor der Entwicklung der Neurowissenschaften entstanden. An dieser Stelle möchte ich zu Bedenken geben, daß sie in den unterschiedlichen Auffassungen von Seele wurzelt, wie sie zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert herrschten.

<sup>55</sup> *Oliver Sacks*, *Neurology and the Soul*, in: *New York Review of Books*, 22. November 1990.

<sup>56</sup> Vgl. *Warren S. Brown*, *Nancey Murphy*, *Newton H. Malony* (Hrsg.), *Whatever Happened to the Soul? Scientific and Theological Portraits of Human Nature* (Minneapolis 1998). *Fernando Vidal*, *Les Sciences de l'âme* 355–379.

# Aufgaben, Stipendiaten, Schriften



## Aufgaben des Historischen Kollegs

Das Historische Kolleg, im Oktober 1980 in München eröffnet, wurde mit dem Auftrag errichtet, eine Stätte historischer Forschung für namhafte, hervorragend qualifizierte Wissenschaftler des In- und Auslands zu sein. Es hat sich zu einem „Institute for Advanced Study“ eigener Prägung entwickelt, das Gelehrten aus allen Bereichen der historisch orientierten Wissenschaften offensteht. Durch die Berufung ins Kolleg, die dessen Kuratorium ausspricht, wird Stipendiaten die Chance gegeben, sich während eines Kollegjahres ganz auf ein selbstgewähltes Forschungsvorhaben zu konzentrieren, um es vollenden zu können. Seit 1988 hat das Historische Kolleg seinen Sitz in der – für den neuen Verwendungszweck wiederhergestellten – Kaulbach-Villa, deren Großzügigkeit die mit den Kollegstipendien verbundene Residenzpflicht zu einem Privileg für die Berufenen werden ließ.

An die Stelle der früheren, rein privaten Förderung des Historischen Kollegs ist seit dem Kollegjahr 2000/2001 – als „public private partnership“ – eine gemeinsame Finanzierung aus öffentlichen und privaten Mitteln getreten: Der Freistaat Bayern sorgt für die Grundausstattung des Kollegs, private Zuwendungsgeber stellen für die Berufung von Gelehrten Stipendien zur Verfügung. Gegenwärtig finanzieren die Forschungsstipendien die Fritz Thyssen Stiftung, der Stiftungsfonds Deutsche Bank und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, die Förderstipendien ein dem Stifterverband verbundenes Unternehmen. Träger des Historischen Kollegs ist seither die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“. Bis Ende des 20. Kollegjahres haben der Stiftungsfonds Deutsche Bank und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft das Historische Kolleg finanziert; von ihnen ist auch der Impuls zur Gründung der neuen Einrichtung ausgegangen.

Den an das Historische Kolleg Berufenen wird die Möglichkeit geboten, frei von Lehr- und sonstigen Verpflichtungen in ungestörter Umgebung eine größere wissenschaftliche Arbeit („opus magnum“) abzuschließen. Es werden jährlich bis zu drei Forschungsstipendien vergeben, deren Verleihung zugleich eine Würdigung der bisherigen Leistungen der Berufenen darstellen soll. Im Vordergrund der Förderidee steht nicht die Unterstützung bestimmter Forschungsthemen, sondern die von Forscherpersönlichkeiten, die ein Buchprojekt vollenden wollen. Die ins Kolleg berufenen Wissenschaftler haben Residenzpflicht in der Kaul-

bach-Villa. Mit deren Bezug 1988 wurde zusätzlich ein Stipendium für besonders qualifizierte Nachwuchswissenschaftler eingerichtet, die das 35. Lebensjahr noch nicht wesentlich überschritten haben. Diese Förderstipendien, ab 2006/07 jeweils zwei pro Kollegjahr, sollen vornehmlich dem Abschluß von Habilitationsschriften dienen.

In Ergänzung der ursprünglichen Förderkonzeption hat der Stiftungsfonds Deutsche Bank im Jahre 1982 einen deutschen Historikerpreis ausgesetzt, der als „Preis des Historischen Kollegs“ vergeben wird. Mit diesem Preis wird das wissenschaftliche Gesamtschaffen eines Historikers im Sinne der Zielsetzungen des Historischen Kollegs gewürdigt, wobei die Grundlage für die Auszeichnung ein herausragendes Werk bilden soll, das wissenschaftliches Neuland erschließt, über die Fachgrenzen hinaus wirkt und in seiner sprachlichen Gestaltung vorbildhaft ist. Der jetzt mit 30000 Euro dotierte Preis wird alle drei Jahre vergeben; verliehen wird er vom Bundespräsidenten als dem Schirmherrn des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft. Die Dotierung des Preises hat sich inzwischen der „Freundeskreis des Historischen Kollegs e.V.“ zu seiner vornehmsten Aufgabe gemacht und einen besonderen Stiftungsfonds „Preis des Historischen Kollegs“ mit einem Grundstock für die Bildung eines entsprechenden Vermögensbestandes ausgestattet. Persönliche und institutionelle Förderer sind eingeladen, diesen Grundstock zu ergänzen oder Zuwendungen für einzelne Vorhaben bereitzustellen. 2004 hat in diesem Sinne die DaimlerChrysler AG erstmals die Finanzierung des Preises übernommen.

Das Historische Kolleg läßt es sich auch sonst angelegen sein, über fachliche Grenzen hinaus zu wirken. Jeder Stipendiat ist verpflichtet, Ziele und Ergebnisse seiner Arbeit in einem Vortrag der Öffentlichkeit vorzustellen; jeder Forschungsstipendiat hat im Bereich seines Forschungsvorhabens ein internationales Kolloquium abzuhalten. Die Vorlesungen zur Eröffnung der Kollegjahre und die Veranstaltungen zur Verleihung des Historikerpreises wenden sich in besonderer Weise an die geschichtlich interessierte Öffentlichkeit. Mit den „Schriften des Historischen Kollegs“ kommen die wissenschaftlichen Erträge zur Publikation, die aus Kolloquien und Vortragsveranstaltungen des Kollegs hervorgehen. Die geförderten „opera magna“ der Stipendiaten dagegen werden unabhängig und getrennt von den „Schriften des Historischen Kollegs“ veröffentlicht.

## Mitglieder des Kuratoriums und der Auswahlkommission, Gäste des Kuratoriums

Dem Kuratorium des Historischen Kollegs gehören derzeit an:

Vorsitzender:

Professor Dr. LOTHAR GALL

Stellvertretender Vorsitzender:

Professor Dr. DIETMAR WILLOWEIT

Persönliche Mitglieder:

Professor Dr. ETIENNE FRANÇOIS, Professor für Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin

Professor Dr. JOHANNES FRIED, Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M.

Professor Dr. KLAUS HILDEBRAND, Professor für Mittlere und Neuere Geschichte an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Professor Dr. MANFRED HILDERMEIER, Professor für Osteuropäische Geschichte an der Georg-August-Universität Göttingen

Professor Dr. MARTIN JEHNE, Professor für Alte Geschichte an der Technischen Universität Dresden

Professor Dr. CLAUDIA MÄRTL, Professorin für Mittelalterliche Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Mitglieder kraft Amtes:

Professor Dr. LOTHAR GALL, Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Professor Dr. HELMUT NEUHAUS, Sekretär der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Ministerialdirektor Dr. FRIEDRICH WILHELM ROTHENPIELER, Amtschef des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst

Professor Dr. LUISE SCHORN-SCHÜTTE, Vizepräsidentin der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Professor Dr. DIETMAR WILLOWEIT, Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Der Auswahlkommission für den „Preis des Historischen Kollegs“ gehören derzeit ferner an (Stand Mai 2006):

Professor Dr. JAN-DIRK MÜLLER, Professor für Deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Professor Dr. RUDOLF SCHIEFFER, Präsident der Monumenta Germaniae Historica, Professor für Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München

DR. VOLKER ULLRICH, Die Zeit, Hamburg

Ständige Gäste des Kuratoriums als Vertreter der privaten Zuwendungsgeber:

Ministerialrat Dr. GEORG BRUN, Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst

Dr. ALOIS BUCH, Fidentia – Gesellschaft für Stiftungs- und Spendenberatung, Düsseldorf

JÜRGEN CHR. REGGE, Vorstand der Fritz Thyssen Stiftung, Köln

Dr. HEINZ-RUDI SPIEGEL, Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Essen

# Merkblatt für Bewerbungen um Stipendien

Das Historische Kolleg, 1980 in München errichtet, hat sich zu einem „Institute for Advanced Study“ eigener Prägung entwickelt. Mit dem Auftrag gegründet, eine Stätte historischer Forschung für namhafte, hervorragend qualifizierte Wissenschaftler des In- und Auslands zu sein, bietet es Stipendiaten für die Dauer eines Jahres besondere Arbeitsvoraussetzungen, um den Abschluß von Forschungsvorhaben zu ermöglichen. Seit 1988 hat das Historische Kolleg seinen Sitz in der Kaulbach-Villa, deren Großzügigkeit die mit den Kollegstipendien verbundene Residenzpflicht zu einem Privileg für die Berufenen werden ließ.

An die Stelle der früheren, rein privaten Förderung des Historischen Kollegs ist seit dem Kollegjahr 2000/2001 – als „public private partnership“ – eine gemeinsame Finanzierung aus öffentlichen und privaten Mitteln getreten: Der Freistaat Bayern sorgt für die Grundausstattung des Kollegs, private Zuwendungsgeber stellen für die Berufung von Gelehrten Stipendien zur Verfügung. Gegenwärtig finanzieren die Forschungsstipendien die Fritz Thyssen Stiftung, der Stiftungsfonds Deutsche Bank und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, die Förderstipendien ein dem Stifterverband verbundenes Unternehmen. Träger des Historischen Kollegs ist seither die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

## 1. Zielsetzung

Das Historische Kolleg will ausgewiesenen und wegen ihrer herausragenden Leistungen in Forschung und Lehre besonders angesehenen Gelehrten aus dem gesamten Bereich der Geschichtswissenschaften die Möglichkeit geben, in Ruhe eine größere, schon möglichst weit fortgeschrittene Arbeit („opus magnum“) abzuschließen. Sie sollen von Lehr- und sonstigen Verpflichtungen freigestellt werden, um sich ganz auf ihr wissenschaftliches Vorhaben konzentrieren zu können. Zu diesem Zweck können jährlich drei Forschungsstipendien vergeben werden, deren Verleihung zugleich eine Würdigung der bisherigen Leistungen der ins Kolleg berufenen Wissenschaftler darstellen soll.

Die Stipendiaten sollen mit Unterstützung des Kollegs individuell Forschung betreiben können und den wissenschaftlichen Dialog unter-

einander pflegen. Im Vordergrund steht die Förderung einer Forscherpersönlichkeit, die ein Buchprojekt vollenden möchte.

Das Historische Kolleg will mit diesen Stipendien auch die Förderung des Nachwuchses mittelbar dadurch verbessern, daß junge Wissenschaftler die Kollegiaten für die Dauer des Forschungsstipendiums vertreten und sich so zusätzlich qualifizieren können.

An Nachwuchswissenschaftler, die – im Sinne der Zielsetzungen des Historischen Kollegs – bereits besonders ausgewiesen sind und das 35. Lebensjahr noch nicht wesentlich überschritten haben, können Förderstipendien vergeben werden, die vornehmlich dem Abschluß von Habilitationsschriften dienen sollen. Jährlich stehen zwei Förderstipendien zur Verfügung.

## **2. Ausgestaltung der Forschungs- und Förderstipendien**

Die Stipendien des Historischen Kollegs werden in der Regel für ein Jahr vergeben. Mit der Annahme eines Stipendiums verpflichtet sich jeder Stipendiat zur Präsenz im Kolleg während seines Forschungsaufenthaltes. Das Kollegjahr beginnt am 1. Oktober und endet am 30. September des folgenden Jahres.

### *2.1 Forschungsstipendien*

Die Forschungsstipendien werden öffentlich ausgeschrieben. Ihre Dotierung entspricht, unter Anrechnung der Leistungen des Dienstherrn, in der Regel den letzten Jahresbezügen der Stipendiaten. Von deutschen Stipendiaten wird erwartet, daß sie unter Fortzahlung ihrer Bezüge beurlaubt werden; das Kolleg übernimmt für sie die Vertretungskosten.

Die Stipendiaten des Historischen Kollegs können für ihre Forschungsarbeiten Dienstleistungen (Bücherbeschaffung, Recherchieraufgaben und andere wissenschaftliche Hilfsarbeiten) in Anspruch nehmen und Reisemittel für Besuche von in- und ausländischen Archiven und Bibliotheken erhalten.

### *2.2 Förderstipendien*

Die Förderstipendien werden in der Regel auf Vorschlag von Mitgliedern des Historischen Kollegs vergeben; Bewerbungen werden entgegengenommen. Die Förderstipendien werden in Anlehnung an eine Be-

soldung nach W2 dotiert. Für Forschungszwecke können ebenfalls zusätzliche Leistungen gewährt werden.

Von den Stipendiaten wird die Bereitschaft erwartet, daß sie Ziele und Ergebnisse ihrer Arbeit in einem Vortrag der Öffentlichkeit vorstellen und sich gemäß den Zielsetzungen der Forschungseinrichtung am Kollegleben beteiligen. Die Forschungsstipendiaten haben außerdem im Verlauf ihres Kollegjahres ein Kolloquium mit internationaler Beteiligung abzuhalten. Die Publikation der Vorträge und der Ergebnisse der Forschungskolloquien ist in den „Schriften des Historischen Kollegs“ vorgesehen.

Arbeitsräume für die Stipendiaten sind in der Kaulbach-Villa vorhanden. Bei der Wohnungsbeschaffung kann die Geschäftsführung des Historischen Kollegs behilflich sein; Mietzuschüsse werden gewährt.

### 3. Bewerbung und Auswahl

Um ein Stipendium im Historischen Kolleg können sich durch herausragende Forschungsleistungen ausgewiesene Wissenschaftler, die sich zudem in besonderem Maße an der akademischen Lehre und Selbstverwaltung beteiligt haben, bei der Geschäftsführung des Historischen Kollegs bewerben. Der Bewerber muß nachweisen, daß er sein Forschungsvorhaben während seines Kollegjahres so weit fördern kann, daß eine Publikation in absehbarer Zeit zu erwarten ist.

Die Auswahl der Stipendiaten erfolgt, unter Würdigung des geplanten Buchprojektes, ausschließlich nach den wissenschaftlichen Leistungen der Bewerber und unabhängig von ihrer Nationalität; bei Bewerbern aus dem Ausland werden hinreichende Deutschkenntnisse vorausgesetzt. Bewerber sollten bei der Antragstellung das 62. Lebensjahr noch nicht vollendet haben.

Die Stipendiaten werden durch das Kuratorium des Historischen Kollegs, das sich bei seiner Entscheidung zusätzlicher Gutachten bedienen kann, ausgewählt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Bewerbungen werden laufend entgegengenommen; die Bewerbungsfrist für ein Kollegjahr endet jeweils am 30. April des Vorjahres, für das Kollegjahr 2008/2009 mithin am 30. April 2007.

Die Bewerbungen sind an die Geschäftsführung des Historischen Kollegs, z. H. Herrn Georg Kalmer, zu richten.

Als Bewerbungsunterlagen sind einzureichen:

- Lebenslauf;
- Schriftenverzeichnis;

- Arbeitsplan, der ausführliche Angaben insbesondere zu folgenden Punkten enthalten soll: Art und Ziel des Vorhabens, detaillierte Darlegungen zum Stand der bereits geleisteten Vorarbeiten (ggf. Vorlage von Teilmanuskripten, zumindest einer präzisen, aussagekräftigen Gliederung für das geplante Buch), in Aussicht genommene Archiv- und Bibliotheksreisen, Namen von Institutionen und Wissenschaftlern, mit denen der Antragsteller im Verlauf des Stipendiums in Kontakt treten will, Thema des durchzuführenden Kolloquiums (bei Anträgen auf Forschungsstipendien);
- eine halbseitige Zusammenfassung der Vorhabenbeschreibung;
- Angaben über den frühestmöglichen Termin, zu dem eine Beurlaubung gewährt und ein Stipendium angetreten werden kann;
- Erläuterungen zu den Wohnungserwartungen.

Bewerbungen werden streng vertraulich behandelt.

# Kollegjahr 2005/2006

## Forschungsstipendiaten

KARL-JOACHIM HÖLKEKAMP

Geboren 1953 in Witten an der Ruhr, Studium der Fächer Geschichte, Englische Philologie, Philosophie und Pädagogik in Bochum und Oxford, 1979 Erstes Staatsexamen, 1984 Promotion, 1990 Master of Arts (Cambridge), 1991 Habilitation in Bochum, 1987–1991 Moses Finley Research Fellow in Ancient History, Darwin College, Cambridge, 1991–1992 Junior Fellow, Harvard Center for Hellenic Studies, Washington (D.C.), 1994/95 Universitätsprofessor (C 3) für Alte Geschichte in Greifswald, seit 1995 ordentlicher Professor an der Universität zu Köln.

Mitglied des Vorstandes der Mommsen-Gesellschaft (1997–2001), Korrespondierendes Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts (seit 2003).

### *Veröffentlichungen u. a.*

Die Entstehung der Nobilität. Studien zur sozialen und politischen Geschichte der römischen Republik im 4. Jahrhundert v. Chr., 1987

(Hrsg. mit W. Eder), Volk und Verfassung im vorhellenistischen Griechenland. Beiträge auf dem Symposium zu Ehren von Karl-Wilhelm Welwei, 1997

Schiedsrichter, Gesetzgeber und Gesetzgebung im archaischen Griechenland (Historia-Einzelschrift 131) 1999

(Hrsg. mit E. Stein-Hölkeskamp), Von Romulus zu Augustus. Große Gestalten der römischen Republik, 2000

(Hrsg. mit J. Rüsen, E. Stein-Hölkeskamp), Sinn (in) der Antike. Orientierungssysteme, Leitbilder und Wertkonzepte im Altertum, 2003

Rekonstruktionen einer Republik. Die politische Kultur des antiken Rom und die Forschung der letzten Jahrzehnte (HZ, Beihefte NF 38) 2004

Senatus Populusque Romanus. Die politische Kultur der Republik – Dimensionen und Deutungen, 2004

Under Roman Roofs: Family, House, and Household, in: The Cambridge Companion to the Roman Republic, hrsg. v. H. Flower, 2004, S. 113–138 u. 376–379

(Hrsg. mit E. Stein-Hölkeskamp), Erinnerungsorte der Antike. Die römische Welt, 2006

*Gefördertes Forschungsvorhaben*

Römische Geschichte, Band 1: Die Republik ca. 500–31 v. Chr.  
(Handbuch der Altertumswissenschaften)

*Vortrag (6. Februar 2006)*

Pomp und Prozessionen.  
Rituale und Zeremonien in der politischen Kultur der römischen  
Republik

*Kolloquium (21. bis 23. Juni 2006)*

Eine politische Kultur (in) der Krise?  
Die „letzte Generation“ der römischen Republik

TILMAN NAGEL

Geboren 1942 in Cottbus, Studium der Islamwissenschaft, Vergleichenden Religionswissenschaft, Slavistik und Zentralasienkunde (Mongolistik) in Bonn, Promotion 1967, Erwerb der *venia legendi* für das Fach Islamwissenschaft an der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn 1971; dort zunächst Dozent, außerplanmäßiger und ab 1980 Universitätsprofessor für Islamwissenschaft; seit 1981 ordentlicher Professor für Arabistik an der Universität Göttingen.

Ordentliches Mitglied der Philologisch-Historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Göttingen (seit 1989); zeitweise Geschäftsführer und zweiter Vorsitzender der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

*Veröffentlichungen u. a.*

Staat und Glaubensgemeinschaft im Islam. Geschichte der politischen Ordnungsvorstellungen der Muslime, 2 Bde., 1981  
Der Koran. Einführung, Texte, Erläuterungen, 1983

Die Festung des Glaubens. Triumph und Scheitern des islamischen Rationalismus im 11. Jahrhundert, 1988  
Timur der Eroberer und die islamische Welt des späten Mittelalters, 1993, russische Übersetzung 1997  
Geschichte der islamischen Theologie, 1994, englische Übersetzung 2000  
Die islamische Welt bis 1500 (Oldenbourg Grundriß der Geschichte 24) 1998  
Das islamische Recht. Eine Einführung, 2001  
Islam. Die Heilsbotschaft des Korans und ihre Konsequenzen, 2001  
Im Offenkundigen das Verborgene. Die Heilszusage des sunnitischen Islams, 2002

*Gefördertes Forschungsvorhaben*

Mohammed – Leben und Legende

*Vortrag (8. Mai 2006)*

Verstehen oder nachahmen?

Grundtypen der muslimischen Erinnerung an Mohammed

*Kolloquium (22. bis 24. Mai 2006)*

Der Koran und sein religiöses und kulturelles Umfeld

KARL SCHLÖGEL

Geboren 1948 in Hawangen im Allgäu, Studium der Philosophie, Osteuropäischen Geschichte, Soziologie und Slavistik an der Freien Universität Berlin und der Staatlichen Lomonossov-Universität in Moskau, 1982 Promotion, 1990–1994 Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Konstanz, seit 1996 als solcher an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder.

Zahlreiche Forschungsreisen und Auslandsaufenthalte in Rußland, Ungarn, Tschechien, Polen, England und den USA; Senior Fellow am Collegium Budapest (2000/01), Visiting Professorship am St Antony's College, Oxford (2001/02).

Sigmund-Freud-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt 2004;  
Georg-Dehio-Preis des Deutschen Kulturforums östliches Europa 2004;  
Hamburger Lessing-Preis 2005.

*Veröffentlichungen u. a.*

(Hrsg.), Wegzeichen. Die Krise der russischen Intelligenz, 1990  
Moskau lesen. Die Stadt als Buch, 1984, erw. Neuauflage 2000  
Der Große Exodus. Die russische Emigration und ihre Zentren 1917–1941, 1994  
Berlin Ostbahnhof Europas. Russen und Deutsche im 20. Jahrhundert, 1998  
Promenade in Jalta und andere Städtebilder, 2001  
Die Mitte liegt ostwärts. Europa im Übergang, 2002  
Petersburg. Das Laboratorium der Moderne 1909–1921, 2002  
Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, 2003  
Marjampole oder Europas Wiederkehr aus dem Geist der Städte, 2005

*Gefördertes Forschungsvorhaben*

Moskau 1937. Terror und Normalität.  
Ein Jahr im Leben der sowjetischen Hauptstadt

*Vortrag (29. Mai 2006)*

Moskau 1937  
Eine Stadt in den Zeiten des Großen Terrors

*Kolloquium (13. bis 15. Juli 2006)*

*Mastering Space*  
Raum und Raumbewältigung als Probleme der russischen Geschichte

## Förderstipendiatin

CLAIRE GANTET

Geboren 1967 in Suresnes, Département des Hauts-de-Seine (92), Studium der Literaturwissenschaft, Geschichte und Sozialwissenschaften, École Normale Supérieure (Cachan) 1990–1995, Magister 1992, Staatsexamen (agrégation) für Geschichte 1994, Promotion 1999, Dozentin (Maître de conférences) an der Universität Paris I – Panthéon Sorbonne am Zentrum für Geschichte der Frühen Neuzeit seit 1999, 2001/02 Gastdozentin an der Technischen Universität zu Berlin, 2003–05 Post-Doktorandin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte zu Berlin.

### *Veröffentlichungen u. a.*

La paix de Westphalie (1648). Une histoire sociale, XVII<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècle (Essais d'histoire moderne) 2001

Définitions du pouvoir et représentations politiques de l'espace dans le Saint-Empire autour du siège de Vienne (1683), in: *Revue française d'histoire des idées politiques*, Sondernummer Identités et spécificités allemandes 14 (2001) S. 261–282

Le songe (der Traum) et ses savoirs dans l'Allemagne moderne, in: *Bulletin de la Mission historique française en Allemagne* 38 (2002) S. 235–253

(In Zusammenarbeit mit David El Kenz), *Guerres et paix de religion en Europe, XVI<sup>e</sup>–XVII<sup>e</sup> siècle (Cursus)* 2003

*Guerre, paix et construction des États, 1618–1714*, Bd. 2 der Reihe *Nouvelle histoire des relations internationales (Points histoire)* 2003

La construction d'un espace étatique: perceptions et représentations des frontières extérieures du Saint-Empire au XVII<sup>e</sup> siècle, in: Christine Lebeau (Hrsg.), *L'espace du Saint-Empire du Moyen Âge à l'époque moderne*, 2004, S. 33–49

*Peace Ceremonies and Respect for Authority: the Res Publica, 1648–1660*, in: *French history* 18/3 (2004) S. 275–290

Le massacre de la guerre de Trente ans (1618–1648) et l'historiographie allemande (vers 1850 – début du XXI<sup>e</sup> siècle), in: David El Kenz (Hrsg.), *Le massacre, objet d'histoire*, 2005 (folio histoire 138) S. 198–222 und S. 464–476.

(In Zusammenarbeit mit Bernhard Struck), *Revolution, Krieg und Verflechtungen. Deutschland und Frankreich, ca. 1789 – ca. 1815*, Bd. 6 der Reihe *Deutsch-französische Geschichte*, 2006 [im Druck]

*Gefördertes Forschungsvorhaben*

Traum und Wissen im Heiligen Römischen Reich, ca. 1500–1750

*Vortrag (24. April 2006)*

Seele und persönliche Identität  
im Heiligen Römischen Reich, ca. 1500 – ca. 1750.  
Ansätze zu einer kulturellen Wissenschaftsgeschichte

## Kollegjahr 2006/2007

Die Forschungsstipendien für das 27. Kollegjahr wurden vergeben an:

Professor Dr. RÜDIGER VOM BRUCH, Humboldt-Universität zu Berlin, für das Forschungsvorhaben „Die Berliner Universität im ‚langen‘ 19. Jahrhundert“,

Professor Dr. CHRISTOPH BUCHHEIM, Universität Mannheim, für das Forschungsvorhaben „Wirtschaftsgeschichte des Dritten Reiches“,

Professor Dr. ALOYS WINTERLING, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, für das Forschungsvorhaben „Römische Kaisergeschichte von Augustus bis Commodus“.

Die Förderstipendien wurden vergeben an:

Dr. JAN-OTMAR HESSE, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M., für das Forschungsvorhaben „Die Volkswirtschaftslehre in der frühen Bundesrepublik – Strukturwandel und Semantik“,

Dr. CHRISTOPH H. F. MEYER, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, für das Forschungsvorhaben „Studien zu Aufzeichnung und Wirkung der *Leges Langobardorum* im frühen Mittelalter“.

## Geförderte Veröffentlichungen der Stipendiaten

(„opera magna“)

*Heinrich Lutz*

Das Ringen um deutsche Einheit und kirchliche Erneuerung. Von Maximilian I. bis zum Westfälischen Frieden 1490 bis 1648 (Propyläen Geschichte Deutschlands, Bd. 4) Berlin: Propyläen Verlag, 1983, 504 S. ISBN 3-549-05814-4

*Heinz Angermeier*

Die Reichsreform 1410–1555. Die Staatsproblematik in Deutschland zwischen Mittelalter und Gegenwart. München: Verlag C.H. Beck, 1984, 344 S. ISBN 3-406-30278-5

*Hartmut Hoffmann*

Buchkunst und Königtum im ottonischen und frühsalischen Reich. Textband: XX, 566 S.; Tafelband: 360 S. mit 310 Abb. (Schriften der Monumenta Germaniae Historica, Bd. 30, 2 Teile) Stuttgart: Anton Hiersemann, 1986, ISBN 3-7722-8638-9 und 3-7772-8639-7

*Antoni Mączak*

Rządzący i rządzeni. Władza i społeczeństwo w Europie wczesnonowoczesnej. Warszawa: Państwowy Instytut Wydawniczy, 1986, 327 S. ISBN 83-06-01417-0. 2. überarbeitete und ergänzte Auflage Warszawa: Semper, 2002, ISBN 83-89100-10-X

*Hans Conrad Peyer*

Von der Gastfreundschaft zum Gasthaus. Studien zur Gastlichkeit im Mittelalter (Schriften der Monumenta Germaniae Historica, Bd. 31) Hannover: Hahnsche Buchhandlung, 1987, XXXIV, 307 S. ISBN 3-7752-5153-7.

Italienische Übersetzung: Viaggiare nel medioevo dall'ospitalità alla locanda. Rom, Bari: Editori Laterza, 1990, 397 S. ISBN 88-420-3661-7. Japanische Übersetzung 1997, ISBN 4-938551-34-9

*Winfried Schulze*

Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert, 1500–1618 (Edition Suhrkamp 1268) Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987, 311 S. ISBN 3-518-11268-6

Der 14. Juli 1789. Biographie eines Tages. Stuttgart: Klett-Cotta, 1989, 250 S. ISBN 3-608-91494-3

Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945 (HZ, Beihefte N.F. Bd. 10) München: R. Oldenbourg Verlag, 1989, X, 366 S. ISBN 3-486-64410-6; München: Deutscher Taschenbuch Verlag (DTV-Wissenschaft 4597) 1993, X, 366 S. ISBN 3-423-04597-3

### *Eberhard Kolb*

Der Weg aus dem Krieg. Bismarcks Politik im Krieg und die Friedensanbahnung 1870/71. München: R. Oldenbourg Verlag, 1989 (2. Auflage 1990), XII, 408 S. ISBN 3-486-54642-2

### *Otto Pflanze*

Bismarck and the Development of Germany

Vol. 1: The Period of Unification, 1815–1871, XXX, 518 S. ISBN 0-691-05587-4,

Vol. 2: The Period of Consolidation, 1871–1880, XVII, 554 S. ISBN 0-691-0588-2,

Vol. 3: The Period of Fortification, 1880-1898, VIII, 474 S. ISBN 0-691-05587-4.

Princeton, N.J.: Princeton University Press, 1990.

Deutsche Übersetzung in 2 Bänden. München: Verlag C.H. Beck

Bd. 1: Bismarck. Der Reichsgründer, 906 S. mit 87 Abb. und 2 Karten, 1997, ISBN 3-406-42725-1. Broschierte Sonderausgabe 2001 ISBN 3-406-48266

Bd. 2: Bismarck. Der Reichskanzler, 808 S. mit 79 Abb. und 1 Karte, 1998, ISBN 3-406-42726-X. Broschierte Sonderausgabe 2001 ISBN 3-406-482074

### *Jürgen Kocka*

Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800 (Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, hrsg. v. Gerhard A. Ritter, Bd. 1) Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 1990, 320 S. ISBN 3-8012-0152-X

Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert (Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, hrsg. v. Gerhard A. Ritter, Bd. 2) Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 1990, XIII, 722 S. ISBN 3-8012-0153-8

*Gerhard A. Ritter (gemeinsam mit Klaus Tenfelde)*

Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871–1914 (Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, hrsg. v. Gerhard A. Ritter, Bd. 5) Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf., 1992, XI, 890 S. ISBN 3-8012-0168-6

*Paolo Prodi*

Il sacramento del potere. Il giuramento politico nella storia costituzionale dell'occidente. Bologna: Società editrice il Mulino, 1992, 602 S. ISBN 88-15-03443-9.

Deutsche Übersetzung: Das Sakrament der Herrschaft. Der politische Eid in der Verfassungsgeschichte des Okzidents (Schriften des Italienisch-Deutschen Instituts in Trient, Bd. 11) Berlin: Duncker & Humblot, 1997, 555 S. ISBN 3-438-09245-7

*Hartmut Boockmann*

Ostpreußen und Westpreußen (Deutsche Geschichte im Osten Europas) Berlin: Wolf Jobst Siedler Verlag, 1992, 475 S. ISBN 3-88680-212-4

*John C. G. Röhl*

Wilhelm II.

Bd. 1: Die Jugend des Kaisers 1859–1888. München: Verlag C. H. Beck, 1993, 980 S. ISBN 3-406-37668-1

Bd. 2: Der Aufbau der persönlichen Monarchie 1888–1900. München: Verlag C. H. Beck, 2001, 1437 S., 40 Abb. ISBN 3-406-48229-5

*Heinrich August Winkler*

Weimar 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie. München: Verlag C.H. Beck, 1993 (4. Auflage 2005), 709 S. ISBN 3-406-37646-0. Broschierte Sonderausgabe 1999 ISBN 3-406-440371

*Gerald D. Feldman*

The Great Disorder. Politics, Economics, and Society in the German Inflation, 1914–1924. New York/Oxford: Oxford University Press, 1993, XIX, 1011 S. mit Abb. ISBN 0-19-503791-X

*Klaus Schreiner*

Maria. Jungfrau, Mutter, Herrscherin. München: Carl Hanser Verlag, 1994, 591 S. ISBN 3-446-17831-7; München: Deutscher Taschenbuch Verlag (DTV 4707) 1996, 593 S. ISBN 3-423-04707-0; spanische und italienische Übersetzung, englische Übersetzung in Vorbereitung; Nachdruck 2006

*Johannes Fried*

Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024 (Propyläen Geschichte Deutschlands, Bd. 1) Berlin: Propyläen Verlag, 1994, 922 S. ISBN 3-549-05811-X

*Ludwig Schmugge*

Kirche, Kinder, Karrieren. Päpstliche Dispense von der unehelichen Geburt im Spätmittelalter. Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 1995, 511 S. ISBN 3-7608-1110-8

*Klaus Hildebrand*

Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler 1871–1945. Stuttgart: Deutsche-Verlags-Anstalt, 1995, 1054 S. ISBN 3-421-06691-4

*Wolfgang J. Mommsen*

Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890 bis 1918 (Propyläen Geschichte Deutschlands, Bd. 7, 2. Teil) Berlin: Propyläen Verlag, 1995, 946 S. ISBN 3-549-05820-9

*Hans Eberhard Mayer*

Die Kanzlei der lateinischen Könige von Jerusalem (Schriften der Monumenta Germaniae Historica, Bd. 40, 2 Teile) Teil 1: 906 S., Teil 2: 1027 S. Hannover: Hahnsche Buchhandlung, 1996, ISBN 3 7752-5440-4

*Werner Eck (gemeinsam mit Antonio Caballos, Fernando Fernández)*

Das senatus consultum de Cn. Pisone patre (Vestigia Bd. 48) München: Verlag C.H. Beck, 1996, XIV, 329 S. ISBN 3-406-41400-1; spanische Übersetzung 1996

Die Verwaltung des Römischen Reiches in der Hohen Kaiserzeit. Ausgewählte und erweiterte Beiträge. Bd. 2 (Arbeiten zur römischen Epigraphik und Altertumskunde Bd. 3, hrsg. v. Regula Frei-Stolba, Michael Alexander Speidel) Basel: Friedrich Reinhardt Verlag, 1998, IV, 431 S. ISBN 3-7245-0962-6

*Manfred Hildermeier*

Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates. München: Verlag C.H. Beck, 1998, 1206 S., ISBN 3-406-43588-2

*Wolfgang Reinhard*

Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart. München: Verlag C.H. Beck, 1999, 631 S., 13 Abb. ISBN 3-406-34501-8

*Peter Blickle*

Kommunalismus. Skizzen einer gesellschaftlichen Organisationsform. Bd. 1: Oberdeutschland. München: R. Oldenbourg Verlag, 2000, XII, 196 S. ISBN 3-486-5461-7

Bd. 2: Europa. München: R. Oldenbourg Verlag, 2000, IX, 422 S. ISBN 3-486-56462-5

*Manlio Bellomo*

I fatti e il diritto tra le certezze e i dubbi dei giuristi medievali (secoli XIII–XIV) (I libri di Erice 27) Roma: Il Cigno Galileo Galilei, 2000, 750 S. ISBN 88-7831-110-3

*Frank-Rutger Hausmann*

„Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“. Deutsche Romanistik im „Dritten Reich“ (Analecta Romanica Heft 61) Frankfurt a.M.: Verlag Vittorio Klostermann, 2000, XXIII, 741 S. ISBN 3-465-03116-4

*Jürgen Miethke*

De potestate papae. Die päpstliche Amtskompetenz im Widerstreit der politischen Theorie von Thomas von Aquin bis Wilhelm von Ockham (Spätmittelalter und Reformation, Neue Reihe Bd. 16) Tübingen: Verlag J. C. B. Mohr, 2000, XII, 347 S. ISBN 0-8122-3567-3.

Italienische Übersetzung: Ai confini del potere, Il dibattito sulla „potestas“ papale da Tommaso d’Aquino a Guglielmo d’Ockham, traduzione italiana di Cinzia Storti, consulenza e revisione di Roberto Lambertini (Fonti e ricerche, Bd. 19) Padova: EFR – Editrici Francescane, 2005, XVII, 384 S. ISBN 8881350130

*Robert E. Lerner*

The Feast of Saint Abraham. Medieval Millenarians and the Jews. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2001, 186 S. ISBN 0-8122-3567-3

*Harold James*

The End of Globalization. Lessons from the Great Depression. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 2001, 260 S. ISBN 0-674-00474-4. Japanische Übersetzung 2001; chinesische, griechische, spanische und koreanische Übersetzung 2002. Deutsche Übersetzung: Der Rückfall. Die neue Weltwirtschaftskrise. München, Zürich: Piper Verlag 2003, 362 S. ISBN 3-492-04488-3

*Gerhard Besier*

Die Kirchen und das Dritte Reich. Spaltungen und Abwehrkämpfe 1934–1937. Berlin, München: Propyläen Verlag, 2001, 1262 S. ISBN 3-549-07149-3

*Helmut Georg Koenigsberger*

Monarchies, States Generals and Parliaments. The Netherlands in the Fifteenth and Sixteenth Centuries. Cambridge: Cambridge University Press, 2001, 381 S. ISBN 0-521-80330-6

*Knut Schulz*

Confraternitas Campi Sancti de Urbe. Die ältesten Mitgliederverzeichnisse (1500/01–1536) und Statuten der Bruderschaft (Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, Supplementheft 54) Rom, Freiburg, Wien: Herder Verlag, 2003, 440 S. ISBN 3-451-26254-1

(gemeinsam mit *Christiane Schuchard*) Handwerker deutscher Herkunft und ihre Bruderschaften im Rom der Renaissance. Darstellung und ausgewählte Quellen (Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, Supplementheft 57) Rom, Freiburg, Wien: Herder Verlag, 2005, 712 S. ISBN 3-451-26719-5

*František Šmahel*

Die Hussitische Revolution (Schriften der Monumenta Germaniae Historica, Bd. 43, 3 Teile) Hannover: Hahnsche Buchhandlung, 2002, XLIV, VI, V, 2286 S. ISBN 3-7752-5443-9

*Jürgen Trabant*

Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens. München: Verlag C. H. Beck, 2003, 356 S. ISBN 3-406-50200-8

*Eberhard Weis*

Montgelas. 2. Band: Der Architekt des modernen bayerischen Staates 1799–1838. München: Verlag C. H. Beck, 2005, 872 S., 7 Abb., ISBN 3-406-03567-1

*Shulamit Volkov*

Germans, Jews, and Antisemites. Trials in Emancipation. Cambridge: Cambridge University Press, 2006, XIII, 311 S. ISBN 978-0-521-84688-2

*Peter Krüger*

Das unberechenbare Europa. Epochen des Integrationsprozesses vom späten 18. Jahrhundert bis zur Europäischen Union. Stuttgart: Verlag Kohlhammer, 2006, 390 S. ISBN 3-17-016586-0

*Heinz Schilling*

Konfessionalisierung und Staatsinteressen. Internationale Beziehungen 1559–1659 (Handbuch der Geschichte der Internationalen Beziehungen, hrsg. v. Heinz Duchardt u. Franz Knipping, Bd. 2) Paderborn: Schöningh Verlag, 2007, ca. XVI, 684 S. ISBN 3-506-73722-8

*Jan-Dirk Müller*

Höfische Kompromisse. Acht Kapitel zur höfischen Epik um 1200. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2007, ca. 500 S. ISBN 978-3-484-10807-3

## Geförderte Veröffentlichungen der Förderstipendiaten

*Johannes Schilling*

Klöster und Mönche in der hessischen Reformation (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte, Bd. 67) Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 1997, 262 S. ISBN 3-579-01735-7

*Hans-Werner Hahn*

Die industrielle Revolution in Deutschland (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 49) München: R. Oldenbourg Verlag, 1998, 164 S. ISBN 3-486-55763-7 (geb.), ISBN 3-486-55762-9 (brosch.)

*Thomas Vogtherr*

Die Reichsabteien der Benediktiner und das Königtum im hohen Mittelalter (900–1125) (Mittelalter-Forschungen, Bd. 5) Stuttgart: Jan Thorbecke Verlag, 2000, 361 S. ISBN 3-7995-4255-8

*Andreas Schulz*

Vormundschaft und Protektion. Eliten und Bürger in Bremen 1750–1880 (Stadt und Bürgertum, Bd. 13) München: R. Oldenbourg Verlag, 2002, X, 790 S. ISBN 3-486-56582-6

*Werner Greiling*

Presse und Öffentlichkeit in Thüringen. Mediale Verdichtung und kommunikative Vernetzung im 18. und 19. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2003, 824 S. ISBN 3-412-11502-9

*Ulrike Freitag*

Indian Ocean Migrants and State Formation in Hadhramaut, Reforming the Homeland (Social, Economic and Political Studies of the Middle East and Asia, Bd. 87) Leiden: Brill, 2003, XIX, 589 S. ISBN 90-04-12850-6

*Andreas Rödder*

Die Bundesrepublik Deutschland 1969–1990 (Oldenbourg Grundriß der Geschichte, Bd. 19A) München: R. Oldenbourg Verlag, 2004, XVI, 330 S. ISBN 486-56697-0 (brosch.), ISBN 486-56698-9 (geb.)

*Peter Burschel*

Sterben und Unsterblichkeit. Zur Kultur des Martyriums in der frühen Neuzeit (Ancien Régime, Aufklärung und Revolution, Bd. 35) München: R. Oldenbourg Verlag, 2004, XI, 371 S. ISBN 3-486-56815-9

*Hans-Christof Kraus*

Englische Verfassung und politisches Denken im Ancien Régime 1689 bis 1789 (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London / Publications of the German Historical Institute London, Bd. 60) München: R. Oldenbourg Verlag, 2006, XI, 817 S. ISBN 3-486-57908-8

# Schriften des Historischen Kollegs

## Kolloquien

- 1 *Heinrich Lutz* (Hrsg.)  
Das römisch-deutsche Reich im politischen System Karls V., 1982,  
XII, 288 S. ISBN 3-486-51371-0 *vergriffen*
- 2 *Otto Pflanze* (Hrsg.)  
Innenpolitische Probleme des Bismarck-Reiches, 1983, XII, 304 S.  
ISBN 3-486-51481-4 *vergriffen*
- 3 *Hans Conrad Peyer* (Hrsg.)  
Gastfreundschaft, Taverne und Gasthaus im Mittelalter, 1983, XIV,  
275 S. ISBN 3-486-51661-2 *vergriffen*
- 4 *Eberhard Weis* (Hrsg.)  
Reformen im rheinbündischen Deutschland, 1984, XVI, 310 S.  
ISBN 3-486-51671-X
- 5 *Heinz Angermeier* (Hrsg.)  
Säkulare Aspekte der Reformationszeit, 1983, XII, 278 S. ISBN  
3-486-51841-0
- 6 *Gerald D. Feldman* (Hrsg.)  
Die Nachwirkungen der Inflation auf die deutsche Geschichte 1924–  
1933, 1985, XII, 407 S. ISBN 3-486-52221-3 *vergriffen*
- 7 *Jürgen Kocka* (Hrsg.)  
Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten ihres Verhältnis-  
ses im europäischen Vergleich, 1986, XVI, 342 S. ISBN 3-486-  
52871-8 *vergriffen*
- 8 *Konrad Repgen* (Hrsg.)  
Krieg und Politik 1618–1648. Europäische Probleme und Perspekti-  
ven, 1988, XII, 454 S. ISBN 3-486-53761-X *vergriffen*
- 9 *Antoni Mączak* (Hrsg.)  
Klientensysteme im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, X, 386 S.  
ISBN 3-486-54021-1

- 10 *Eberhard Kolb* (Hrsg.)  
Europa vor dem Krieg von 1870. Mächtekonstellation – Konfliktfelder – Kriegsausbruch, 1987, XII, 216 S. ISBN 3-486-54121-8
- 11 *Helmut Georg Koenigsberger* (Hrsg.)  
Republiken und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, XII, 323 S. ISBN 3-486-54341-5
- 12 *Winfried Schulze* (Hrsg.)  
Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, 1988, X, 416 S. ISBN 3-486-54351-2
- 13 *Johanne Autenrieth* (Hrsg.)  
Renaissance- und Humanistenhandschriften, 1988, XII, 214 S. mit Abbildungen ISBN 3-486-54511-6
- 14 *Ernst Schulin* (Hrsg.)  
Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), 1989, XI, 303 S. ISBN 3-486-54831-X
- 15 *Wilfried Barner* (Hrsg.)  
Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung, 1989, XXV, 370 S. ISBN 3-486-54771-2
- 16 *Hartmut Boockmann* (Hrsg.)  
Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern, 1992, X, 264 S. ISBN 3-486-55840-4
- 17 *John C. G. Röhl* (Hrsg.)  
Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte, 1991, XIII, 366 S. ISBN 3-486-55841-2  
*vergriffen*
- 18 *Gerhard A. Ritter* (Hrsg.)  
Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs, 1990, XXI, 461 S. ISBN 3-486-55641-X
- 19 *Roger Dufraisse* (Hrsg.)  
Revolution und Gegenrevolution 1789–1830. Zur geistigen Auseinandersetzung in Frankreich und Deutschland, 1991, XX, 274 S. ISBN 3-486-55844-7

- 
- 20 *Klaus Schreiner* (Hrsg.)  
Laienfrömmigkeit im späten Mittelalter. Formen, Funktionen, politisch-soziale Zusammenhänge, 1992, XII, 411 S. ISBN 3-486-55902-8
- 21 *Jürgen Miethke* (Hrsg.)  
Das Publikum politischer Theorie im 14. Jahrhundert, 1992, IX, 301 S. ISBN 3-486-55898-6
- 22 *Dieter Simon* (Hrsg.)  
Eherecht und Familiengut in Antike und Mittelalter, 1992, IX, 168 S. ISBN 3-486-55885-4
- 23 *Volker Press* (Hrsg.)  
Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit? 1995, X, 254 S. ISBN 3-486-56035-2
- 24 *Kurt Raaflaub* (Hrsg.)  
Anfänge politischen Denkens in der Antike. Die nahöstlichen Kulturen und die Griechen, 1993, XXIV, 461 S. ISBN 3-486-55993-1
- 25 *Shulamit Volkov* (Hrsg.)  
Deutsche Juden und die Moderne, 1994, XXIV, 170 S. ISBN 3-486-56029-8  
*vergriffen*
- 26 *Heinrich A. Winkler* (Hrsg.)  
Die deutsche Staatskrise 193–1933. Handlungsspielräume und Alternativen, 1992, XIII, 296 S. ISBN 3-486-55943-5  
*vergriffen*
- 27 *Johannes Fried* (Hrsg.)  
Dialektik und Rhetorik im früheren und hohen Mittelalter. Rezeption, Überlieferung und gesellschaftliche Wirkung antiker Gelehrsamkeit vornehmlich im 9. und 12. Jahrhundert, 1997, XXI, 304 S. ISBN 3-486-56028-X
- 28 *Paolo Prodi* (Hrsg.)  
Glaube und Eid. Treueformeln, Glaubensbekenntnisse und Sozialdisziplinierung zwischen Mittelalter und Neuzeit, 1993, XXX, 246 S. ISBN 3-486-55994-X
- 29 *Ludwig Schmugge* (Hrsg.)  
Illegitimität im Spätmittelalter, 1994, X, 314 S. ISBN 3-486-56069-7

- 30 *Bernhard Kölver* (Hrsg.)  
Recht, Staat und Verwaltung im klassischen Indien. The State, the Law, and Administration in Classical India, 1997, XVIII, 257 S. ISBN 3-486-56193-6
- 31 *Elisabeth Fehrenbach* (Hrsg.)  
Adel und Bürgertum in Deutschland 1770-1848, 1994, XVI, 251 S. ISBN 3-486-56027-1
- 32 *Robert E. Lerner* (Hrsg.)  
Neue Richtungen in der hoch- und spätmittelalterlichen Bibel-exegese, 1996, XII, 191 S. ISBN 3-486-56083-2
- 33 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.)  
Das Deutsche Reich im Urteil der Großen Mächte und europäischen Nachbarn (1871-1945), 1995, X, 232 S. ISBN 3-486-56084-0
- 34 *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.)  
Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, 1995, X, 282 S. ISBN 3-486-56085-9  
vergriffen
- 35 *Peter Krüger* (Hrsg.)  
Das europäische Staatensystem im Wandel. Strukturelle Bedingungen und bewegende Kräfte seit der Frühen Neuzeit, 1996, XVI, 272 S. ISBN 3-486-56171-5
- 36 *Peter Blickle* (Hrsg.)  
Theorien kommunaler Ordnung in Europa, 1996, IX, 268 S. ISBN 3-486-56192-8
- 37 *Hans Eberhard Mayer* (Hrsg.)  
Die Kreuzfahrerstaaten als multikulturelle Gesellschaft. Einwanderer und Minderheiten im 12. und 13. Jahrhundert, 1997, XI, 187 S. ISBN 3-486-56257-6
- 38 *Manlio Bellomo* (Hrsg.)  
Die Kunst der Disputation. Probleme der Rechtsauslegung und Rechtsanwendung im 13. und 14. Jahrhundert, 1997, X, 248 S. ISBN 3-486-56258-4
- 39 *František Šmahel* (Hrsg.)  
Häresie und vorzeitige Reformation im Spätmittelalter, 1998, XV, 304 S. ISBN 3-486-56259-2

- 
- 40 *Alfred Haverkamp* (Hrsg.)  
Information, Kommunikation und Selbstdarstellung in mittelalterlichen Gemeinden, 1998, XXII, 288 S. ISBN 3-486-56260-6
- 41 *Knut Schulz* (Hrsg.)  
Handwerk in Europa. Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit, 1999, XX, 313 S. ISBN 3-486-56395-5
- 42 *Werner Eck* (Hrsg.)  
Lokale Autonomie und römische Ordnungsmacht in den kaiserzeitlichen Provinzen vom 1. bis 3. Jahrhundert, 1999, X, 327 S. ISBN 3-486-56385-8
- 43 *Manfred Hildermeier* (Hrsg.)  
Stalinismus vor dem Zweiten Weltkrieg. Neue Wege der Forschung / Stalinism before the Second World War. New Avenues of Research, 1998, XVI, 345 S. ISBN 3-486-56350-5
- 44 *Aharon Oppenheimer* (Hrsg.)  
Jüdische Geschichte in hellenistisch-römischer Zeit. Wege der Forschung: Vom alten zum neuen Schürer, 1999, XII, 275 S. ISBN 3-486-56414-5
- 45 *Dietmar Willoweit* (Hrsg.)  
Die Begründung des Rechts als historisches Problem, 2000, VIII, 345 S. ISBN 3-486-56482-X
- 46 *Stephen A. Schuker* (Hrsg.)  
Deutschland und Frankreich. Vom Konflikt zur Aussöhnung. Die Gestaltung der westeuropäischen Sicherheit 1914-1963, 2000, XX, 280 S. ISBN 3-486-56496-X
- 47 *Wolfgang Reinhard* (Hrsg.)  
Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außer-europäische Machtprozesse, 1999, XVI, 375 S. ISBN 3-486-56416-1
- 48 *Gerhard Besier* (Hrsg.)  
Zwischen „nationaler Revolution“ und militärischer Aggression. Transformationen in Kirche und Gesellschaft während der konsolidierten NS-Gewaltherrschaft 1934-1939, 2001, XXVIII, 276 S. ISBN 3-486-56543-5

- 49 *David Cohen* (Hrsg.)  
Demokratie, Recht und soziale Kontrolle im klassischen Athen, 2002, VI, 205 S. ISBN 3-486-56662-8
- 50 *Thomas A. Brady* (Hrsg.)  
Die deutsche Reformation zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit, 2001, XXI, 258 S. ISBN 3-486-56565-6
- 51 *Harold James* (Hrsg.)  
The Interwar Depression in an International Context, 2002, XVII, 192 S. ISBN 3-486-56610-5
- 52 *Christof Dipper* (Hrsg.)  
Deutschland und Italien, 1860–1960. Politische und kulturelle Aspekte im Vergleich (mit Beiträgen von F. Bauer, G. Corni, Chr. Dipper, L. Klinkhammer, B. Mantelli, M. Meriggi, L. Raphael, F. Rugge, W. Schieder, P. Schiera, H.-U. Thamer, R. Wörsdörfer) 2005, X, 284 S. ISBN 3-486-20015-1
- 53 *Frank-Rutger Hausmann* (Hrsg.)  
Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945, 2002, XXV, 373 S. ISBN 3-486-56639-3
- 54 *Frank Kolb* (Hrsg.)  
Chora und Polis, 2004, XVIII, 382 S. ISBN 3-486-56730-6
- 55 *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.)  
Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts, 2004, XVIII, 339 S. ISBN 3-486-56768-3
- 56 *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.)  
Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit, 2003, IX, 356 S. ISBN 3-486-56642-3
- 57 *Diethelm Klippel* (Hrsg.)  
Naturrecht und Staat. Politische Funktionen des europäischen Naturrechts (17.–19. Jahrhundert) (mit Beiträgen von H. Brandt, W. Brauner, W. Demel, Ch. Dipper, M. Fitzpatrick, S. Hofer, S. Rus Rufino, W. Schmale, J. Schröder, D. Schwab, B. Stollberg-Rilinger) 2006, XI, 230 S. ISBN 978-3-486-57905-5

- 58 *Jürgen Reulecke* (Hrsg.)  
Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, 2003, XV, 300 S. ISBN 3-486-56747-0
- 59 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.)  
Zwischen Politik und Religion. Studien zur Entstehung, Existenz und Wirkung des Totalitarismus. Kolloquium der Mitglieder des Historischen Kollegs, 23. November 2001, 2003, XIV, 155 S. ISBN 3-486-56748-9
- 60 *Marie-Luise Recker* (Hrsg.)  
Parlamentarismus in Europa. Deutschland, England und Frankreich im Vergleich, 2004, XVIII, 232 S. ISBN 3-486-56817-5
- 61 *Helmut Altrichter* (Hrsg.)  
GegenErinnerung. Geschichte als politisches Argument im Transformationsprozeß Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas (mit Beiträgen von H. Altrichter, C. Bethke, K. Brüggemann, V. Dumbrava, R. Eckert, U. von Hirschhausen, J. Höslner, I. Iveljić, W. Jilge, C. Kraft, H. Lemberg, R. Lindner, B. Murgescu, A. Nikžentaitis, A. Pók, H. Sundhaussen, S. Troebst, M. Wien) 2006, XXIV, 326 S. ISBN 3-486-57873-1
- 62 *Jürgen Trabant* (Hrsg.)  
Sprache der Geschichte (mit Beiträgen von T. Borsche, G. Cacciatore, K. Ehlich, H. D. Kittsteiner, B. Lindorfer, Ch. Meier, T. B. Müller, W. Oesterreicher, St. Otto, U. Raulff, J. Trabant) 2005, XXIV, 166 S. ISBN 3-486-57572-4
- 63 *Anselm Doering-Manteuffel* (Hrsg.)  
Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts (mit Beiträgen von E. Conze, A. Doering-Manteuffel, M. Geyer, H.-G. Haupt, H. James, G. Koenen, D. van Laak, M. Niehuss, L. Raphael, J. Reulecke, J. Rückert, M. Ruck, A. von Saldern, A. Schildt, A. Wirsching, M. Zimmermann) 2006, VIII, 273 S. ISBN 978-3-486-58057-0
- 64 *Jan-Dirk Müller* (Hrsg.)  
Text und Kontext: Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik (mit Beiträgen von G. Althoff, H. Bleumer, U. von Bloh, U. Friedrich, B. Jussen, B. Kellner, Ch. Kiening, K. Krüger, St. G. Nichols, P. Strohschneider, Ch. Witthöft) 2007, XIV, ca. 280 S. ISBN 978-3-486-58106-5

- 65 *Peter Schäfer* (Hrsg.)  
Wege mystischer Gotteserfahrung. Judentum, Christentum und Islam. *Mystical Approaches to God. Judaism, Christianity, and Islam* (mit Beiträgen von W. Beierwaltes, P. Dinzelbacher, R. Elior, A. M. Haas, M. Himmelfarb, P. Schäfer, G. G. Stroumsa, S. Stroumsa) 2006, X, 164 S. ISBN 978-3-486-58006-8
- 66 *Friedrich Wilhelm Graf* (Hrsg.)  
Intellektuellen-Götter. Das religiöse Laboratorium der klassischen Moderne (mit Beiträgen von C. Arnold, K. Große Kracht, H. Haury, G. Hübingler, V. Krech, Ch. Nottmeier, M. Pyka, A. Reuter, U. Sieg) (in Vorbereitung)
- 67 *Werner Busch* (Hrsg.)  
Verfeinertes Sehen. Optik und Farbe im 18. und frühen 19. Jahrhundert (mit Beiträgen von U. Boskamp, W. Busch, E. Fiorentini, J. Gage, B. Gockel, U. Klein, C. Meister, J. Müller-Tamm, A. Pietsch, H. O. Sibus, M. Wagner, M. Wellmann) (in Vorbereitung)
- 68 *Kaspar von Greyerz* (Hrsg.)  
Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit. Individualisierungsweisen in interdisziplinärer Perspektive (mit Beiträgen von J. S. Amelang, P. Becker, M. Christadler, R. Dekker, S. Faroghi, K. v. Greyerz, V. Groebner, G. Jancke, S. Mendelson, G. Piller, R. Ries) 2007, VIII, ca. 210 S. ISBN 978-3-486-58236-9
- 69 *Wilfried Hartmann* (Hrsg.)  
Recht und Gericht in Kirche und Welt um 900 (mit Beiträgen von C. Cubitt, R. Deutinger, S. Hamilton, W. Hartmann, E.-D. Hehl, K. Herbers, W. Kaiser, L. Körntgen, R. Meens, H. Siems, K. Ubl, K. Zechiel-Eckes) 2007, XI, ca. 320 S. ISBN 978-3-486-58147-8
- 70 *Heinz Schilling* (Hrsg.)  
Konfessioneller Fundamentalismus. Religion als politischer Faktor im europäischen Mächtesystem um 1600 (mit Beiträgen von R. Bireley, H.-J. Bömelburg, W. Frijhoff, A. Gotthard, H. Th. Gräf, W. Harms, Th. Kaufmann, A. Koller, V. Leppin, W. Monter, B. Roeck, A. Schindling, W. Schulze, I. Tóth, E. Wolgast) 2007, X, ca. 315 S. ISBN 978-3-486-58150-8

- 
- 71 *Michael Toch* (Hrsg.)  
Wirtschaftsgeschichte der mittelalterlichen Juden. Fragen und Einschätzungen (mit Beiträgen von D. Abulafia, R. Barzen, A. Holtmann, D. Jacoby, M. Keil, R. Mueller, H.-G. von Mutius, J. Shatzmiller, M. Toch, G. Todeschini, M. Wenninger) (in Vorbereitung)
- 72 *Tilman Nagel* (Hrsg.)  
Der Koran und sein religiöses und kulturelles Umfeld (in Vorbereitung)
- 73 *Karl-Joachim Hölkeskamp* (Hrsg.)  
Eine politische Kultur (in) der Krise? Die „letzte Generation“ der römischen Republik (in Vorbereitung)
- 74 *Karl Schlögel* (Hrsg.)  
Mastering Space. Raum und Raumbewältigung als Probleme der russischen Geschichte (in Vorbereitung)

**Vorträge**

- 1 *Heinrich Lutz*  
Die deutsche Nation zu Beginn der Neuzeit. Fragen nach dem Gelingen und Scheitern deutscher Einheit im 16. Jahrhundert, 1982, IV, 31 S. *vergriffen*
- 2 *Otto Pflanze*  
Bismarcks Herrschaftstechnik als Problem der gegenwärtigen Historiographie, 1982, IV, 39 S. *vergriffen*
- 3 *Hans Conrad Peyer*  
Gastfreundschaft und kommerzielle Gastlichkeit im Mittelalter, 1983, IV, 24 S. *vergriffen*
- 4 *Eberhard Weis*  
Bayern und Frankreich in der Zeit des Konsulats und des ersten Empire (1799–1815), 1984, 41 S. *vergriffen*
- 5 *Heinz Angermeier*  
Reichsreform und Reformation, 1983, IV, 76 S. *vergriffen*
- 6 *Gerald D. Feldman*  
Bayern und Sachsen in der Hyperinflation 1922/23, 1984, IV, 41 S. *vergriffen*
- 7 *Erich Angermann*  
Abraham Lincoln und die Erneuerung der nationalen Identität der Vereinigten Staaten von Amerika, 1984, IV, 33 S. *vergriffen*
- 8 *Jürgen Kocka*  
Traditionsbindung und Klassenbildung. Zum sozialhistorischen Ort der frühen deutschen Arbeiterbewegung, 1987, 48 S. *vergriffen*
- 9 *Konrad Repgen*  
Kriegslegitimationen in Alteuropa. Entwurf einer historischen Typologie, 1985, 27 S. *vergriffen*
- 10 *Antoni Mączak*  
Der Staat als Unternehmen. Adel und Amtsträger in Polen und Europa in der Frühen Neuzeit, 1989, 32 S. *vergriffen*

- 
- 11 *Eberhard Kolb*  
Der schwierige Weg zum Frieden. Das Problem der Kriegsbeendigung 1870/71, 1985, 33 S. *vergriffen*
- 12 *Helmut Georg Koenigsberger*  
Fürst und Generalstände. Maximilian I. in den Niederlanden (1477–1493), 1987, 27 S. *vergriffen*
- 13 *Winfried Schulze*  
Vom Gemeinnutz zum Eigennutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit, 1987, 40 S. *vergriffen*
- 14 *Johanne Autenrieth*  
„Litterae Virgilianae“. Vom Fortleben einer römischen Schrift, 1988, 51 S. *vergriffen*
- 15 *Tilemann Grimm*  
Blickpunkte auf Südostasien. Historische und kulturalanthropologische Fragen zur Politik, 1988, 37 S.
- 16 *Ernst Schulin*  
Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert. Probleme und Umrisse einer Geschichte der Historie, 1988, 34 S. *vergriffen*
- 17 *Hartmut Boockmann*  
Geschäfte und Geschäftigkeit auf dem Reichstag im späten Mittelalter, 1988, 33 S. *vergriffen*
- 18 *Wilfried Barner*  
Literaturwissenschaft – eine Geschichtswissenschaft?, 1990, 42 S. *vergriffen*
- 19 *John C. G. Röhl*  
Kaiser Wilhelm II. Eine Studie über Cäsarenwahnsinn, 1989, 36 S. *vergriffen*
- 20 *Klaus Schreiner*  
Mönchsein in der Adelsgesellschaft des hohen und späten Mittelalters. Klösterliche Gemeinschaftsbildung zwischen spiritueller Selbstbehauptung und sozialer Anpassung, 1989, 68 S. *vergriffen*

- 21 *Roger Dufraisse*  
Die Deutschen und Napoleon im 20. Jahrhundert, 1991, 43 S.
- 22 *Gerhard A. Ritter*  
Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, 1989, 72 S. *vergriffen*
- 23 *Jürgen Miethke*  
Die mittelalterlichen Universitäten und das gesprochene Wort, 1990, 48 S. *vergriffen*
- 24 *Dieter Simon*  
Lob des Eunuchen, 1994, 27 S.
- 25 *Thomas Vogtherr*  
Der König und der Heilige. Heinrich IV., der heilige Remaklus und die Mönche des Doppelklosters Stablo-Malmedy, 1990, 29 S. *vergriffen*
- 26 *Johannes Schilling*  
Gewesene Mönche. Lebensgeschichten in der Reformation, 1990, 36 S. *vergriffen*
- 27 *Kurt Raaflaub*  
Politisches Denken und Krise der Polis. Athen im Verfassungskonflikt des späten 5. Jahrhunderts v.Chr., 1992, 63 S.
- 28 *Volker Press*  
Altes Reich und Deutscher Bund. Kontinuität in der Diskontinuität, 1995, 31 S.
- 29 *Shulamit Volkov*  
Die Erfindung einer Tradition. Zur Entstehung des modernen Judentums in Deutschland, 1992, 30 S. *vergriffen*
- 30 *Franz Bauer*  
Gehalt und Gestalt in der Monumentalsymbolik. Zur Ikonologie des Nationalstaats in Deutschland und Italien 1860–1914, 1992, 39 S.
- 31 *Heinrich A. Winkler*  
Mußte Weimar scheitern? Das Ende der ersten Republik und die Kontinuität der deutschen Geschichte, 1991, 32 S. *vergriffen*

- 
- 32 *Johannes Fried*  
Kunst und Kommerz. Über das Zusammenwirken von Wissenschaft und Wirtschaft im Mittelalter vornehmlich am Beispiel der Kaufleute und Handelsmessen, 1992, 40 S.
- 33 *Paolo Prodi*  
Der Eid in der europäischen Verfassungsgeschichte, 1992, 35 S.
- 34 *Jean-Marie Moeglin*  
Dynastisches Bewußtsein und Geschichtsschreibung. Zum Selbstverständnis der Wittelsbacher, Habsburger und Hohenzollern im Spätmittelalter, 1993, 47 S.
- 35 *Bernhard Kölver*  
Ritual und historischer Raum. Zum indischen Geschichtsverständnis, 1993, 65 S.
- 36 *Elisabeth Fehrenbach*  
Adel und Bürgertum im deutschen Vormärz, 1994, 31 S.
- 37 *Ludwig Schmugge*  
Schleichwege zu Pfründe und Altar. Päpstliche Dispense vom Geburtsmakel 1449–1533, 1994, 35 S.
- 38 *Hans-Werner Hahn*  
Zwischen Fortschritt und Krisen. Die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts als Durchbruchphase der deutschen Industrialisierung, 1995, 47 S.
- 39 *Robert E. Lerner*  
Himmelsvision oder Sinnendelirium? Franziskaner und Professoren als Traumdeuter im Paris des 13. Jahrhunderts, 1995, 35 S.
- 40 *Andreas Schulz*  
Weltbürger und Geldaristokraten. Hanseatisches Bürgertum im 19. Jahrhundert, 1995, 38 S.
- 41 *Wolfgang J. Mommsen*  
Die Herausforderung der bürgerlichen Kultur durch die künstlerische Avantgarde. Zum Verhältnis von Kultur und Politik im Wilhelminischen Deutschland, 1994, 30 S.

- 42 *Klaus Hildebrand*  
Reich – Großmacht – Nation. Betrachtungen zur Geschichte der deutschen Außenpolitik 1871–1945, 1995, 25 S. *vergriffen*
- 43 *Hans Eberhard Mayer*  
Herrschaft und Verwaltung im Kreuzfahrerkönigreich Jerusalem, 1996, 38 S.
- 44 *Peter Blickle*  
Reformation und kommunaler Geist. Die Antwort der Theologen auf den Wandel der Verfassung im Spätmittelalter, 1996, 42 S.
- 45 *Peter Krüger*  
Wege und Widersprüche der europäischen Integration im 20. Jahrhundert, 1995, 39 S.
- 46 *Werner Greiling*  
„Intelligenzblätter“ und gesellschaftlicher Wandel in Thüringen. Anzeigenwesen, Nachrichtenvermittlung, Rasonnement und Sozialdisziplinierung, 1995, 38 S.

**Dokumentationen**

- 1 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Erste Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1984, VI, 70 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 2 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: *Horst Fuhrmann*, Das Interesse am Mittelalter in heutiger Zeit. Beobachtungen und Vermutungen – *Lothar Gall*, Theodor Schieder 1908 bis 1984, 1987, 65 S. *vergriffen*
- 3 Leopold von Ranke: Vorträge anlässlich seines 100. Todestages. Gedenkfeier der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft am 12. Mai 1986, 1987, 44 S. *vergriffen*
- 4 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Zweite Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1987, 98 S., mit Abbildungen
- 5 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: *Thomas Nipperdey*, Religion und Gesellschaft: Deutschland um 1900, 1988, 29 S. *vergriffen*
- 6 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: *Christian Meier*, Die Rolle des Krieges im klassischen Athen, 1991, 55 S. *vergriffen*
- 7 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Dritte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1991, 122 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 8 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Historisches Kolleg 1980–1990. Vorträge anlässlich des zehnjährigen Bestehens und zum Gedenken an Alfred Herrhausen, 1991, 63 S.
- 9 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: *Karl Leyser*, Am Vorabend der ersten europäischen Revolution. Das 11. Jahrhundert als Umbruchzeit, 1994, 32 S.

- 10 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Vierte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1993, 98 S., mit Abbildungen
- 11 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: *Rudolf Smend, Mose als geschichtliche Gestalt*, 1995, 23 S.
- 12 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Über die Offenheit der Geschichte. Kolloquium der Mitglieder des Historischen Kollegs, 20. und 21. November 1992, 1996, 84 S.

Vorträge und Dokumentationen sind nicht im Buchhandel erhältlich; sie können, soweit lieferbar, über die Geschäftsstelle des Historischen Kollegs (Kaulbachstr. 15, 80539 München) bezogen werden.

**Jahrbuch des Historischen Kollegs**

**Jahrbuch des Historischen Kollegs 1995:**

*Arnold Esch*

Rom in der Renaissance. Seine Quellenlage als methodisches Problem

*Manlio Bellomo*

Geschichte eines Mannes: Bartolus von Sassoferrato und die moderne europäische Jurisprudenz

*František Šmahel*

Das verlorene Ideal der Stadt in der böhmischen Reformation

*Alfred Haverkamp*

„... an die große Glocke hängen“. Über Öffentlichkeit im Mittelalter

*Hans-Christof Kraus*

Montesquieu, Blackstone, De Lolme und die englische Verfassung des 18. Jahrhunderts

1996, VIII, 180 S. 4 Abb. ISBN 3-486-56176-6

**Jahrbuch des Historischen Kollegs 1996:**

*Johannes Fried*

Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte

*Manfred Hildermeier*

Revolution und Kultur: Der „Neue Mensch“ in der frühen Sowjetunion

*Knut Schulz*

Handwerk im spätmittelalterlichen Europa. Zur Wanderung und Ausbildung von Lehrlingen in der Fremde

*Werner Eck*

Mord im Kaiserhaus? Ein politischer Prozeß im Rom des Jahres 20 n. Chr.

*Wolfram Pyta*

Konzert der Mächte und kollektives Sicherheitssystem: Neue Wege zwischenstaatlicher Friedenswahrung in Europa nach dem Wiener Kongreß 1815

1997, VI, 202 S. 1 Abb. ISBN 3-486-56300-9

**Jahrbuch des Historischen Kollegs 1997:***Eberhard Weis*

Hardenberg und Montgelas. Versuch eines Vergleichs ihrer Persönlichkeiten und ihrer Politik

*Dietmar Willoweit*

Vom alten guten Recht. Normensuche zwischen Erfahrungswissen und Ursprungslegenden

*Aharon Oppenheimer*

Messianismus in römischer Zeit. Zur Pluralität eines Begriffes bei Juden und Christen

*Stephen A. Schuker*

Bayern und der rheinische Separatismus 1923–1924

*Gerhard Schuck*

Zwischen Ständeordnung und Arbeitsgesellschaft. Der Arbeitsbegriff in der frühneuzeitlichen Policey am Beispiel Bayerns

1998, XXI, 169 S. ISBN 3-486-56375-0

**Jahrbuch des Historischen Kollegs 1998:***Peter Pulzer*

Der deutsche Michel in John Bulls Spiegel: Das britische Deutschlandbild im 19. Jahrhundert

*Gerhard Besier*

„The friends ... in America need to know the truth ...“ Die deutschen Kirchen im Urteil der Vereinigten Staaten (1933–1941)

*David Cohen*

Die Schwestern der Medea. Frauen, Öffentlichkeit und soziale Kontrolle im klassischen Athen

*Wolfgang Reinhard*

Staat machen: Verfassungsgeschichte als Kulturgeschichte

*Lutz Klinkhammer*

Die Zivilisierung der Affekte. Kriminalitätsbekämpfung im Rheinland und in Piemont unter französischer Herrschaft 1798–1814

1999, 193 S. 5 Abb. ISBN 3-486-56420-X

**Jahrbuch des Historischen Kollegs 1999:**

*Jan Assmann*

Ägypten in der Gedächtnisgeschichte des Abendlandes

*Thomas A. Brady*

Ranke, Rom und die Reformation: Leopold von Rankes Entdeckung des Katholizismus

*Harold James*

Das Ende der Globalisierung? Lehren aus der Weltwirtschaftskrise

*Christof Dipper*

Helden über Kreuz oder das Kreuz mit den Helden. Wie Deutsche und Italiener die Heroen der nationalen Einigung (der anderen) wahrnahmen

*Felicitas Schmieder*

„... von etlichen geistlichen leyen wegen“. Definitionen der Bürgerschaft im spätmittelalterlichen Frankfurt am Main

2000, VI, 199 S. 7 Abb. ISBN 3-486-56492-7

**Jahrbuch des Historischen Kollegs 2000:**

*Winfried Schulze*

Die Wahrnehmung von Zeit und Jahrhundertwenden

*Frank Kolb*

Von der Burg zur Polis. Akkulturation in einer kleinasiatischen „Provinz“

*Hans Günter Hockerts*

Nach der Verfolgung. Wiedergutmachung in Deutschland: Eine historische Bilanz 1945–2000

*Frank-Rutger Hausmann*

„Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“. Die ‚Deutschen Wissenschaftlichen Institute‘ (DWI) im Zweiten Weltkrieg (1940–1945)

*Ulrike Freitag*

Scheich oder Sultan – Stamm oder Staat? Staatsbildung im Hadramaut (Jemen) im 19. und 20. Jahrhundert

2001, VI, 250 S. 16 Abb. ISBN 3-486-56557-5

**Jahrbuch des Historischen Kollegs 2001:***Michael Stolleis*

Das Auge des Gesetzes. Materialien zu einer neuzeitlichen Metapher

*Wolfgang Hardtwig*

Die Krise des Geschichtsbewußtseins in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Aufstieg des Nationalsozialismus

*Diethelm Klippel*

Kant im Kontext. Der naturrechtliche Diskurs um 1800

*Jürgen Reulecke*

Neuer Mensch und neue Männlichkeit. Die „junge Generation“ im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

*Peter Burschel*

Paradiese der Gewalt. Martyrium, Imagination und die Metamorphosen des nachtridentinischen Heiligenhimmels

2002, VI, 219 S. 16. Abb. ISBN 3-486-56641-5

**Jahrbuch des Historischen Kollegs 2002:***Wolfgang Reinhard*

Geschichte als Delegitimation

*Jürgen Trabant*

Sprache der Geschichte

*Marie-Luise Recker*

„Es braucht nicht niederreißende Polemik, sondern aufbauende Tat“. Zur Parlamentskultur der Bundesrepublik Deutschland

*Helmut Altrichter*

War der Zerfall der Sowjetunion vorauszusehen?

*Andreas Rödder*

„Durchbruch im Kaukasus“? Die deutsche Wiedervereinigung und die Zeitgeschichtsschreibung

2003, VI, 179 S. ISBN 3-486-56736-5

**Jahrbuch des Historischen Kollegs 2003:**

*Jochen Martin*

Rom und die Heilsgeschichte. Beobachtungen zum Triumphbogenmosaik von S. Maria Maggiore in Rom

*Jan-Dirk Müller*

Imaginäre Ordnungen und literarische Imaginationen um 1200

*Peter Schäfer*

Ex oriente lux? Heinrich Graetz und Gershom Scholem über den Ursprung der Kabbala

*Anselm Doering-Manteuffel*

Mensch, Maschine, Zeit. Fortschrittsbewußtsein und Kulturkritik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

*Bernhard Löffler*

Öffentliches Wirken und öffentliche Wirkung Ludwig Erhards

2004, VI, 205 S. 20 Abb. ISBN 3-486-56843-4

**Jahrbuch des Historischen Kollegs 2004:**

*Wolfgang Frühwald*

„Wer es gesehen hat, der hat es auf sein ganzes Leben“. Die italienischen Tagebücher der Familie Goethe

*Kaspar von Greyerz*

Vom Nutzen und Vorteil der Selbstzeugnisforschung für die Frühneuzeitgeschichte

*Friedrich Wilhelm Graf*

Annihilatio historiae? Theologische Geschichtsdiskurse in der Weimarer Republik

*Werner Busch*

Die Naturwissenschaften als Basis des Erhabenen in der Kunst des 18. und frühen 19. Jahrhunderts

*Jörn Leonhard*

Der Ort der Nation im Deutungswandel kriegerischer Gewalt: Europa und die Vereinigten Staaten 1854–1871

2005, VI, 182 S. 9 Abb. ISBN 3-486-57741-7

**Jahrbuch des Historischen Kollegs 2005:***Michael Mitterauer*

Europäische Geschichte in globalem Kontext

*Michael Toch*

Das Gold der Juden – Mittelalter und Neuzeit

*Heinz Schilling*

Gab es um 1600 in Europa einen Konfessionsfundamentalismus? Die Geburt des internationalen Systems in der Krise des konfessionellen Zeitalters

*Wilfried Hartmann*

„Sozialdisziplinierung“ und „Sündenzucht“ im frühen Mittelalter? Das bischöfliche Sendgericht in der Zeit um 900

*Peter Scholz*

Imitatio patris statt griechischer Pädagogik. Überlegungen zur Sozialisation und Erziehung der republikanischen Senatsaristokratie

2006, VI, 190 S. 17 Abb. ISBN 978-3-486-57963-5

**Jahrbuch des Historischen Kollegs 2006:***Klaus Hildebrand*

Globalisierung 1900. Alte Staatenwelt und neue Weltpolitik an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert

*Karl-Joachim Hölkeskamp*

Pomp und Prozessionen. Rituale und Zeremonien in der politischen Kultur der römischen Republik

*Tilman Nagel*

Verstehen oder nachahmen? Grundtypen der muslimischen Erinnerung an Mohammed

*Karl Schlögel*

Moskau 1937. Eine Stadt in den Zeiten des Großen Terrors

*Claire Gantet*

Seele und persönliche Identität im Heiligen Römischen Reich, ca. 1500 – ca. 1750. Ansätze zu einer kulturellen Wissenschaftsgeschichte

2007, 211 S. 7 Abb. ISBN 978-3-486-58036-5

**Sonderveröffentlichungen**

*Horst Fuhrmann (Hrsg.)*

Die Kaulbach-Villa als Haus des Historischen Kollegs. Reden und wissenschaftliche Beiträge zur Eröffnung, 1989, XII, 232 S. ISBN 3-486-55611-8

*Lothar Gall (Hrsg.)*

25 Jahre Historisches Kolleg. Rückblick – Bilanz – Perspektiven, 2006, 293 S. ISBN 3-486-58005-1